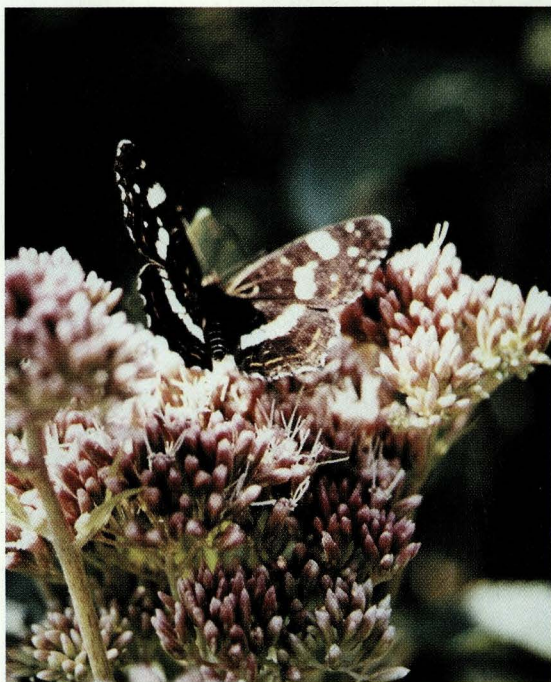
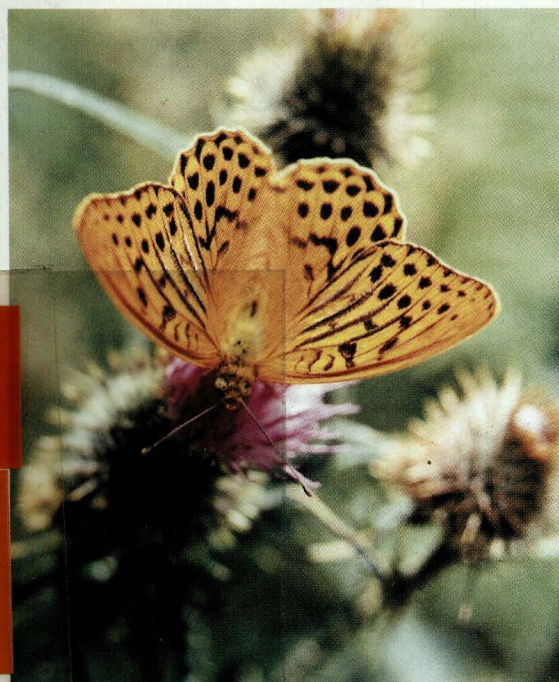
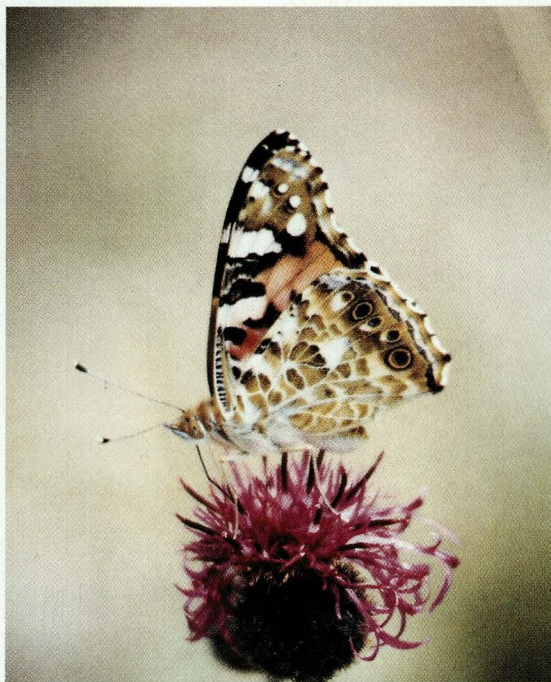




Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

81. – 82. Jahrgang · 1995 – 96



P
senz

117

UB Braunschweig 84



2755-403-4



Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

81. – 82. Jahrgang · 1995 – 96

Inhalt

Peter Ekebrecht	
Klein Sehle („Seled Minor“) – Funde aus einem ehemaligen Stiftsgut.	3
Maria Kapp	
„In antiquis ecclesiae libris“. Eine Rekonstruktion der Handschriftenbestände der Goslarer Klosterbibliotheken.	15
Maria Kapp	
Die Texte des Goslarer Evangeliars.	25
Falko Rost	
Die Kirche St. Maria in Groß Dahlum – ein klassizistischer Bau in der Superintendentur Schöppenstedt.	29
Hermann Ahrens	
Über die 17 alten Ohrumer Kothhöfe.	39
Mechthild Wiswe	
Die Litolffs und ihre Ahnen in Bildnissen. Ein Beitrag zur Porträtmalerei in Braunschweig im 19. Jahrhundert.	53
Rolf Siebert	
Die amerikanischen Luftangriffe auf den Stadtteil Querum der Stadt Braunschweig am 21. Februar und 8. Mai 1944.	65
Wolfgang Winkel	
Der Wendehals (<i>Jynx torquilla</i>) als Nisthöhlenbrüter.	
Befunde aus dem Braunschweiger „Höhlenbrüterprogramm“ des Instituts für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“.	91
Rolf Jürgens	
Der Kiebitz. Ein hochgradig bestandsbedrohter Brutvogel im Landkreis Wolfenbüttel	101
Rolf Jürgens	
Seltene Schmetterlinge im Elm	104
Buchbesprechungen	106
Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e. V.	
Schriftleitung Wolf-Dieter Steinmetz	
Wolfenbüttel 1997	

© Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz

Geschäftsstelle: Kanzleistraße 3, 38300 Wolfenbüttel

Schriftleitung: Wolf-Dieter Steinmetz, Kanzleistraße 3, 38300 Wolfenbüttel

Titelbilder, zum Aufsatz von Rolf Jürgens, S. 105 – 106:

Abb. 1 (oben links): Großer Schillerfalter

Abb. 2 (oben rechts): Distelfalter auf Skabiose

Abb. 3 (unten links): Kaisermantel

Abb. 4 (unten rechts): Landkärtchenfalter

Umschlagentwurf: Klaus Grötzinger, Braunschweig

Alle Zuschriften sind an den Schriftleiter zu richten; ebenfalls Besprechungsexemplare und Sonderdrucke von Aufsätzen, die im Literaturteil angezeigt werden sollen.

Für die einzelnen Beiträge sind jeweils die Verfasser verantwortlich.

Der Zweck des Vereins ist mit Bescheid des Finanzamtes Braunschweig-Stadt vom 14. 5. 1982 (AZ.IV-231-Gem LNR.: B 41) als förderungswürdig im Sinne der Steuergesetze anerkannt. Für Zuwendungen über den Mitgliedsbeitrag hinaus können deshalb Spendenbescheinigung erteilt werden.

Anmeldungen über die Geschäftsstelle Kanzleistraße 3, 38300 Wolfenbüttel.

Postbankkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 44065-308.



Peter Eckbrecht

Klein Sehlde („Selede Minor“) – Funde aus einem ehemaligen Stiftsgut

Zur Lage des ehemaligen Dorfes

„Klein Sehlde“ und seines Nachbardorfes „Sehlde“ (im Mittelalter „Selede major“)

Sehlde gehört im Reg. Bezirk Braunschweig, Landkreis Wolfenbüttel, zur Samtgemeinde Baddeckenstedt. Es liegt am südwestlichen Ufer der Innerste, am Fuße des Hainberges, der sich als Höhenzug auf einer Länge von 8 km parallel zur Innerste erstreckt.

Die nördlich des Flusses gelegenen Dörfer Haverlah, Steinlah, Söderhof und das heute zu Salzgitter gehörende Ringelheim sind über eine Brücke zu erreichen. Wahrscheinlich war bei Sehlde der Fluß früher durch eine Furt passierbar. Eine weitere, 3 km flußaufwärts gelegene Furt bei Ringelheim bot für den Fernverkehr günstigere Bedingungen. Hier kreuzte früher die „Alte Frankfurter Straße“ (alter Verlauf der B 248) die ebenfalls relativ alte Städteverbindung zwischen Goslar und Hildesheim (alter Verlauf der B 6). Parallel zu der für den Nord-Südverkehr bedeutenden „Alten Frankfurter Straße“ bestand sicherlich auch schon vor dem Mittelalter durch das enge Neiletal für den regionalen Verkehr eine Verbindung zwischen dem „Lutter-Becken“ und dem „Innerstetal“.

Eine nicht datierte, an einigen Erdwällen noch gut erkennbare Burg am Westerberg bei Neuwallmoden, ist unter dem Namen „Reitbahn“ erhalten geblieben (STOLLBERG 1983, S. 314). Diese Befestigungsanlage wird weiträumig der Sicherung der „Alten Frankfurter Straße“ gedient haben. Außerdem konnte man hier den Verkehr durch das Neiletal kontrollieren. Einen Kilometer südöstlich von Sehlde liegt ein Geländeeinschnitt, der eine sich zur Innerste hin öffnende Senke bildet. Hier liegt die Wüstung Klein Sehlde. Der Untergrund besteht aus braunem, sehr fruchtbarem Lößboden. An den tiefer gelegenen Stellen drückt Grundwasser empor, das vor Erreichen der Oberfläche durch Drainagerohre abgeleitet wird. Es handelt sich um Quellen, die mit dem Karstgrundwasservorkommen

der Innerstemulde des Nordwestharzvorlandes in Verbindung stehen. Dieses von Goslar bis Baddeckenstedt reichende natürliche Wasserreservoir wird in der heutigen Zeit durch zahlreiche Tiefbrunnen für die Trinkwasserversorgung genutzt (RICHTER et al. 1968, S. 817 – 840). Auch in unmittelbarer Nähe der Wüstung befindet sich eine Wasserentnahmestelle.

Zur geschichtlichen Entwicklung von Klein Sehlde und seinem Nachbardorf Sehlde

Nach FLECHSIG (1953, S. 24ff) sind bei Ortsnamen die Endungen „-de“ und „-te“ über „-ede“ bzw. „-ete“ aus dem Suffix „-ithi“ entstanden. Die so bezeichneten Ortschaften, zu denen auch Sehlde auf Grund der ältesten überlieferten Namensform „Selethe“ gehört, rechnet WESCHE (1957, S. 66) zu den ältesten dieser Region. Diese Siedlungen seien nahe einer Wasserstelle angelegt. Sie seien noch älter als die seiner Meinung nach bereits in vorfränkischer Zeit gegründeten Orte mit der Namensendung „-stedt“.

In der folgenden Tabelle sind die urkundlichen Nennungen von Sehlde, Klein Sehlde und dem Adelsgeschlecht v. Sehlde für die Zeit bis 1400 zusammengestellt. Zwei hier nicht berücksichtigte noch ältere urkundliche Erwähnungen von Sehlde aus dem 10. Jh. sind wahrscheinlich Fälschungen.

Die erste zuverlässige urkundliche Erwähnung von Sehlde erfolgte 1130 durch Bischof Bernhard von Hildesheim. Eberhard v. Schlade habe ihm 2 Hufen Land in „Selethe“ nebst 3 Hörigen verkauft. In den Urkundenbüchern des Hochstifts Hildesheim wird Sehlde 8 mal, im Urkundenbuch der Stadt Goslar 10 mal erwähnt. Nach Abzug der Doppelnennungen (*) sind es 14 Ereignisse, die insgesamt in beiden Büchern zu urkundlichen Erwähnungen führten.

Klein Sehlde wird erstmals 1209 im Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim genannt. 9 weitere Erwähnungen finden sich im Urkundenbuch der Stadt Goslar.

Jahr	Name Klein Sehlde	Name Sehlde	Literatur	Inhalt
1130 – 1153		in Selethe	JANICKE 1896, Nr. 190	Ackerland in ...
1154/1157		in Seled	JANICKE 1896, Nr. 283, 304. BODE 1893, Nr. 225* und 240*	Ackerland in ...
1183		in Selethe	JANICKE 1896, Nr. 421	Ackerland in ...
1187		Ratudart de Seled	JANICKE 1896, Nr. 451; BODE 1893, Nr. 311	Zeuge
1206		Andreas et Ludolfus de Seled	JANICKE 1896, Nr. 614	Zeuge
1209	in minori Seled	majori Seled	JANICKE 1896, Nr. 630	Ackerland in ...
1221		Iohann de Seled	JANICKE 1896, Nr. 765	Haus des ...
1227		Andr.de Seled, Th.de Selethe	HOOGEWEG 1901, Nr. 237, 217 und Nr. 243	Lehen, bzw.Zeugen
1230 – 1245		Ludolfus de Seled/ Seledhe miles, advocatus	HOOGEWEG 1901, Nr. 290, 322, 351, 512, 518, 562, 563, 591, 688, 732, 733, 738. BODE 1893, Nr. 505*, 523* und 577*	Ackerland des ... bzw. Zeuge
1237		in Seelde	HOOGEWEG 1901, Nr. 496	Ackerland in...
1251/1255		Hogerus de Seled	HOOGEWEG 1901, Nr. 876 u. 979	Zeuge
1256/1258	in villa parvo Seled		BODE 1896, Nr. 34, 54	Lehen in ...
1260		Lambertus de Selethe	HOOGEWEG 1901, Nr. 1148	Zeuge
1263		in Seledhe	HOOGEWEG 1903, Nr. 48; BODE 1896, Nr. 86*	Güter in ...
1268		Ludeko de Seled	HOOGEWEG 1903, Nr. 211	Zeuge
1285 – 1296		in Seled majore	BODE 1896, Nr. 419	Obedienzen in
1286/1290	in minori/parvo Seled	Thidericus de Seled	BODE 1896, Nr. 345, 390, 414	Lehen des/in ...
1299		in Seled/majori villa Seledha	HOOGEWEG 1903, Nr. 1214, 1220, 1224 BODE 1896, Nr. 563*, 572*	Ackerland in
1300	in parvo Seled/ Seledhe	in majori Seled/ Seledhe	BODE 1896, Nr. 592, 593	Ackerland in
1300 – 1309		Thidericus de Seled/Seledhe	HOOGEWEG 1903, Nr. 1253, 1287, 1400, 1696	Zeuge, Lehen des, Th.bedingt
1305		Ludolphus de Selde; in Selde	BODE 1900, Nr. 96*; HOOGEWEG 1903, Nr. 1523	Besitzer in Sehlde
1309		in Seledhe	BODE 1900, Nr. 213	Obedienzen
1314 – 1340		... de Seled famulus, miles, advocatus	HOOGEWEG 1905, Nr. 229, 403, 413, 415, 429, 753, 1023, 1280, 1546	Zeuge bzw.Besitzer
ab 1320		de/van Selde/ Seldhe/Seled	BODE 1900, Nr. 503, 619, 647, 948, 952, 995, 1001	Bürger in Goslar
1343		... de Seled	HOOGEWEG 1907, Nr. 86	ehem.Besitzer
1350	in lutteken Selde		BODE 1905, Nr. 378	Besitz in
1355	in Selde/Seled minori	in Selde majori	BODE 1905, Nr. 525	Besitz in
1314 – 1398		de/van Selde	BODE & HÖLSCHER 1922; Nr. 213, 472, 473, 571, 574, 1113, 1114	bedeutender Goslarer Bürger
1368		Thidericus de Selde miles	SCHMIDT, 1863; Nr. 249	Turniergäste (Verzeichnis)

In der vorletzten, im Jahre 1350, beurkundet das Kloster Neuwerk/Goslar, daß der Ritter Johann v. Oberg und seine Söhne eine Rente aus ihrem Gute zu Klein Sehlde verkauft haben. Der Erlös war für die beiden Töchter des Ritters bestimmt, die Nonnen in Goslar waren. Nach deren Tode sollte ein Teil des Geldes an das Kloster fallen.

Das Güterverzeichnis des Klosters Neuwerk aus dem Jahre 1355 nimmt zwar noch auf die Feldmark von Klein Sehlde und ihre landwirtschaftlichen Produkte Bezug, allerdings scheint die wichtigste Hofstelle der Ortschaft bereits verfallen zu sein oder ihre Bedeutung als Stiftsgut verloren zu haben („... ubi quondam fuit curia sita ...“). Besondere Erwähnung findet ein Fischteich. Möglicherweise hat das Dorf in stark eingeschränkter Funktion noch eine Weile fortbestanden. EVERS (1952, S. 72) verweist ohne Quellenangabe auf eine urkundliche Erwähnung aus dem Jahre 1390. Auch als die Flur von Klein Sehlde in der zweiten Hälfte des 16. Jh. vom Nachbarort (Groß-)Sehlde aus bewirtschaftet wurde, unterschied man laut Verzeichnis eines Sehlder Bauern von 1567 bzw. 1576 zwischen der „Großen Sehlder Feldmark“ und der „Kleinen Feldmark“ (ROLLWAGE, 1935).

Die „Tabelle I“ zeigt außerdem, daß sich mehr Namensnennungen auf die Ritterfamilie „von Sehlde“ als auf die beiden gleichnamigen Dörfer beziehen. Dies ist ein Indiz für die besondere Bedeutung des niederen Dorfadels in der mittelalterlichen Dorfentwicklung.

1187 wird in Sehlde erstmals das Rittergeschlecht „von Sehlde“ genannt. „Ratudart de Seledé“ trat als Zeuge auf. Das Adelsgeschlecht stand im Dienste des Bischofs von Hildesheim und der Grafen v. Wohldenberg. Ein Vergleich der Familienwappen läßt eine Verwandtschaft der Ritter „von Sehlde“ mit dem im Nachbardorf ansässigen Geschlecht derer „von Wallmoden“ vermuten. Beide Familien haben 3 springende Steinböcke als Wappentiere. Seine größte Macht hatte das Geschlecht „von Sehlde“ im 14. Jh. erlangt. Es hatte

damals Lehenbesitz in Ringelheim, Söder, Holle, Harverlah und Rhene. Um 1300 war Dietrich v. Sehlde sogar im Besitz des Wohldenberges. Im 14. Jh. hatten einige Angehörige dieser Familie in der Nachbarstadt Goslar als dortige Bürger Ansehen erlangt. Es wird z.B. ein gewisser „Ludeke van Seledé“ 1320 als Mitglied der Schmiedegilde (BODE, Nr. 503) und 1334 als Mitglied der Kaufmannsgilde zu Goslar genannt (BODE, Nr. 995). Ende des 14. Jh. starb das Geschlecht aus.

Eine Sage über die Dorfglocken von Klein Sehlde.

In einem Krieg soll – so erzählt eine Sage (BLUME & BÖTTCHER 1986, S. 142) das ehemalige Dorf Klein Sehlde beschossen und zerstört worden sein. Die Trümmer der einstürzenden Kirche hätten die Glocken unter sich begraben und tief in die Erde sinken lassen. An stillen Tagen könne man die Glocken in der Tiefe läuten hören.

Weder urkundlich, noch archäologisch ist hier eine Kirche nachweisbar. Es ist allerdings durchaus vorstellbar, daß es in dem erst zum Kloster Gandersheim, später zum Kloster Neuwerk/Goslar gehörenden Stiftsgut ein kirchenähnliches Gebäude oder einen Andachtsraum gegeben hat.

Alte Flurnamen im Bereich der Wüstung

Auch die durch den Verfasser der Sehlde Dorfchronik SCHOLZ (1990) zusammengestellten alten Flurnamen aus dem vorigen Jahrhundert (Mutterrolle 1876, Flurbuch 1876, Erbregister 1934) liefern keinen Beweis dafür, daß es in Klein Sehlde früher eine Kirche gegeben hat, wenngleich ein Flurstück „Klein Sehlde Kirchhof“ benannt war. Hier dürfte der Begräbnisplatz des mittelalterlichen Dorfes Klein Sehlde gelegen haben. Der Flurname „Über dem Klein Sehlde Kirchwege“, oberhalb eines zwischen Klein Sehlde und der Sehlde Kirche zu vermutenden Weges, deutet darauf hin, daß zumindest in der letzten Phase der Klein Sehlde Dorfgeschichte beide Dörfer eine gemeinsame Kirche in (Groß-)Sehlde hatten.

Tabelle 1 (links): Namensentwicklung

* Urkunden im „Urkundenbuch der Stadt Goslar“ (BODE), die in der Tabelle bereits unter dem Verfasser HOOGEWEG bzw. JANICKE („Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim“) berücksichtigt sind.

Scholz hat noch als weiteren Beweis für die frühere Existenz des Dorfes Klein Sehldde den im vorigen Jahrhundert benutzten Flurnamen „Klein Sehlder Wiesen“ aufgeführt. Heute ist nur noch ein kleiner Acker als Wiese erhalten. Das übrige Gelände ist inzwischen als Ackerland umgebrochen.

Unterhalb dieser Wiese liegt ein Flurstück, das den Namen „Im Teiche“ trägt. Nach WISWE (1970, S. 418) deutet ein solcher Flurname auf Gewässer hin, die zum Zwecke der Fischwirtschaft aufgestaut sind. Fischwirtschaft sei früher fast nur auf Adels- und auf Klostergütern betrieben worden. Das Güterverzeichnis des Klosters Neuwerk/Goslar belegt 1355 tatsächlich die Existenz eines Fischteiches in Klein Sehldde.

Im Hinblick auf Klein Sehldde ist außerdem ein etwa 1 km südlich der Wüstung gelegenes Flurstück erwähnenswert, das im vorigen Jahrhundert „Im Kreuzfelde“ hieß (Gaußsche Landesaufnahme 1827 – 1840). Die Flurkarten dieses Jahrhunderts zeigen, daß der Flurname in modifizierter Form („Auf dem Kreuze“) um einige hundert Meter nach Norden gewandert ist.

MÜLLER (1988) hat in einer für Niedersachsen gültigen Untersuchung an zahlreichen Beispielen nachweisen können, daß an so bezeichneten Stellen früher in vielen Fällen ein Steinkreuz oder ein Kreuzstein gestanden hat.

Das Sehlder Steinkreuz

Tatsächlich befindet sich in diesem Flurstück ein aus Kalkstein gefertigtes Kreuz, das früher von einer heute nicht mehr bekannten Stelle an seinen jetzigen Standort, am Rande der Landstraße von Neuwallmoden nach Sehldde, nahe einer Abzweigung nach Altwallmoden, versetzt worden sein soll. Die Minuskel-Inschrift an den schmalen Seitenteilen ist so stark verwittert, daß sie nicht mehr zu entziffern ist. Es ist lediglich zu erkennen, daß sie aus der Gotik stammt.

Eine Sage erzählt, daß an dieser Stelle im Dreißigjährigen Krieg General Fuchs gefallen sei (BLUME & BÖTTCHER 1986, S. 147). Sicherlich ist das Kreuz älter. Laut einer anderen Sage soll hier ein Knecht hingegraben worden sein, der seinen Pferdejungen erschlagen habe. Auch diese Sage ist nicht überzeugend, weil

das mit Schrift ausgestattete Denkmal nicht zu dem sozialen Status der in der Überlieferung betroffenen Personen paßt (KALTHAMMER 1983, S. 29 – 31). Eine dritte Sage sieht in dem Steinkreuz einen Gedenkstein für den am Ende des 14. Jh. verstorbenen letzten Ritter des Adelsgeschlechtes „von Sehldde“. Es scheint sich jedoch nicht um eine wirklich alte Sage zu handeln, sondern um eine nachträgliche Interpretation aus jüngerer Zeit.

Die drei eben genannten Sagen sind für eine Deutung des Steins nicht geeignet. Naheliegender ist die Vermutung, daß das Denkmal an einem Wege stand, der von Neuwallmoden nach Klein Sehldde führte. Die Geländestrukturen legen abweichend vom jetzigen Straßenverlauf eine Wegführung nahe, die von Neuwallmoden schräg auf Klein Sehldde zuführte. Zusammen mit dem Umsetzen des Steines ist auch der Flurname gewandert. Die Lage an der Zufahrt nach Klein Sehldde spricht dafür, daß dieses Kreuz auf Ereignisse zurückgeht, die mit dem früheren Dorf Klein Sehldde in Zusammenhang stehen.

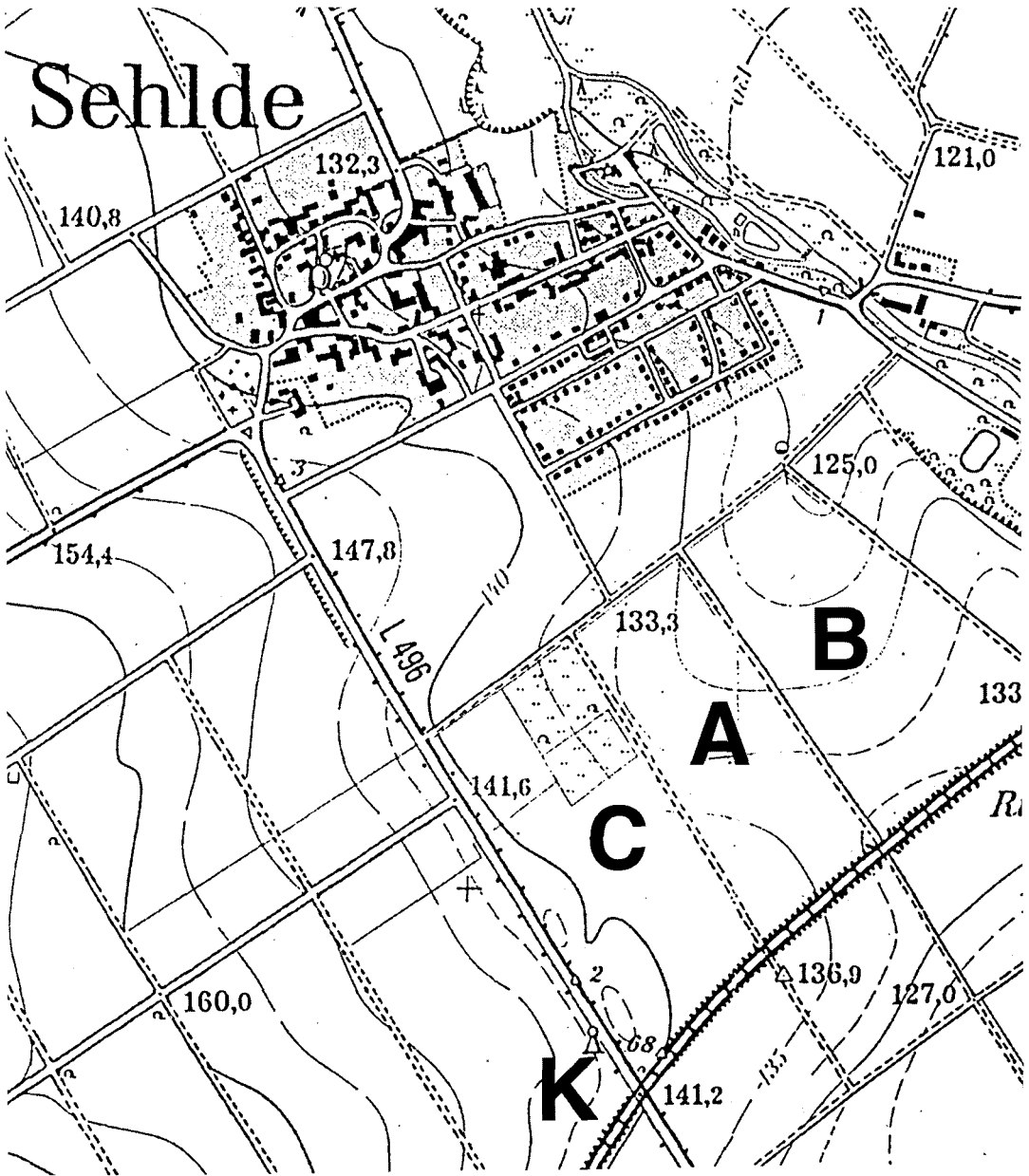
Archäologische Funde aus der Wüstung Klein Sehldde

Im Zeitraum von 1990 bis 1995 hat P.Eckebrecht in seiner Funktion als ehrenamtlich Beauftragter der archäologischen Bodendenkmalpflege in der Wüstung Klein Sehldde Keramikscherben, Hüttenlehm, Schlacke und Gegenstände aus Metall aufgelesen. Das Material wurde unter fachlicher Mitwirkung des Archäologen W.-D. Steinmetz M.A., Braunschweigisches Landesmuseum, Abt. Ur- u. Frühgeschichte in Wolfenbüttel ausgewertet.

Um die Verteilung der Funde besser zu verdeutlichen, wurde bei dieser Untersuchung die gesamte Wüstungsfläche in 3 Sektoren aufgeteilt. Das Areal „A“ umfaßt den mittleren Sektor, das Areal „B“ den nordöstlichen, das Areal „C“ den südwestlichen. Die folgende Flurskizze zeigt diese Aufteilung.

Flurskizze (rechts oben):

Sektor „A“, „B“ und „C“, K = Sehlder Steinkreuz,
M 1:12500



In Tabelle 2 sind die Funde nach der eben beschriebenen Einteilung in Sektoren und nach Datierung systematisch erfaßt. Besonders auffällige Keramikscherven sind in der folgenden Tabelle 3 getrennt nach den

Kategorien Randscherbe, Bodenteil, Henkel, Grapenfuß in den einzelnen Epochen aufgelistet. Außerdem ist die Zahl der mit Dekor versehenen Scherven angegeben.

Tabelle 2: Keramikfunde aus der Wüstung Klein Sehlde (Aufteilung des Gesamtareals s. Flurskizze)

	Areal A	Areal B	Areal C	insgesamt	
ält. undat.	3	–	–	3	
röm. Kaiserz.	14	–	2	16	} 0,7%
Völkwand.	27	8	–	35	
9/10. Jh.	6	3	–	9	
11. Jh.	15	1	–	16	} 0,3%
11/12. Jh.	68	13	2	83	
12. Jh.	63	13	6	82	} 3,3%
12/13. Jh.	51	18	11	80	
13. Jh.	248	75	33	356	
13/14. Jh.	5035	849	548	6432	} 90,8%
14/15. Jh.	82	13	10	105	
15. Jh.	77	6	8	91	} 4,9%
15/16. Jh.	125	29	15	169	
Summe	5813	1028	635	7476	

Tabelle 3: weitere Differenzierung der Keramikfunde

	Randst.	Boden	Henkel	Grapen	Dekor	sonstiges
röm. Kaiserz.	21					Schalenrand*
Völkerwand.	2					
9/10. Jh.	2	1				
11. Jh.	5					
11/12. Jh.	7		11			Schalenrand*
12. Jh.	4					
12/13. Jh.	3					
13. Jh.	76	5	6	2	56	gelbtonig*
13/14. Jh.	735	45	64	7	247	19 Deckelränder *
						2 Schalenränder *
						1 Tellerrand*
						2 Flaschenhälse
						1 Deckelgriff
14/15. Jh.	15	1	1		2	1 Spinnwirtel
15. Jh.	2	2	1		1	Teil einer Kanne
15/16. Jh.	9	8	3			

* = bereits in den links angegebenen Zahlen enthalten.

Sonstige Funde aus der Wüstung:

20 kg Schlacke, Hüttenlehm, Glas, 1 Hacke aus Eisen, 1 kleine sichelförmige Messerklinge sowie 2 gerade geformte Messerklingen aus Eisen, 1 geschmiedeter Nagel, ein Scharnier aus Eisen, mehrere Hufeisen, das Fragment eines Pilgerzeichens aus Blei und ein Dolchscheidenbeschlag aus Bronzeblech.

Frühgeschichtliche Siedlungsspuren

Einzelne Scherben aus dem Areal „A“ sind der Römischen Kaiserzeit zuzuordnen. Diese Funde deuten darauf hin, daß der Ort schon vor der eigentlichen Dorfgründung besiedelt gewesen ist.

Deutlichere Anhaltspunkte für eine frühe Besiedlung bieten 35 Keramikscherben, die aus der Völkerwanderungszeit stammen. 27 dieser Scherben lagen in dem auch später zum Siedeln bevorzugten Areal „A“, 8 in dem Areal „B“.

Diese, am Rande einer Wasserstelle gelegenen, schon in der römischen Kaiserzeit und in der Völkerwanderungszeit einsetzenden Siedlungsaktivitäten sind nach WESCHE (s. o.) typisch für die ältesten Dörfer dieser Region, deren Ortsnamen auf „-ithi“ oder daraus abzuleitenden Silben enden. Demnach könnte hier ein Vorläufer des Nachbardorfes Sehle liegen.

Siedlungsspuren aus dem Frühmittelalter

Die bisherigen Funde reichen nicht aus, um die Frage zu beantworten, ob die in der Völkerwanderungszeit nachgewiesene Besiedlung ohne Unterbrechung im Frühmittelalter fortgesetzt wurde. Denkbar ist auch, daß die Fortsetzung im Nachbarort (Groß-Sehle) erfolgt ist, der spätestens im Hochmittelalter Klein Sehle durch die Herausbildung eines Dorfadels an Bedeutung übertraf.

Aus dem Frühmittelalter liegen aus Klein Sehle 25 Keramikscherben vor, die als Hinweis auf zunehmende Siedlungsaktivitäten anzusehen sind.

Siedlungsspuren aus dem Hochmittelalter

Seit dem 11./12. Jahrhundert gibt es auch Scherbenfunde aus dem Areal „C“. Die besiedelte Fläche ist gewachsen. Man kann spätestens jetzt von einem kleinen Dorf sprechen.

Besondere Beachtung innerhalb der hochmittelalterlichen Funde verdient ein Messerscheidenbeschlag mit dreieckiger Grundform aus einer Kupferlegierung (s. Abb. 1). Das Blech ist wie ein Faltblatt beidseitig geformt und verziert. Es ist ein kauender, zurückblickender Hirsch dargestellt. Die vom 11. bis 13. Jh. im slawischen und deutschen Siedlungsraum vorkommenden zoomorphen, in dreieckiger Grundform gefertigten Messerbeschläge werden nach formalen Kriterien in 3 Varianten unterteilt. Nach TIMPEL (1987, S. 289) erfüllt der hier vorliegende Typ die Kriterien der Variante I, die bisher durch mehr als ein Dutzend Exemplare in Mitteleuropa zwischen Bornholm und Thüringen vertreten ist.

Ein identisches Exemplar war 1933 auf der Sudburg bei Goslar gefunden worden. Später wurde hier noch ein zweites gefunden (THIELEMANN 1967, S. 128 – 132). Weitere, ebenfalls identische Beschläge im Umfeld des Harzes (Herrensitz Düna und Stadt Braunschweig) weisen ebenso wie der Fund aus dem Stiftsgut Klein Sehle auf Kupfergewinnung und kunsthandwerkliche Produktion von anspruchsvollen Gebrauchsartikeln in der Nähe der Erzvorkommen des Rammelsberges bei Goslar hin. Für Klein Sehle, (Groß-) Sehle

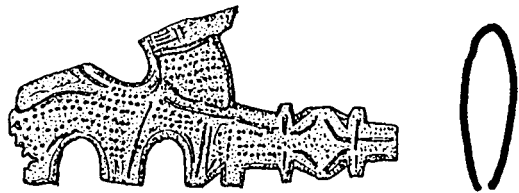


Abb. 1: Dolchscheidenbeschlag; (Kupferlegierung, grün patiniert, 6,3 cm x 2,9 cm; beidseitig wie ein Faltblatt; wahrscheinlich 2.Hälfte 12. Jh.; Zeichnung: Triebel, IfD Braunschweig); Eigentümer: Braunschweigesches Landesmuseum, Abt. Ur- u.Frühgeschichte, Wolfenbüttel.

de und das Adelsgeschlecht „von Sehle“ läßt sich im Urkundenbuch der Stadt Goslar ein sehr enger Kontakt zur Nachbarstadt nachweisen. – An einer späteren Stelle dieses Aufsatzes werden weitere archäologische Funde (Schlacke und Dachschiefer) aufgeführt, die ebenfalls auf einen engen Kontakt zu Goslar hindeuten.

Die oben aufgezählten Messerscheidenbeschläge stammen wahrscheinlich aus ein und derselben Werkstatt. Zwei dieser Beschläge sind, da sie aus Grabungen stammen, sicherer datierbar als die Oberflächenfunde. Der Braunschweiger Fund wird der 2. Hälfte des 12. Jh. zugeschrieben (Ausstellungskatalog 1995, S. 411). Diese Datierung kann auch für das Klein Sehlder Exemplar angenommen werden.

Von derselben Ackerstelle in der Wüstung Klein Sehle waren einige Jahre vorher stark verrostete Gebrauchsgegenstände aus Eisen zusammen mit hochmittelalterlichen Scherben hochgepflügt worden. Es handelt sich um eine Hacke (Abb. 3), zwei kurze Messerklingen (Abb. 4), eine sichelförmig gebogene Messerklinge (auch Abb. 4), ein Scharnier und zwei geschmiedete Nägel.

Ebenfalls an dieser Stelle des Ackers wurde das Fragment eines Pilgerzeichens aus Blei gefunden (s. Abb. 2). Es ist die Vorderansicht eines Gebäudes dargestellt. Auf der Rückseite des Pilgerzeichens ist die Hausdarstellung mit der Seitenansicht, also dem Giebel, fortgesetzt.

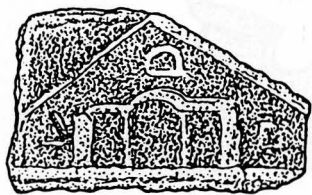


Abb. 2: Fragment eines Pilgerzeichens (Flächenguß aus Blei, 4 x 2 cm, 2mm stark; Zeichnung: Triebel, IfD Braunschweig); Eigentümer: Braunschweigisches Landesmuseum, Abt. Ur- und Frühgeschichte, Wolfenbüttel.

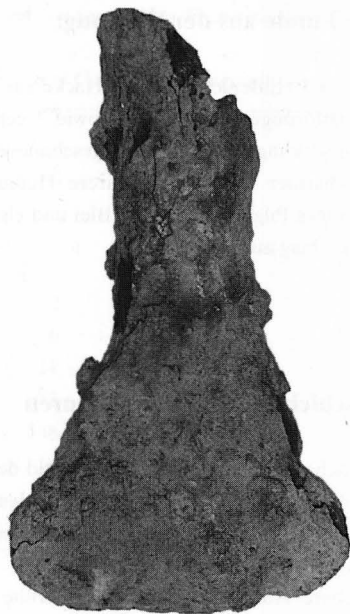


Abb. 3: Hacke aus Eisen.

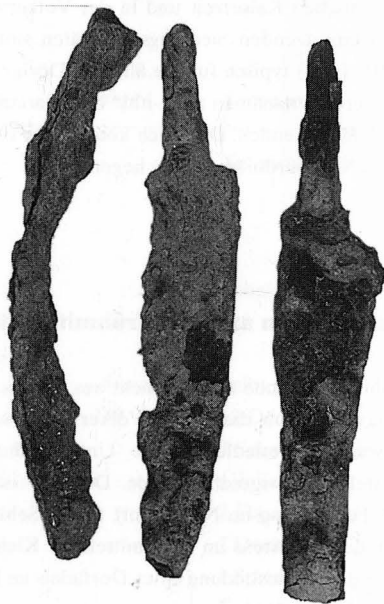


Abb. 4: stark verrostete Schneidewerkzeuge aus Eisen: 2 glatte Messerklingen, eine sichelförmige Messerklinge.

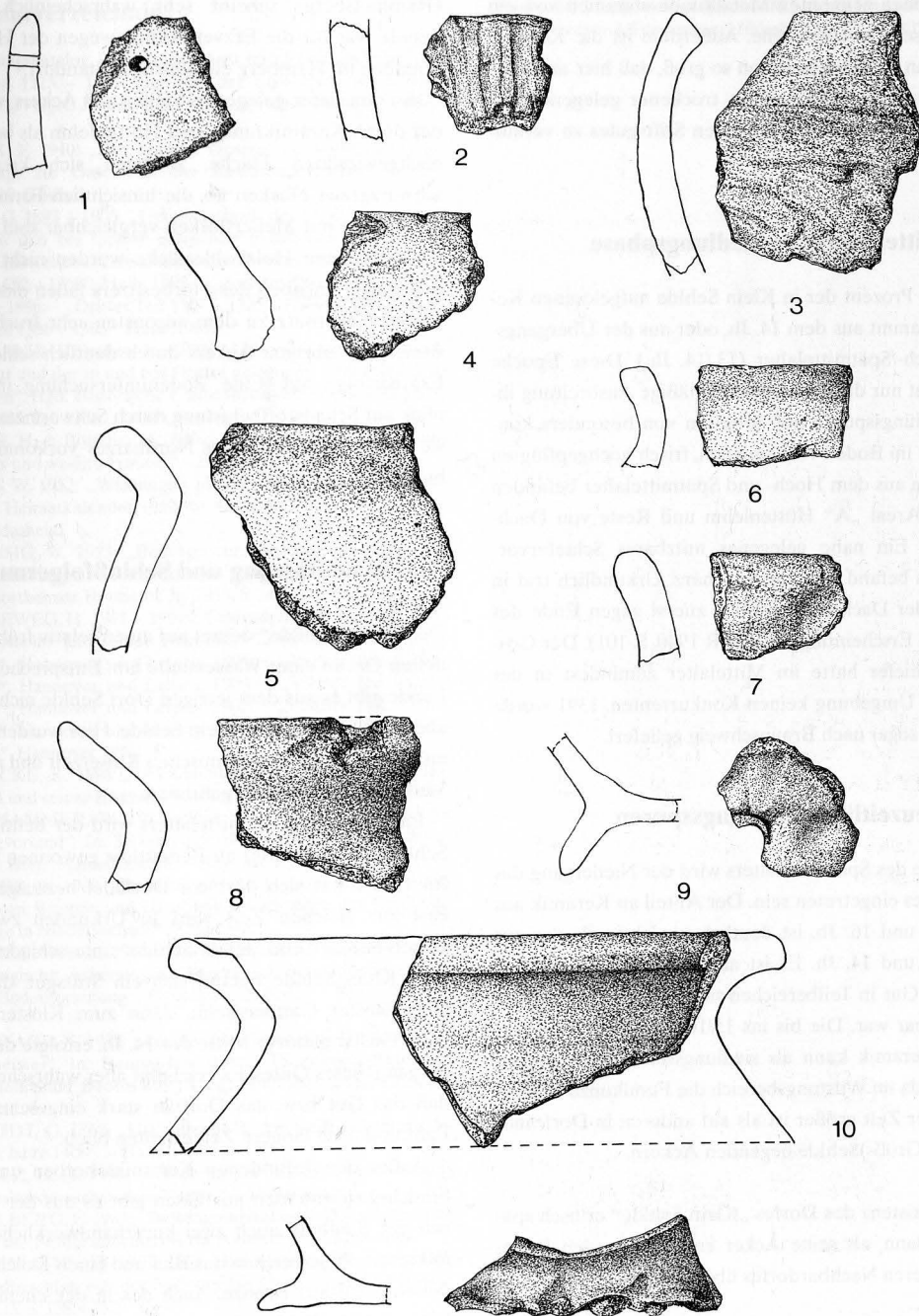


Abb. 5: 1 – 2) Römische Kaiserzeit, 1. – 4. Jh., 3) 4./5. Jh., 4) 9./10. Jh., 5 – 6) 10./11. Jh., 7) 11./12. Jh., 8) 12. Jh., 9) 13./14. Jh., 10) 14./15. Jh., 11) 15./16. Jh. – M. 2:3, Zeichnung Dagmar Klimanis, Braunschweigisches Landesmuseum

Alle eben genannten Metallfunde stammen von ein und derselben Ackerstelle. Außerdem ist die Konzentration an Keramikscherben so groß, daß hier am Rande einer leicht ansteigenden, trockener gelegenen Erhebung die Lage des ehemaligen Stiftsgutes zu vermuten ist.

Spätmittelalterliche Siedlungsphase

Über 90 Prozent der in Klein Sehlde aufgefundenen Keramik stammt aus dem 14. Jh. oder aus der Übergangszeit Hoch-/Spätmittelalter (13./14. Jh.). Diese Epoche fällt nicht nur durch die flächenmäßige Ausbreitung ihrer Siedlungsspuren auf. Inmitten von besonders konzentriert im Boden vorhandenen, frisch hochgepflügten Scherben aus dem Hoch- und Spätmittelalter befanden sich im Areal „A“ Hüttenlehm und Reste von Dachschiefer. Ein nahe gelegenes nutzbares Schiefervorkommen befand sich am Nordharz. Urkundlich trat in Goslar der Dachschieferabbau zuerst gegen Ende des 13. Jh. in Erscheinung (BITTER 1940, S. 101). Der Goslarer Schiefer hatte im Mittelalter zumindest in der näheren Umgebung keinen Konkurrenten. 1391 wurde Schiefer sogar nach Braunschweig geliefert.

Frühneuzeitliche Siedlungsspuren

Im Laufe des Spätmittelalters wird der Niedergang des Stiftsgutes eingetreten sein. Der Anteil an Keramik aus dem 15. und 16. Jh. ist deutlich niedriger als der aus dem 13. und 14. Jh. Es ist aber durchaus vorstellbar, daß das Gut in Teilbereichen noch funktionsfähig und bewohnbar war. Die bis ins 15./16. Jh. hinein zu datierende Keramik kann als siedlungsrelevant angesehen werden, da im Wüstungsbereich die Fundkonzentration aus dieser Zeit größer ist als auf anderen in Dorfrandlage zu (Groß-)Sehlde liegenden Äckern.

Die Existenz des Dorfes „Klein Sehlde“ erlosch spätestens dann, als seine Äcker endgültig in den Besitz des größeren Nachbardorfes übergegangen waren.

Bisher nicht datierte Schlackefunde

Im gesamten Wüstungsgebiet tritt Schlacke auf. Die Verarbeitung von montanem Erz aus dem Nordharz

(Rammelsberg) scheint sehr wahrscheinlich. Klein Sehlde war für die Erzverhüttung wegen der Holzvorkommen im Hainberg ein günstiger Standort.

An den tiefer gelegenen Stellen des Ackers, westlich der durch Keramikfunde und Hüttenlehm als besiedelt nachgewiesenen Fläche, zeichnen sich kreisrunde schwarzgraue Flecken ab, die hinsichtlich Form, Farbe und Größe mit Meilerflecken vergleichbar sind. Erhalten gebliebene Holzkohlestücke wurden nicht gefunden. Nach Angaben des Flurbesitzers fallen diese Stellen im Gegensatz zu dem ansonsten sehr fruchtbaren Boden des übrigen Ackers durch deutlich schlechtere Ernteerträge auf. Eine Bodenuntersuchung im Hinblick auf Schadstoffbelastung durch Schwermetalle, wie sie im montanen Erz des Nordharzes vorkommen, ist bisher nicht erfolgt.

Zusammenfassung und Schlußfolgerungen

Der Name „Sehlde“ deutet auf einen relativ früh besiedelten Ort an einer Wasserstelle hin. Entsprechend alte Funde gibt es aus dem jetzigen Dorf Sehlde nicht, wohl aber aus der Wüstung Klein Sehlde. Hier wurden Keramikscherben aus der Römischen Kaiserzeit und aus der Völkerwanderungszeit gefunden.

Im Laufe des Frühmittelalters wird der heutige Ort Sehlde (Groß-Sehlde) an Bedeutung gewonnen haben. Im 12. Jh. hat sich dort ein Dorfadel herausgebildet. Fast zur gleichen Zeit wird in Urkunden zwischen „Groß-Sehlde“ und „Klein-Sehlde“ unterschieden.

In Klein Sehlde befand sich ein Stiftsgut, das erst zum Kloster Gandersheim, dann zum Kloster Neuwerk/Goslar gehörte. Mitte des 14. Jh. erfolgte der Niedergang dieses Gutes. Es erscheint aber wahrscheinlich, daß das Gut bzw. das Dorf in stark eingeschränkter Funktion noch längere Zeit erhalten blieb.

Außer den gefundenen Keramikscherben und Gebrauchsgegenständen aus Eisen gibt es aus der Blütezeit der Siedlung auch zwei kunsthandwerkliche Produkte: ein Pilgerzeichen aus Blei und einen Dolchscheidenbeschlag aus Bronze. Auch das in der ehemaligen Klein-Sehlder Feldmark heute noch erhaltene „Sehlder Steinkreuz“ könnte in einer inzwischen nicht mehr bekannten Beziehung zu dem damals wahrscheinlich noch nicht vollständig aufgegebenen Dorf gestanden haben.

Literaturverzeichnis

- Ausstellungskatalog 1995: „Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125 – 1235. Heinrich der Löwe und seine Zeit. Band 1.“ Hgb.: Jochen Luckhardt & Franz Niehoff. – München.
- BITTER, F. 1940: „Der Handel Goslars im Mittelalter“. In: Beiträge zur Geschichte der Reichsbauernschaft Goslar; Heft 10. Goslar.
- BODE, G. 1893 – 1905: „Urkundenbuch der Stadt Goslar und der in und bei Goslar gelegenen geistlichen Stiftungen“. Hgb: Historische Commission der Provinz Sachsen; „Erster Theil 922 – 1250“. Halle 1893. – „Zweiter Theil 1251 – 1300“. Halle 1896. – „Dritter Teil 1301 – 1325“. Halle 1900. – „Vierter Teil 1336 – 1365“. Halle 1905.
- BODE, G. & Hölscher, U. 1922: „Urkundenbuch der Stadt Goslar und der in und bei Goslar gelegenen geistlichen Stiftungen“. Hgb: Historische Commission der Provinz Sachsen; „Fünfter Teil 1366 – 1400“. Berlin.
- BLUME, H. & Böttcher, A. 1986: „Von Tückeboten, Lüchtenkerls und weißen Frauen.“ – Hildesheim.
- EVERS, W. 1952: „Wüstungen im Hildesheimer Land.“ – In: Allg. Heimatkalender 1952 für Stadt und Land Hildesheim. – Hildesheim.
- FLECHSIG, W. 1953: „Beiträge zur Ortsnamenforschung in den ehemaligen Fürstentümern Göttingen-Grubenhagen.“ In: Northeimer Heimatbl. Jg. 1953, S. 24ff.
- HOOGHEWEG, H. 1901 – 1911: „Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe.“ „Zweiter Theil, 1221 – 1260“. Hannover und Leipzig 1901. – „Dritter Teil, 1260 – 1310“. Hannover und Leipzig 1903. – „Vierter Teil, 1310 – 1340“. Hannover und Leipzig 1905. – „Fünfter Teil, 1341 – 1370“. Hannover und Leipzig 1907. – „Sechster Teil 1370 – 1398“. Hannover 1911.
- JANNICKE, K. 1896: „Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe. Erster Theil bis 1221“. – Leipzig.
- KALTHAMMER, W. 1983: „Das Steinkreuz von Sehle im Harzvorland“. In: Steinkreuzforschung, 3. Jg., Sammelband Nr.8, Hrsg.: Schmeissner, R. – Regensburg.
- MÜLLER, W. 1988: „Kreuzsteine und Steinkreuze in Niedersachsen, Bremen und Hamburg; Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen“. – Hameln.
- RICHTER, W. et al. 1968: „Ein Rückblick auf 20 Jahre hydrogeologische Arbeiten des Niedersächsischen Landesamtes für Bodenforschung“. Geolog.Jb.85; S. 817 – 840. – Hannover.
- ROLLWAGE, K. 1935: „Aus der Geschichte des Dorfes Sehle (Innerste)“. In: Heimat-Beobachter (Sonntagsbeilage zum Hildesheimer Beobachter) 1. Jg.; Hildesheim, 12.5.1935, Nr. 5, Seite 6 – 7.
- SCHMIDT, G. 1863: „Urkundenbuch der Stadt Göttingen bis zum Jahre 1400“. – Hannover.
- SCHOLZ, H.-H. 1990: „Sehle an der Innerste, Beschreibung eines niedersächsischen Dorfes“. – Hildesheim.
- STOLLBERG, F. 1983: „Befestigungsanlagen im und am Harz von der Frühgeschichte bis zur Neuzeit“. – Hildesheim.
- THIELEMANN, O. 1967: „Ein Hirschbildnis auf einem Ortbandbeschlagn von der Sudburg bei Goslar“. In: Die Kunde, N.F.18, S. 128 – 132.
- TIMPEL, W. 1987: „Mittelalterliche Messerscheidenbeschläge in Thüringen“. In: Alt-Thüringen 22/23, S. 289.
- WESCHE, H. 1957: „Unsere niedersächsischen Ortsnamen“. – Alfeld.
- WISWE, M. 1970: „Die Flurnamen des Salzgittergebietes“. – Braunschweig.

„Gaußsche Landesaufnahme der 1815 durch Hannover erworbenen Gebiete; I. Fürstentum Hildesheim 1827 – 1840“

Anschrift des Verfassers:
 Peter Eckebrecht
 Mendelsohnstr. 5
 31141 Hildesheim

Maria Kapp

„In antiquis ecclesiae libris.“**Eine Rekonstruktion der Handschriftenbestände der Goslarer Klosterbibliotheken**

Der folgende Aufsatz möchte einen Beitrag zur Buch- und Bibliotheksgeschichte Südniedersachsens leisten. Die Bedeutung, die die Rekonstruktion einzelner oder regionaler Handschriftensammlungen für die kulturgeschichtliche Forschung darstellt, ist seit Jahrzehnten bekannt, die Wichtigkeit ihrer Ergebnisse wurde vor allem in den letzten Jahren durch einschlägige Veröffentlichungen unterstrichen¹. Die umfassendsten Untersuchungen zur mittelalterlichen Bibliotheksgeschichte Niedersachsens gehen derzeit von der Erfassungsstelle für mittelalterliche Handschriften in Niedersachsen an der Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, aus. Der hier vorgelegte Artikel entstand im Zusammenhang mit der Katalogisierung der Goslarer Handschriften und Handschriftenfragmente, die ich 1993/94 in Zusammenarbeit mit der Erfassungsstelle durchführte². Ich möchte allen Mitarbeitern in Wolfenbüttel auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank für die vielfältige Unterstützung sagen.

Die Auffindung der reichen Bestände von Handschriftenfragmenten und -bruchstücken im Goslarer Stadtarchiv Ende 1992 ermöglichte auch für diese Stadt den Versuch einer Rekonstruktion der Buchbestände der geistlichen Institutionen und des Rates. Zwar legte Sigrid Krämer³ bereits 1989 eine Liste von Handschriften vor, die sie einzelnen Goslarer Klöstern zuweisen konnte, jedoch hatte sie noch keine Kenntnis von den umfangreichen Zeugnissen Goslarer Bibliotheken, die einige Jahre später, wenngleich zumeist fragmentarisch, zum Vorschein kommen sollten. Die beiden Bibliotheksverzeichnisse unseres Aufsatzes verstehen sich

deshalb als Ergänzung und Erweiterung des von ihr zusammengestellten Materials.

Untersuchungen zur Bibliotheksgeschichte sind vor allem für Städte von herausragender geistlicher, politischer oder wirtschaftlicher Bedeutung von Wichtigkeit. Die überragende politische Stellung Goslars zur Zeit der Salier unterstreicht die Notwendigkeit der hier vorgelegten Bibliotheksrekonstruktionen. Es muß davon ausgegangen werden, daß jedes der Goslarer Klöster bzw. Stifte seine eigene Büchersammlung besaß, die dem Alter und der Bedeutung der Einrichtung entsprach. Außerdem ist mit einem großen Bestand liturgischer Bücher in allen Kirchen, Kapellen, Klöstern und Stiften zu rechnen, der jedoch nicht Teil der Bibliothek im eigentlichen Sinn war, sondern – als Gebrauchsgegenstand – üblicherweise in der Sakristei oder auf den Altären selbst verwahrt wurde⁴. In Goslar sind folgende Klöster und Stifte zu berücksichtigen⁵: das Pfalzstift (Domstift, 1050 geweiht), das Petersbergstift (1054 geweiht), das Kloster auf dem Georgenberg (1128 geweiht, 1527 nach Grauhof verlegt), das Kloster der Augustiner Chorherren in Riechenberg (1122 geweiht), die beiden Nonnenklöster Neuwerk (1186 geweiht) und Frankenberg (1235 geweiht), außerdem das nur im 13. Jhd. nachweisbare Kloster der Franziskaner. Hinzu kamen die Buchbestände des Rates der Stadt.

Die Vorrangstellung unter den geistlichen Einrichtungen kam nach Alter und historischer Bedeutung zweifellos dem Pfalzstift zu, jedoch muß auch bei den anderen, vor allem beim Petersbergstift, Georgenbergkloster und im Kloster Neuwerk, von ausgeprägter geistiger Tätigkeit und dem nötigen Wohlstand, der die Voraussetzung zum Bucherwerb bildete, ausgegangen werden.

¹ Vgl. Irene Stahl: Die Handschriften der Klosterbibliothek Frenswegen, Wiesbaden 1994, und „Fuldische Handschriften aus Hessen“, Ausstellungskatalog der Hessischen Landesbibliothek Fulda, 19.4.–31.5.1994.

² Maria Kapp: Handschriften in Goslar, Kurzkatalog der mittelalterlichen Handschriften in Niedersachsen, hrsg. vom mediävistischen Arbeitskreis der Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, in Vorbereitung.

³ Sigrid Krämer: Handschriftenerbe des deutschen Mittelalters, 2 Bände, München 1989, S. 299 ff.

⁴ Vgl. Irene Stahl: Die Rekonstruktion der Klosterbibliothek Frenswegen, in: Bentheimer Jahrbuch 1992, S. 37 ff. (S. 45).

⁵ Vgl. Gerhard Streich: Klöster, Stifte und Kommenden in Niedersachsen vor der Reformation, Hildesheim 1986, S. 64 ff.

Die erhaltenen und bekannten Quellen sagen über die einstigen Buchbestände nahezu nichts aus. In einer Urkunde des Domstiftes vom 19.02.1284 (Bode, Urkundenbuch, Bd. 2, Nr. 316) wird in einem Nebensatz auf „*sicut in antiquis ecclesiae libris vidimus*“ hingewiesen, im Cod. Guelf. 195 Helmst. finden sich einige Bemerkungen über die im Kloster Georgenberg vorhandenen liturgischen Handschriften⁶; ein Inventar oder Teilinventar der Codices hat sich für keines der Klöster erhalten. Erst aus dem 16. Jhdt. sind ein (unvollständiges) Bücherverzeichnis des Domstiftes und ein Inventar der Marktkirche auf uns gekommen, in beiden Fällen ist jedoch eine Unterscheidung von Handschriften und Drucken nicht möglich, darüber hinaus sind die Angaben als ungenau und unvollständig zu bewerten⁷.

Im Hinblick auf diese Quellenlage muß es als glücklicher Umstand betont werden, daß die Herkunft der Handschriftenfragmente und Codices im Stadtarchiv Goslar fast ausnahmslos als für Goslar gesichert angenommen werden kann, ein Vorteil, den größere Archive und Bibliotheken, die z.T. seit Jahrhunderten als Sammelstellen für die „Altbestände“ einer Region dienen, nicht aufweisen können. Jede Rekonstruktion muß sich demnach ausschließlich auf die erhaltenen Originalbestände stützen sowie auf stilistische Vergleiche zur Unterscheidung einzelner Hände und Skriptorien. Gleichzeitig muß betont werden, daß der Begriff „Herkunft“ zunächst nur den Vorbesitzer, nicht die Schriftheimat, meint. Wo ein bestimmtes Kloster oder Stift auch als Schriftheimat ermittelt werden konnte, wird darauf besonders hingewiesen.

Es erscheint sinnvoll, an dieser Stelle zunächst einen kurzen Überblick über die Gesamtheit der erhaltenen Bestände zu geben. In Goslar befinden sich heute noch neun vollständig erhaltene Codices, außerdem Bruchstücke und Fragmente von 288 nachweisbaren Handschriften. Etwa zwei Drittel dieser Bestände (198) sind liturgische Bücher, vor allem Missale, Antiphonale, Breviere und Graduale; unter den nichtliturgischen Handschriften nehmen die theologischen Bücher mit 57 (= 19%) den wichtigsten Rang ein, außerdem finden

sich juristische (20 = 6,7%), literarisch-philosophische (9), grammatikalische (5) und naturwissenschaftliche (3) Werke sowie drei Sammelbände.

Ein gänzlich anderes Bild ergibt die Betrachtung Goslarer Handschriften in den auswärtigen Bibliotheken. Von den 46 erhaltenen Codices befinden sich 40 in der Herzog August Bibliothek, jeweils einer in den Bibliotheken von Hildesheim, Hannover, Kassel, Berlin, München und Uppsala. Nur sechs dieser Handschriften sind liturgische Bücher; elf enthalten kanonisches Recht oder Rechtskommentare, neun Codices verzeichnen Literatur der Kirchenväter, besonders des Augustinus, sieben Handschriften sind theologische Sammelbände, außerdem finden sich fünf Bibelhandschriften, zwei historische Werke, drei Bücher zur Geschichte des Dom- und Petersbergstiftes, sowie jeweils ein Codex mit Werken von Petrarca und Thomas von Aquin und Kommentaren zum sächsischen Landrecht. Werke der antiken Autoren, mathematisch-naturwissenschaftliche, medizinische oder grammatikalische Schriften fehlen, ebenso fast die gesamte scholastische Literatur und Philosophie.

Wenden wir uns zunächst den liturgischen Büchern zu. Auch wenn sie nicht Teil der eigentlichen Bibliotheken waren (s.o.), können sie doch wertvolle Hinweise auf den Besitz einzelner Klöster und Stifte und in einigen Fällen auch auf deren Schriftheimat geben.

Nur wenige der liturgischen Handschriften tragen Aufschriften oder andere Hinweise bezüglich ihrer Herkunft, gerade bei den Fragmenten wurden durch die unsachgemäße Auslösung während des 19. Jhdts. wertvolle Informationen zerstört, so daß wir in vielen Fällen auf stilistische Vergleiche der Hände angewiesen sind. Folgende Liturgica lassen sich heute noch einzelnen geistlichen Einrichtungen (die Pfarrkirchen bleiben hier unberücksichtigt) zuordnen. Ein * weist darauf hin, daß die Zuordnung auf stilistischen Vergleichen beruht (= Schriftheimat):

Augustiner, St. Bartholomäus:

Missale (B 4143)⁸

Augustiner Chorherren, Georgenberg:

* Antiphonale (MThMu 25, MRThMu6)

* Antiphonale (B 4386)

⁶ Vgl. Mittelalterliche Schatzverzeichnisse, hrsg. vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte in Zusammenarbeit mit Bernhard Bischoff, München 1967, Nr. 30.

⁷ Vgl. Uvo Hölscher: Verzeichnis der in der Marktkirche zu Goslar aufbewahrten alten Druckwerke. I. Teil. Lateinische Werke, Goslar 1896, S. 8 ff.

⁸ Signaturen ohne weitere Ortsbezeichnung = Stadtarchiv Goslar.

- * Antiphonale (MThMu3)
- * Missale (MRTh9)
- * Evangelistar (MTh40)
- * Missale (MTh29) (Abb. 1)
- * Missale (MRTh8)
- * Missale (MThMu26)
- * Missale (MRThMu14)
- Passionale (Wolfenbüttel, HAB, 470 Helmst.) (Abb. 2)
- Missale (Wolfenbüttel, HAB, 546 Novi) (Abb. 3).

Augustiner Chorherren, Petersberg:

Evangelistar (München, Clm 837)

* Homiliar (MTh8)

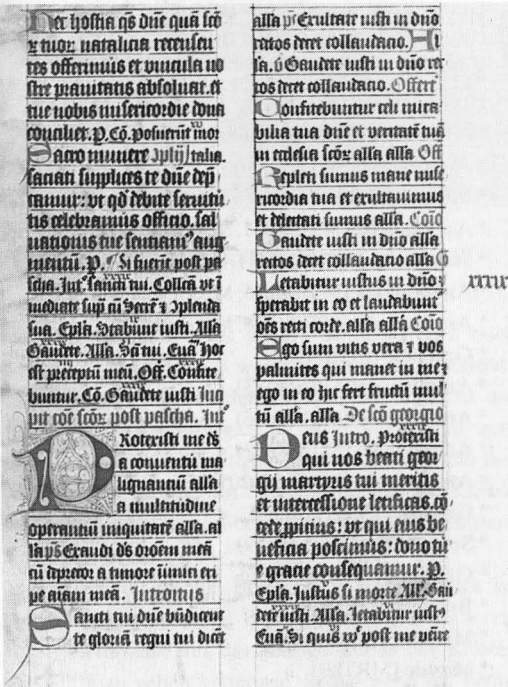


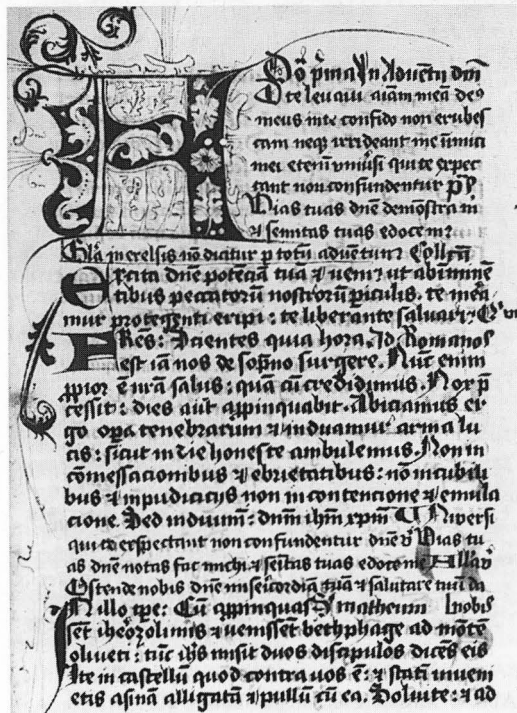
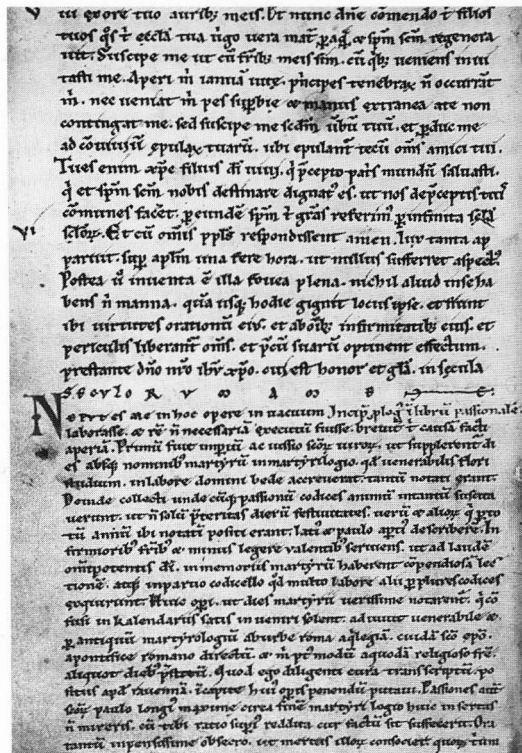
Abb. 1: Missale, Stadtarchiv Goslar, MTh29

Abb. 2 (rechts oben):

Passionale, Wolfenbüttel, HAB, 470 Helmst., fol. 45v

Abb. 3 (rechts unten):

Missale, Wolfenbüttel, HAB, 546 Novi, fol. 1r



sog. Domstift:

- Lektionar (MRTh20)
- Epistolar (MRTh6)
- Evangeliar (Uppsala)
- Brevier (Hildesheim, Dombibliothek, 535)

Frankenberg, Nonnenkloster:

- Missale/Sakramentar (MTh48)
- Kyriale (MThMu81)
- Passionale (Wolfenbüttel, HAB, 80.3. Aug. 2°)

Franziskaner:

- liturgischer Kalender (MTh69)

Neuwerk, Nonnenkloster:

- Evangeliar (B 4387)
- Lektionar / Brevier (MTh16, MRTh5)
- * Evangelistar (MTh27)
- * Missale (MThMu7/1)
- * Missale (MThMu43)
- Antiphonale (MRThMu12)

Stundenbuch (MTh45, MRTh16)

- * Brevier (MTh46)
- * Missale/Evangeliar (MRTh13.2)
- * Missale/Evangeliar (MRTh15)
- * Missale (MThMu57)
- * Missale (MThMu57/1, MRThMu46) (*Abb. 4*)
- * Missale (MRThMu48)
- Missale (MThMu57/2)
- Missale (MTh17, MRTh12)
- Antiphonale (MRTh24)
- Psalter (MTh50)
- Missale (MRThMu3)
- Antiphonale (MRThMu5)
- Antiphonale/Sequentiar (MRThMu8)
- Antiphonale/Sequentiar (MRThMu9)
- Antiphonale (MRThMu19)
- Antiphonale (MRThMu21)
- Graduale (MThMu39, MRThMu23)
- Graduale (MThMu73, MRThMu61)
- Sequentiar (MThMu74)
- Horarium (B 4147)
- Brevier (Marktkirchenbibliothek Goslar, 377)

- * Antiphonale (MThMu40)
- * Missale (MThMu41)
- * Antiphonale (MThMu31, MRThMu17)
- * Sequentiar (MThMu34) (*Abb. 5*)
- * Antiphonale (MThMu35, MRThMu16)
- * Antiphonale (MThMu38, MRThMu18)
- * Graduale (MThMu32)
- * Antiphonale (MThMu33)
- * Antiphonale (MThMu36)
- * Antiphonale (MThMu37)
- * Antiphonale (MRThMu20)
- * Graduale (MRThMu58)
- * Sequentiar (MRThMu59)
- * Graduale (MThMu75)
- * Brevier (MThMu5)
- * Missale (MThMu12)
- * Missale (MRTh9)



Abb. 4: Missale, Stadtarchiv Goslar, MTh57/1

Die Zusammenstellung ermöglicht die Zuweisung von 67 liturgischen Büchern an einzelne Klöster und Stifte, wobei die 36 Liturgica, die aufgrund stilistischer Beurteilungen ausgewählt wurden, auf die Schriftheimat ihrer Stiftung verweisen, was nicht mit Bibliotheksheimat gleichgesetzt werden darf. Gerade bei der großen Zahl von Handschriften aus dem Kloster Neuwerk muß davon ausgegangen werden, daß es sich hier wohl eher

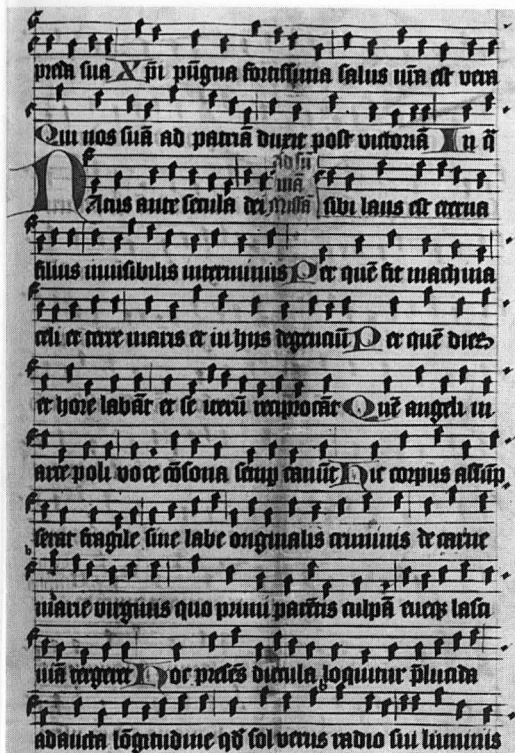


Abb. 5: Sequentiar, Stadtarchiv Goslar, MThMu34

um Auftragsarbeiten für andere Stifte, Kirchen oder Kapellen handelte. Auch wenn hierzu keinerlei Einzelnachweise erbracht werden können, erscheint uns die Aufnahme dieser Liturgica in unser Verzeichnis notwendig, da wir hier wichtige Anhaltspunkte für die Bedeutung und Größe von Skriptorium und Bibliothek namentlich des Georgenbergklosters und des Klosters Neuwerk erhalten.

Bedeutsamer als die Betrachtung der Liturgica ist die der nichtliturgischen Bücher, da sie uns die wertvollsten Hinweise auf das geistige Leben der Klöster und Stifte zu geben vermögen. Selbst wenn die heute erhaltenen Bücher nur einen – mehr oder weniger zufälligen – Bruchteil einstiger Bibliotheken ausmachen, läßt sich doch an dem Vorhandenen eine Vielzahl von Tendenzen und charakteristischen Eigentümlichkeiten ablesen. Unter den nichtliturgischen Handschriften nehmen die theologischen Bücher erwartungsgemäß den ersten Platz ein, darunter zahlreiche Bibeln und biblische Kommentare. Einen weiteren Schwerpunkt

setzen die Schriften der Kirchenväter sowie Heiligenlegenden (*Vitae sanctorum*, *legenda aurea*). Auffällig ist das Fehlen nahezu der gesamten mystischen, philosophischen und scholastischen Literatur des Mittelalters, das den Anschein erweckt, als sei das Interesse an zeitgenössischen Auseinandersetzungen mehr als gering gewesen. Unter den juristischen Handschriften befinden sich einige Standardwerke der kanonistischen Literatur (*Liber Decretalium*, *Durantis*, *Joh. Andreae*, *Decretum Gratiani*, *Bartholomeus*, *Raimund de Pennaforte*), jedoch keine Schriften zum römischen Recht. Die vorhandenen Bücher und Kommentare zum sächsischen Landrecht stammen vermutlich aus der ehemaligen Ratsbibliothek, seit dem 17. Jhdt. wurden die Blätter aus diesen Folianten zum Einwickeln der Ratsprotokolle verwendet.

Neben den theologischen und juristischen Büchern sind grammatikalische Handschriften zu erwähnen; die wichtigsten lateinischen Grammatiken des Mittelalters (*Priscian*, *Donatus*) sind auch heute noch als Fragmente erhalten. Dagegen sind nur wenige Schriften der lateinischen Literatur oder Geschichtsschreibung auf uns gekommen, darunter eine Terenz-Handschrift des 10. Jhdts., mehrere Boethius-Schriften des 10. und 11. Jhdts. und ein Aristoteles-Kommentar aus späterer Zeit. Es ist jedoch verwunderlich, daß die medizinische und naturwissenschaftliche Literatur – sowohl der Antike als auch des europäischen und arabischen Mittelalters – fast völlig fehlt.

Abschließend sei auf eine inhaltliche Eigenart hingewiesen, die sich vor allem bei der Betrachtung der drei Sammelbände im Goslarer Stadtarchiv zeigt. Hier fällt auf, daß Werke bekannter Autoren in bearbeiteter Form mit Kommentaren und fremden Ergänzungen oder auch verkürzt abgeschrieben wurden. Die Schreiber arbeiteten also gleichzeitig an den vorgegebenen Texten, um sie den eigenen theologischen Bedürfnissen und Studien anzupassen, die so entstandenen *Codices* dienten als Arbeitsmaterial dem ständigen Gebrauch.

Folgende nichtliturgische *Codices* können einzelnen Bibliotheken zugewiesen werden. Ein * weist wiederum darauf hin, daß die Zuordnung aus stilistischen Gründen erfolgt (Schriftheimat):

Augustiner, St. Bartholomäus:

Bibel, 4 Bände (Wolfenbüttel, HAB, Aa Aug. 2°, Ab Aug. 2°, Ac Aug. 2°, Ad Aug. 2°) (Abb. 6, 7)

Augustiner Chorherren, Georgenberg:

- * Augustinus: Liber pastoralis curae (B 4374, Nr. 1) (Abb. 8)
- * Vitae sanctorum (MTh18)
- * Vitae sanctorum (MTh19)
- * Hieronymus: Quaestiones hebraicae (MTh13)
- * Hieronymus: Apologia adversus libros Rufini (MTh6)
- * Gregor d. Gr.: Expositio in librum B. Iob (MTh11, MRTh3.1)

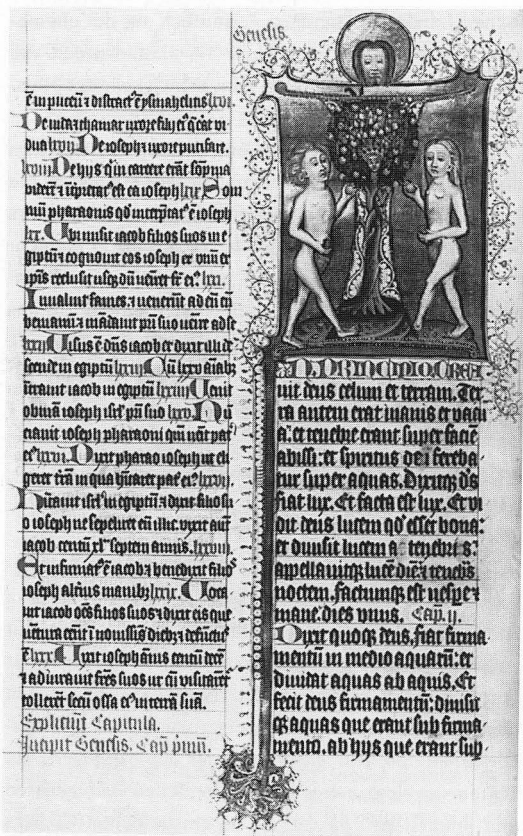


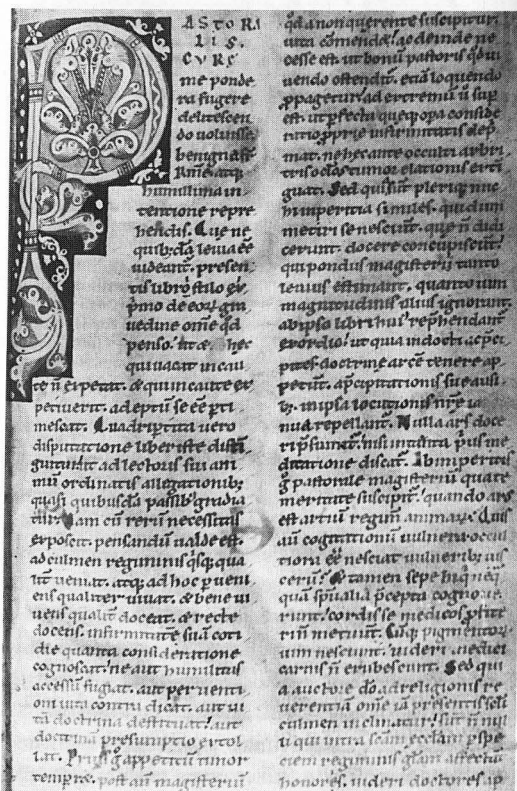
Abb. 6: Bibel, Wolfenbüttel, HAB, Aa Aug. 2°, fol. 9v

Abb. 7 (rechts oben):

Bibel, Wolfenbüttel, HAB, Ad Aug. 2°, fol. 7v

Abb. 8 (rechts unten):

Augustinus: Liber pastoralis curae, Stadtarchiv Goslar, B 4374, fol. 2r



- Thomas von Aquin: Summa 2,1 (Wolfenbüttel, HAB, 37 Helmst.)
- Bibel (Wolfenbüttel, HAB, 53 Helmst.)
- Origines: Homiliae (Wolfenbüttel, HAB, 100 Helmst.)
- Petrus Comestor: Historia ecclesiastica (Wolfenbüttel, HAB, 144 Helmst.) (Abb. 10)
- Conradus Thus: Super quantum decretalium (Wolfenbüttel, HAB, 167 Helmst.)
- Sammelband kanonisches Recht (Wolfenbüttel, HAB, 168 Helmst.)
- Sammelband (Wolfenbüttel, HAB, 185 Helmst.)
- Petrarca: De remediis aduersae fortune (Wolfenbüttel, HAB, 187 Helmst.)
- Hieronymus/Augustinus: Epistulae (Wolfenbüttel, HAB, 195 Helmst.) (Abb. 11)
- Augustinus: Homiliae (Wolfenbüttel, HAB, 196 Helmst.)
- Raimund de Pennaforte: Summa (Wolfenbüttel, HAB, 231 Helmst.)
- Sammelband kanonisches Recht (Wolfenbüttel, HAB, 236 Helmst.)
- Francisco de Zabrellis: Lectura super Clementinis (Wolfenbüttel, HAB, 247 Helmst.)
- Sermones (Wolfenbüttel, HAB, 281 Helmst.)
- Augustinus: Confessiones (Wolfenbüttel, HAB, 291 Helmst.)
- Juristischer Sammelband (Wolfenbüttel, HAB, 352 Helmst.)
- Bartholomäus: Summa de casibus conscientie (Wolfenbüttel, HAB, 383 Helmst.)
- Wörterbuch zum Sachsenspiegel (Wolfenbüttel, HAB, 393 Helmst.)
- Nicolaus de Tudesco: Commentarium in Lib. Decr. (Wolfenbüttel, HAB, 416 Helmst.)
- Sermones (Wolfenbüttel, HAB, 420 Helmst.)
- Psalmenkommentar (anon.) (Wolfenbüttel, HAB, 423 Helmst.)
- Konzilsstatuten (Wolfenbüttel, HAB, 478 Helmst.)
- Orationes/Vitae sanctorum (Wolfenbüttel, HAB, 1391 Helmst.)
- Astronomischer Kalender (Wolfenbüttel, HAB, A Novi 5)
- Augustiner Chorherren, Petersberg:
- Bibel (MTh5, MRTh2)
- Statuten etc. (Hildesheim, Dombibliothek, 537)

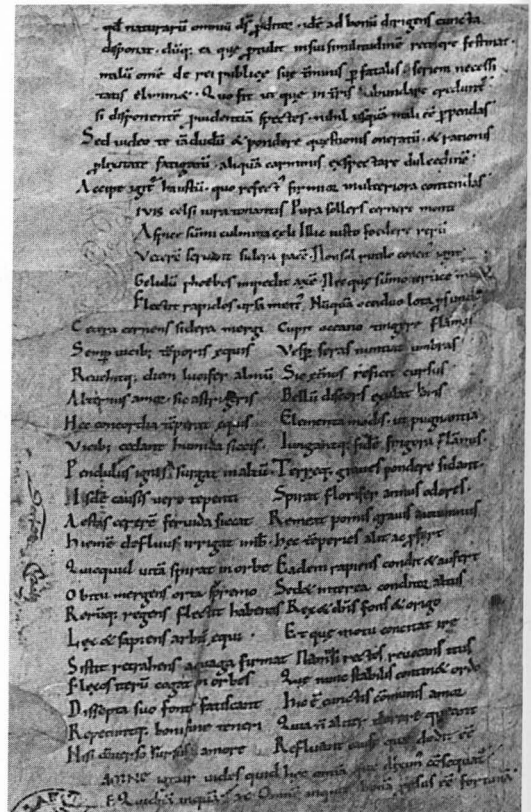


Abb. 12: Boethius: Consolatio philosophiae, Stadtarchiv Goslar, MLI4

sog. Domstift:

- Bibl. Kommentar (MRTh7)
- Gregor d. Gr.: Homiliae in Evangelia (MRTh4)
- Boethius: Consolatio philosophiae (MLI4) (Abb. 12)
- Boethius: De interpretatione (MLI6)
- Sammelband (B 4374; vgl. Eintrag Georgenberg)
- Stiftschronik (Hannover, Landesbibliothek, XXI 1209)
- Galenus: De ingenio sanitatis (Kassel, StLB, oct. Ms. med. 10)
- Chronik der römischen Fürsten (Wolfenbüttel, HAB, 20. 10. Aug. 4°)
- Privilegienbuch (Wolfenbüttel, HAB, 115.6. Extr.)

Frankenberg, Nonnenkloster:

- Sammelband (Wolfenbüttel, HAB, 19.26.6. Aug. 4°)
- Sammelband (Wolfenbüttel, HAB, 19.26.7. Aug. 4°)

Peregrinus: Sermones (Wolfenbüttel, HAB, 19.26.9. Aug. 4°)

Neuwerk, Nonnenkloster:

Bibel (MTh31)

Ratsbibliothek:

Sächsisches Landrecht mit gemischter Glosse (MJu18)

Remissorium zum sächsischen Landrecht (MJu15, MRJu5)

Sächsisches Landrecht (MJu16)

Sächsisches Landrecht und Richtsteig Landrechts (MRJu6)

Stadtrechtsbuch (Berlin, SBPK, Germ. 2°536)

Stadtrechtsbuch (Wolfenbüttel, HAB, 116.7. Extr.)

Die Zahl der zuweisbaren nichtliturgischen Bücher ist mit 61 fast ebenso hoch wie die der Liturgica. Wichtiger ist jedoch, daß unter den nichtliturgischen Handschriften lediglich neun sind, die aufgrund stilistischer Vergleiche aufgenommen wurden, so daß wir hier bezüglich der Bibliotheksheimat von relativ gesicherten Angaben ausgehen können.

Die größte Bedeutung unter den Goslarer Klosterbibliotheken kommt nach dieser Auflistung dem Georgenbergkloster zu⁹. Es muß davon ausgegangen werden, daß das Kloster im 15./16. Jhdt. eine systematisch geordnete Bibliothek besaß, was durch aufgeklebte Signaturschilder belegt wird. Derartig systematisch angelegte Büchersammlungen begegnen uns vor allem bei den Bettelorden und den Klöstern der Windesheimer und Bursfelder Kongregation¹⁰. Auch Georgenberg stand der Windesheimer Kongregation nahe. Daß sich eine relativ große Zahl von Georgenberger Codices in der Wolfenbütteler Bibliothek erhalten hat, muß als glücklicher Umstand gewertet werden; Herzog Julius erwarb die Bücher bei der Säkularisation. Dagegen wurden die anderen Kloster- und Stiftsbibliotheken zerstreut und zerstört. Nur noch wenige Codices bzw. Fragmente verweisen auf die einstigen Kostbarkeiten,

wie etwa die Bibeln in St. Bartholomäus, in Neuwerk und im Petersbergstift oder die Boethius-Fragmente aus dem sog. Domstift, schließlich die repräsentative Handschrift des sächsischen Rechts aus der Ratsbibliothek.

Wenden wir uns abschließend den Auftraggebern und Schreibern sowie der Ausstattung und künstlerischen Bedeutung der Goslarer Handschriften zu. 14 Namen sind uns überliefert, darunter acht Schreiber, fünf Auftraggeber bzw. Stifter und ein Auftraggeber, der gleichzeitig auch Schreiber war. Die diesbezüglichen Eintragungen datieren fast ausnahmslos in das 15. Jhdt.:

a) Schreiber:

Martinus (Wolfenbüttel, HAB, 23 Helmst.)

Wylhelmus de Mengherclusen, canonicus regularis (Wolfenbüttel, HAB, 167 Helmst. und 352 Helmst.)

Conradus G (Wolfenbüttel, HAB, 167 Helmst.)

Rodolph Becker, dominus (Wolfenbüttel, HAB, 231 Helmst.)

Wilhelmus de Ahusen, dominus et prepositus (Wolfenbüttel, HAB, 187 Helmst.)

Jordanus Kerchhoff, presbiter (Wolfenbüttel, HAB, 1391 Helmst.)

Herwicus Meyboem, frater et professor (Wolfenbüttel, HAB, 546 Novi)

Herrmann Scipel (Wolfenbüttel, HAB, 19.26.9. Aug. 4°)

b) Auftraggeber:

Rodolph Becker, dominus (Wolfenbüttel, HAB, 231 Helmst.)

Hermann Ürden, civis Goslariensis (Wolfenbüttel, HAB, 185 Helmst.)

Wilhelmus de Ahusen, dominus et prepositus (Wolfenbüttel, HAB, 291 Helmst. und 423 Helmst., als Erwerber)

Johannes Redeken (Wolfenbüttel, HAB, 80.3. Aug. 2°, 19.26.9. Aug. 4°)

Henningh Stelterhern (Wolfenbüttel, HAB, 19.26.6. Aug. 4°)

Hinrich Volkman (Wolfenbüttel, HAB, 19.26.6. Aug. 4°)

Henning Papetran (Wolfenbüttel, HAB, 19.26.7. Aug. 4°)

⁹ Vgl. Helmar Härtel: Untersuchungen zur Bibliotheksgeschichte in Niedersachsen an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, in: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte, XI, 1, 1986, S. 1-23.

¹⁰ Vgl. „700 Jahre Paulinerkirche. Vom Kloster zur Bibliothek“, Ausstellungskatalog der Universitätsbibliothek Göttingen, 1994, Nr. 18.

In den Schlußschriften ist im Zusammenhang mit den Auftraggebern in jedem Fall vermerkt, daß es sich um eine Stiftung zum Seelenheil des Schenkenden handelt, für den der Leser zum Gebet angehalten wird. Auch die Schreiber fügten ihrem Namen häufig den Zusatz „ora pro scriptore“ an.

Die Betrachtung der künstlerischen Ausgestaltung sowie der Schrift- und Textqualität der Goslarer Handschriften ermöglicht eine erste Beurteilung der hiesigen Skriptorien gemäß ihrer künstlerischen Bedeutung im norddeutschen und sächsischen Raum. Bei den Goslarer Codices handelt es sich gewöhnlich um Gebrauchshandschriften, die ein sorgfältiges Textstudium erkennen lassen und in sauberer Buchschrift geschrieben sind. Besonders bei der Vielzahl der liturgischen Bücher fällt die saubere, gleichbleibende Ausführung der romanischen Minuskel und mehr noch der gotischen Textura auf, die auf den hohen Standard der Skriptorien hinweist. Dagegen tritt die künstlerische Ausgestaltung – mit Ausnahme des Goslarer Evangelars – stark zurück. Die verwendeten Schmuckformen beschränken sich üblicherweise auf Schmuckinitialen und Fleuronné, vereinzelt auch die Verwendung von Blattgold. Lediglich die mehrteilige Bibel aus St. Bartholomäus enthält eine historisierte Initiale zu Beginn des Buches Genesis und eine ganzseitige Hieronymus-Darstellung zwischen den Kanontafeln und den Vorreden zum Neuen Testament (vgl. Abb. 6 und 7). Die künstlerische Bedeutung der Goslarer Skriptorien kann demnach nicht mit derjenigen von Hildesheim, Braunschweig oder Corvey verglichen werden, auch wenn mit dem Goslarer Evangeliar ein Codex von internationalem künstlerischen Rang in der Stadt entstand. Die Bedeutung Goslars ist vielmehr in der hohen Entwicklungsstufe der Schriftqualität zu sehen sowie in der sorgfältigen inhaltlichen Aufarbeitung der Texte, beides konnte – im Gegensatz zu anderen Städten bzw. Skriptorien – über Jahrhunderte hinweg aufrechterhalten werden.

Photonachweis:

Abb. 1, 4, 5, 8, 9 und 12: Manfred Rahl, Stadtarchiv Goslar.

Abb. 2, 3, 6, 7, 10 und 11: Copyright Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel.

Dr. Maria Kapp
Dorothea-Borchers-Str. 4
38640 Goslar

Maria Kapp

Die Texte des Goslarer Evangeliars*für Torben*

Der vorliegende Aufsatz untersucht die Texte des Goslarer Evangeliars, ihre Gestaltung und ihre möglichen Quellenvorlagen. Die Zielsetzung dieser Arbeit ergab sich durch die Katalogisierung der mittelalterlichen Handschriftenbestände in Goslarer Sammlungen, die von der Verfasserin 1993/94 durchgeführt wurde¹. Die hier zusammengestellten Beobachtungen und Ergebnisse verstehen sich als Ergänzung zu den Ausführungen Wolfgang Mildes im Kommentarband zur Faksimileausgabe des Evangeliars² und möchten einen weiteren Beitrag zur Erforschung und zum Verständnis der Buchkunst im südniedersächsischen Raum leisten.

Die Bedeutung der Evangeliare in der Liturgie und im Gottesdienst des Mittelalters braucht hier nicht wiederholt zu werden³. Es ist jedoch wichtig festzuhalten, daß die Blütezeit der Evangeliare im Hochmittelalter liegt, und daß seit dem 12. Jhd. das Evangeliar gewöhnlich durch das Missale ersetzt wird. Das Goslarer Evangeliar, das um 1240 geschrieben wurde, gilt als eines der Spätwerke dieser Buchgattung.

Der klassische Typus des früh- und hochmittelalterlichen Evangelienbuches enthält neben den Texten der vier Evangelien in der von Hieronymus übersetzten Vulgata-Fassung folgende weitere Stücke:

- 1.) meist vier allgemeine Vorreden (RB 595, 601, 596 und 581)⁴,
- 2.) die von Eusebius eingeführten Kanontafeln,
- 3.) vier Kapitelverzeichnisse (Capitula) zu den Evangelien,

- 4.) jeweils einen „prologus“ bzw. „argumentum“ zu jedem Evangelium (gewöhnlich die vier sog. monarchianischen Vorreden, RB 590/91, 607, 620 und 624),
- 5.) das Capitulare (Perikopenverzeichnis).

Demgegenüber weist das Goslarer Evangeliar erhebliche Abweichungen auf:

- a) Die Kanontafeln fehlen. Das Weglassen der Kanontafeln ist zwar für die späten Evangeliare nichts Untypisches, verdient hier aber Aufmerksamkeit, da die vierte der allgemeinen Vorreden (RB 581), die den Gebrauch der Kanontafeln erläutert, mit abgeschrieben wurde.
- b) Das Capitulare fehlt. Hier könnte ein Hinweis darauf gesehen werden, daß dem Evangeliar kaum noch liturgische Bedeutung zukam, so daß die Zusammenstellung der Perikopen als überflüssig angesehen wurde.
- c) Die Zahl der allgemeinen Vorreden im Goslarer Evangeliar ist ungewöhnlich groß. Neben den vier gebräuchlichen Prologen „Novum opus“, „Sciendum etiam“, „Plures fuisse“ und „Ammonius quidam“ findet sich ein weiteres, als „prologus“ bezeichnetes Stück (RB 600, „Satisque miror“), außerdem sind die beiden monarchianischen Prologe zum Matthäusevangelium (RB 590, 591) dem allgemeinen Einleitungsteil zugeordnet. Außergewöhnlich ist ferner, daß beide Versionen des letztgenannten Prologes aufgeschrieben wurden. Die drei anderen Evangelien haben jeweils einen Prolog (RB 607, 620, 624), so daß die Gesamtzahl der Vorreden zehn beträgt.
- d) Jedem Evangelium sind zwei Kapitelverzeichnisse vorangestellt, die sog. „capitula maiora“ und „capitula minora“, eine gänzlich unübliche Praxis, die den Umgang mit den Evangelientexten eher erschwerte, da den Capitula – vergleichbar unserer heutigen Kapiteleinteilung – gliedernde Funktion zukam. Die capitula maiora umfassen 28-13-21-14 Kapitel, die capitula minora 81-47-79-36. Die erste Reihe ent-

¹ M. Kapp: Handschriftenfragmente im Stadtarchiv Goslar. Teil I: Die liturgischen Fragmente. Teil II: Die nichtliturgischen Fragmente. Die Codices, Goslar 1994.

² W. Milde: Kodikologische Einführung, S. 82-98, in: R. Kroos, W. Milde, D.-E. Petersen, F. Steenbock: Das Goslarer Evangeliar, Kommentarband zur Faksimileausgabe, Graz 1991.

³ Vgl. St. Beissel: Geschichte der Evangelienbücher in der ersten Hälfte des Mittelalters, Freiburg 1906, S. 1 ff. und 324 ff.

⁴ RB = J.B. Schneyer: Repertorium Biblicum, 11 Bände, Madrid 1949 ff.

spricht de Bruynes A-Reihe, die zweite Pi (Matthäus) und I (Markus, Lukas und Johannes)⁵.

Aus dem Gesagten läßt sich der Inhalt des Goslarer Evangeliers folgendermaßen darstellen (originale Reihenfolge):

- 1.) 5 allgemeine Vorreden (Novum opus, Sciendum etiam, Plures fuisse, Ammonius quidam, Satisque miror).
- 2.) Capitula maiora, 2 Vorreden (Matheus ex iudea sicut in ordine, 2 x), capitula minora, Matthäusevangelium.
- 3.) Vorrede (Marcus evangelista), capitula maiora, capitula minora, Markusevangelium.
- 4.) Vorrede (Lucas natione syrus), capitula maiora, capitula minora, Lukasevangelium.
- 5.) Vorrede (Hic est Johannes), capitula maiora, capitula minora, Johannesevangelium.

An dieser Stelle muß die Frage nach den möglichen Vorlagen des Goslarer Evangeliers aufgeworfen werden. Da das Evangeliar in Goslar, vermutlich im Kloster Neuwerk⁶ geschrieben wurde, ist es logisch, die Quellen im südniedersächsischen oder sächsischen Raum zu suchen. Zunächst sind jedoch einige grundlegende Bemerkungen zur Textgestaltung festzuhalten.

Bezüglich der Überlieferung der Evangelientexte wird zwischen der A-Version der Schule von Tours und der BC-Version der Hofschule Karls d. Gr. unterschieden. Carl Nordenfalk hat in seiner Beschreibung des Evangelienbuches in Uppsala⁷ 160 relevante Textstellen aufgelistet, die uns auch zur Überprüfung des Goslarer Evangeliers dienen. Es wurde festgestellt, daß die Mehrzahl der Zitate der A-Version folgt (97 = 60 %), 59 der BC-Version sowie vier abweichende.

Diese Verteilung spricht für eine „tourneyse“ Vorlage, eine Aussage, die außerdem durch die Reihenfolge der Vorreden (s.o.), die der in Tours üblichen folgt⁸

und durch die sog. Capitula minora, d.h. die längere Form, die in Tours gebraucht wurde⁹, bestätigt wird. Wir haben die Quelle des Goslarer Evangeliers also in einer touronischen Handschrift zu suchen, die allerdings durch Abschriften und fremde Einflüsse in abweichender Gestalt auftritt.

Es liegt nahe, das Echternacher Evangeliar aus dem Goslarer Dom (Codex Caesareus Upsaliensis) als Vorlage für das spätere Gegenstück anzunehmen, doch schließt ein Vergleich der Textstellen diese Annahme aus, da lediglich 76 von 160 Zitaten übereinstimmen und sich der Echternacher Codex deutlicher von seiner touronischen Vorlage entfernt (83 von 160 touronischen Lesarten).

Ein reiches Vergleichsmaterial bieten dagegen die von Gerd Bauer¹⁰ analysierten Handschriften der Schreibschulen in Hildesheim und Corvey. Da Hildesheim das für Goslar nächstgelegene geistliche Zentrum war, kann davon ausgegangen werden, daß die in Goslar benutzten Textvorlagen häufig aus Hildesheimer Klöstern stammten.

Die Überprüfung der Hildesheimer Codices¹¹ begann mit der Analysierung der verwendeten Capitulareihen. Die Capitula maiora (28-13-21-14) boten hier keinen Anhaltspunkt, da diese, in der Hofschule ausgebildete Reihe seit dem Hochmittelalter üblicherweise benutzt wurde. Die Capitula minora (81-47-79-36) dagegen treten immer wieder in abweichender Form auf. Die im Goslarer Evangeliar verwendete Reihe findet sich lediglich in der sog. Bernwardbibel im Domschatz von Hildesheim (Nr. 61). Ein Vergleich der Bibelzitate bestätigte die Annahme, daß die Bernwardbibel als Vorlage für die Evangelientexte des Goslarer Evangeliers gedient haben könnte. Das Goslarer Evangeliar stimmt in 118 Stellen (von 160) mit der Bibel überein, darunter in 16 Fällen, in denen die Bibel eine von allen anderen Hildesheimer Codices abweichende Lesart zeigt. Die Bibel selbst folgt mit 123 von 160 Zitaten der A-Version deutlich einem touronischen Vorbild. Ein Vergleich des Goslarer Evangeliers mit den anderen bei Bauer analysierten Codices zeigte keine ausgeprägte Überein-

⁵ Vgl. D. de Bruyne: *Sommaires, Divisions et Rubriques de la Bible Latin*, Namur 1914, S. 240 ff.

⁶ Vgl. Kapp, Kat.-Nr. 291. S. auch M. Kapp: Ein Skriptorium im Goslarer Neuwerkloster?, in: *Mittelaltinisches Jahrbuch*, 31, 1, 1996, S. 69 ff.

⁷ C. Nordenfalk: *Codex Caesareus Upsaliensis*, Stockholm 1971, S. 50 ff.

⁸ Beissel, S. 185.

⁹ Beissel, S. 185.

¹⁰ G. Bauer: *Corvey oder Hildesheim*, 2 Bände, Hamburg 1977.

¹¹ Beissel, S. 332; Bauer, Anhang IV A.

stimmung der Texte, die festgestellten identischen Lesarten lagen jeweils bei 80 bis 90 von 160 Stellen. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Bernwardbibel als die wichtigste Vorlage – möglicherweise durch ein heute nicht mehr zu identifizierendes Zwischenglied – für das Goslarer Evangeliar diente, wobei sich der Schreiber des Evangelii entschloß, noch weitere ihm bekannte Vorreden einzufügen und die „moderne“ Form der Capitulareihe (28-13-21-14) der veralteten, die er in der Bibel vorfand, voranzustellen.

Wenden wir uns nun der Betrachtung der formalen Gestaltung des Textes zu. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Verwendung von zwei Capitularen den Umgang mit dem Text eher erschwerte. Innerhalb der Evangelientexte sind die Nummern der Capitula maiora im Text, die der Capitula minora auf dem Rand jeweils mit roter Auszeichnungstinte vermerkt. Die Anfangsbuchstaben der Capitula maiora sind zweizeilig ausgeführt, die der Capitula minora zumeist einzeilig, so daß sie sich gegenüber den zahlreichen einzelnen Schmuckbuchstaben, die sich innerhalb der einzelnen Kapitel befinden, nicht abheben.

In diesem Zusammenhang muß darauf hingewiesen werden, daß sowohl in den Evangelientexten als auch innerhalb der Capitula eine größere Zahl von Schmuckbuchstaben nicht eingetragen wurde. Dabei handelt es sich zumeist um ein fehlendes „I“ (34 x), das offensichtlich vom Rubrikator übersehen wurde, da der Schreiber zum Eintragen meist kaum Leerraum ließ. Außerdem wurden vierzehn weitere Initialen vergessen, zwölf wurden falsch eingetragen, an sieben Stellen versuchte der Rubrikator, trotz des beengten Raumes, statt A(it) DIX(it) einzutragen. Bei der Fülle der Schmuckbuchstaben entsprechen diese „Fehler“ jedoch lediglich einem Faktor von 5 %. Der Text selbst ist mit größter Sicherheit aufgeschrieben, nur an drei Stellen scheint radiert worden zu sein, an Schreibfehlern (meist Wortwiederholungen) wurden acht gezählt, die jedoch nicht verbessert wurden, vermutlich weil das gleichmäßige Erscheinungsbild nicht gestört werden sollte.

Das Goslarer Evangeliar gehört aufgrund seiner kostbaren und reichhaltigen Gesamtgestaltung zu der Gruppe der Festtagevangeliare, deren liturgischer Gebrauch sich auf die höchsten Kirchenfeste im Jahr beschränkte. Renate Kroos hat in ihrer ikonographischen Analyse des Evangelii darauf hingewiesen, daß sich

die Bildinhalte der Initialzierseiten vornehmlich auf die Evangelienlesungen der Fastensonntage beziehen¹². Es kann deswegen vermutet werden, daß das Evangeliar auch an diesen Sonntagen während des Hochamtes gebraucht wurde. Einen weiteren Hinweis auf die liturgische Verwendung des Goslarer Evangelii stellen die vier Passionsberichte dar, die die Evangelienlesungen vom Palmsonntag, Dienstag und Mittwoch der Karwoche und vom Karfreitag bilden. In diesen Lesungen (Mt. 26,1-27,55; Mc. 14,1-15,40; Lc. 22,1-23,49; Jo. 18,1-19,30) finden sich jeweils die Buchstaben a, c und t in roter Auszeichnungstinte über den Zeilen, die einen Hinweis auf die Rollenverteilung während des Lesens geben¹³. Die erzählenden Teile sind mit c bezeichnet, die Worte Christi mit t, die von anderen Personen mit a. Eine identische Verteilung begegnet uns auch im Codex Caesareus Upsaliensis sowie in zwei Handschriftenfragmenten des 15. Jhdts. im Goslarer Stadtarchiv, die ebenfalls im Kloster Neuwerk benutzt wurden¹⁴. Der Gebrauch des Evangelii während der Karfreitagsliturgie wird auch durch die Wachsflächen auf fol. 126r oben bestätigt, eine Beschädigung, die durch die Unachtsamkeit eines der die Lesungen begleitenden Kerzenträger entstanden ist. Es ist dies jedoch die einzige Beeinträchtigung, die die Evangelientexte durch ihren liturgischen Gebrauch erfuhren, alle übrigen gehen auf natürliche Alterungsprozesse oder Unachtsamkeiten in späteren Jahrhunderten zurück.

Folgende Ergebnisse können zusammenfassend festgehalten werden:

¹² R. Kroos: Die Bilder, S. 32 ff., in: R. Kroos, W. Milde, D.-E. Petersen, F. Steenbock: Das Goslarer Evangeliar, Kommentarband zur Faksimileausgabe, Graz 1991.

¹³ Milde, S. 97/98.

¹⁴ Kapp, Kat.-Nr. 45 und 46 (Inv.-Nr. MRTh13.2 und MRTh15).

- a) Der Inhalt des Goslarer Evangeliers weicht vom klassischen Evangeliar-Typus z.T. erheblich ab. Besonders auffallend ist das Fehlen des Capitulare und der Kanontafeln einerseits und das Verwenden von zwei Capitulareihen und einer größeren Zahl von Vorreden andererseits.
- b) Die Evangelientexte folgen überwiegend der touro-nischen Lesart (Version A). Es ist möglich, daß die Hildesheimer Bernwardbibel als direkte oder indirekte Vorlage für das Goslarer Evangeliar diene.
- c) Die reichhaltige Ausgestaltung und der gute Erhaltungszustand weisen den Codex als Festtagsevangeliar aus. Es ist wahrscheinlich, daß das Goslarer Evangeliar nicht nur bei den Hochfesten des Kirchenjahres benutzt wurde, sondern auch an den Fastensonntagen und während der Karwoche.

Falko Rost

Die Kirche St. Maria in Groß Dahlum – ein klassizistischer Bau in der Superintendentur Schöppenstedt –

Die frühere Ortsbezeichnung Voigtsdahlum bezieht sich auf die Bedeutung Groß Dahlums als einer der nicht seltenen mittelalterlichen Burgsitze an der Heerstraße südlich des Elms. Wie bei ähnlichen weltlichen Machtzentren, wird es auch bei der 1192 erstmalig bezugten Burg, ein herzogliches Lehen des Ministerialengeschlechtes v. Dalem (auch v. Wenden), eine frühe Kirche gegeben haben.

Eine romanische Kirche mit dem Patrozinium „*Maria Virgo*“ wird 1317 erstmalig erwähnt, als Pfarrer wird „*her Hake de perner*“ genannt. Patron war bis in neuere Zeit das Michaeliskloster in Hildesheim, das als Gründer der ersten Kirche aufgrund seines Landbesitzes in dieser Gegend (z. B. Schliestedt, Remlingen) eventuell in Betracht kommt.

Wenn auch die Besitzer der Burg keine Patrone der Kirche waren, bewirkte doch die Wechselbeziehung zwischen geistlichem und weltlichem örtlichen Zentrum eine Fülle von Beeinflussungen. (Die Burg war seit 1344 wieder herzoglich, danach meist in Pfandbesitz, 1589 – 1659 Witwenausstattung der Herzoginnen Hedwig und Anna Sophie, danach herzoglicher Gerichtssitz.) So gab es in der mittelalterlichen Kirche bis zu ihrem Abbruch 1811, Bestattungen weltlicher Honoratioren mit Grabdenkmälern, Stiftungen von wertvollen Kirchengeräten durch die Herzoginnen, besondere Kirchenstühle, bis in neuere Zeit finanzielle Zuwendungen vom Amts- bzw. Domänenfonds.

Das Ortsbild wurde in früherer Zeit eindeutig von dem noch 1770 vorhandenen, dreiflügeligen inneren „Burgbezirk“ mit dem Amtshaus und seinen massiven Nebengebäuden geprägt. Die älteren Gebäude sind, nachdem das Gericht Voigtsdahlum 1807 aufgelöst worden war, wahrscheinlich im frühen 19. Jahrhundert abgebrochen und durch Zweckbauten für den Domänenbetrieb ersetzt worden. Lediglich das Verwalterwohnhaus, nach dem Verkauf und der Auflösung der Domäne 1954 Wohnhaus des Resthofbesitzers Willeke, scheint die Substanz des 1770 vorhandenen Wohnhauses zu beinhalten. Das nicht unbedeutende mittelalterliche Kirchengebäude hatte gegenüber dem Burgbezirk untergeordneten Rang.

Seit 1820 steht in Groß Dahlum eine der wenigen stilreinen, als Neubau errichteten klassizistischen Dorfkirchen im Gebiet der Landeskirche (Abb. 1); im Ensemble mit dem gegenüberliegenden Pfarrhaus eine bemerkenswerte Baugruppe im Ortsbild.

Erstaunlich auch insofern, als 77 % der Kirchen in der südlich des Elms gelegenen, nach der Reformation eingerichteten Superintendentur Schöppenstedt¹ (gem.

1 Die kirchliche Untergliederung Schöppenstedt ist sehr alt; sie bestand schon im Mittelalter als Archidiakonat im Bistum Halberstadt. Nach der Reformation 1568/69 wurde die Spezialsuperintendentur Schöppenstedt hauptsächlich aus dem Kerngebiet des Gerichtes Schöppenstedt gebildet, dazu kamen das Gericht Voigtsdahlum und das Junkerdorf Gr. Vahlberg. Der Gebietszuschnitt blieb über längere Zeit im wesentlichen konstant.

1894 bestand die Inspektion Schöppenstedt (in der Generalinspektion Wolfenbüttel) aus 13 Pfarrbezirken mit insgesamt 22 Kirchengemeinden:

1. Schöppenstedt mit Zuckerfabrik Altenau; eine Kirche an der ein Pastor primarius und ein Pastor collaborator.
 2. Berklingen K.Pf., Kl. Vahlberg K.
 3. Eilum K.Pf., Weferlingen K.
 4. Watzum K.Pf.
 5. Evessen mit Wirthshaus Reitling, K.Pf., Gilzum K., Hachum K.
 6. Amleben K.Pf.
 7. Uehde K.Pf.
 8. Gr. Vahlberg K.Pf., Bansleben K.
 9. Samleben mit Großen-Rhode, K.Pf., Kneitlingen K.
 10. Eitzum mit Watzumer Häuschen, K.Pf., Küblingen mit Haus im Burghale K.
 11. Schliestedt K.Pf., Warle K.
 12. Gr. Dahlum mit Domäne Voigtsdahlum, K.Pf., Kl. Dahlum K.
 13. (Barnstorf K. Filiale von Watenstedt in der Inspektion Jerxheim.)
(K = Kirche, Pf. = Pfarre)
1914 vermehrte sich der Umfang durch Zulegung aus der aufgelösten Inspektion Börßum um sechs Pfarrbezirke mit 10 Kirchengemeinden:
 14. Börßum K.Pf., Bornum K.
 15. Achim K.Pf., Kalme K.
 16. Seinstedt K.Pf.
 17. Hedeper K.Pf., Wetzleben K.
 18. Gr. Winnigstedt mit Mattierzoll, K.Pf.
 19. Kl. Winnigstedt mit Kleine Mühle, K.Pf.
- 1925 schied die Kirchengemeinde Barnstorf aus dem Kirchenkreis Schöppenstedt aus, um dem Kirchenkreis Schöningen zugeteilt zu werden.
- Im März 1935, nach der Gliederung der Landeskirche in 15 Propsteien, umfaßte die Propstei Schöningen unter Beile-

Stand von 1894, 22 Kirchengebäude) aus bestimmten kulturgeschichtlichen Gründen noch überwiegend mittelalterliche Bausubstanz besitzen².

Für Größe und Ausstattung der Kirchengebäude war der Ertrag der Kirchenstiftung maßgeblich. Dieser war in Groß Dahlum höher als der der meisten umliegen-

gung von drei Pfarrverbänden aus dem aufgelösten Kirchenkreis Salzdahlum sowie Abgabe von sieben Pfarrverbänden an die Propstei Bad Harzburg 14 Pfarrverbände mit 25 Kirchengemeinden:

1. Dettum mit Mönchevahlberg (zeitweise Volzum)
2. Eilum mit Weferlingen
3. Ampleben
4. Eitzum mit Küblingen
5. Evessen mit Hachum und Gilzum
6. Gr. Denkte mit Kl. Denkte
7. Gr. Vahlberg mit Bansleben
8. Gr. Dahlum mit Kl. Dahlum
9. Berklingen mit Kl. Vahlberg
10. Remlingen
11. Sambleben mit Kneitlingen
12. Schliestedt mit Warle
13. Schöppenstedt
14. Semmenstedt

Nach mehrfachen Änderungen der Strukturen und Zuständigkeitsgebiete der kirchlichen Untergliederungen in den vergangenen Jahrzehnten, zuletzt aufgrund der Nds. Verwaltungs- und Gebietsreform 1972 – 78 besteht die Propstei Schöningen 1988 aus 13 Pfarrverbänden mit 36 Kirchengemeinden:

1. Dettum mit Mönchevahlberg und Weferlingen
2. Evessen mit Gilzum und Hachum
3. Gr. Dahlum mit Kl. Dahlum und Eitzum
4. Gr. Denkte mit Kl. Denkte und Sottmar
5. Gr. Vahlberg mit Berklingen, Kl. Vahlberg und Bansleben
6. Sambleben mit Ampleben, Kneitlingen und Eilum
7. Schliestedt mit Watzum, Uehde und Warle
- 8.+9. Bez. I u. II Schöppenstedt mit St. Marien (früher Küblingen)
10. Hedeper mit Wetzleben, Kalme, Seinstedt
11. Remlingen mit Semmenstedt und Timmern
12. Winnigstedt (2 Kirchengemeinden, früher Gr. u. Kl. Winnigstedt)
13. Wittmar
(Aus: Schmidt-Phiseldack, Stübner, Dettmer, GOV, Pfarramtskalender)

² Der folgenden Übersicht wird der Umfang der Inspektion (Superintendentur) Schöppenstedt, Stand 1894, wegen des kulturellen und geschichtlichen Zusammenhanges der Orte zugrundegelegt. Von den 22 unter 1) aufgeführten Kirchengebäuden sind äußerlich geprägt:

- 17 Kirchen oder 77 % mittelalterlich
(Berklingen, Eilum, Watzum, Evessen, Gilzum, Hachum, Ampleben, Uehde, Gr. Vahlberg, Bansleben, Kneitlingen, Küblingen, Schliestedt, Warle, Kl. Dahlum, Barnstorf, Schöppenstedt)
- 3 Kirchen oder 14 % barock bzw. klassizistisch
(Kl. Vahlberg, Sambleben, Gr. Dahlum)
- 2 Kirchen oder 9 % historistisch bzw. 20. Jahrhundert
(Weferlingen 1952, Eitzum)

den Kirchen. Gem. Corpus bonorum besaß die Kirchenstiftung bis zur Separation 1845 148 Morgen (4 Hufen, 28 Morgen) Land, das gegen Meyerzins ausgetan war. Die Einkünfte dienten z.B. zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Handlungen und Erhaltung des Gebäudes.

Groß Dahlum ist bis heute Pfarrstelle geblieben, was mit der Bedeutung des Ortes und der Ausstattung der Pfarre zu tun hat. (Die Pfarrstiftung soll 1863 „eine der reichsten im Lande“ gewesen sein.) Seit der Reformation ist Klein Dahlum als Filial angeschlossen, seit 1971 gehört Eitzum als Gliedgemeinde im Pfarrverband dazu.

Beschreibung der zwei baulichen Erscheinungsbilder der Kirche anhand der dargestellten Grundrisse (Abb. 2):

I. Die mittelalterliche Kirche

Da es keine älteren Planunterlagen gibt, ist man zur Rekonstruktion des mittelalterlichen Baues, der 1811 vollständig abgebrochen wurde, auf mehrere Hilfsmittel angewiesen. Dazu gehört der sehr kleinformatige rechteckige Grundriß der General-Landesvermessung (J.G. Hahn, 1757), die noch vorhandene (nicht ausgeführte) barocke Innenraumplanung von Baumeister Johann Heinrich Strauß von 1736, vor allem die ausführliche Baubeschreibung im Corpus bonorum des Jahres 1754 durch Pfarrer Friederich Maximilian Weißen, ergänzt durch den Merian-Stich von 1652.

Der Baukörper war gem. Corpus bonorum ca. 29,78 m lang und ca. 8,27 m breit, er bestand aus gleichfluchtendem Turm, Kirchenschiff und Chor. Pfarrer Weißen hatte Anzeichen der verschiedenen Entstehungszeit beobachtet, wahrscheinlich anhand der Mauerwerksstruktur, Anbaufugen und sichtbarer ehemaliger Dachschrägen an der Ostwand des Turmes. Ob aber das Schiff ehemals eine turmlose Kapelle war, wäre nur anhand einer damals noch ganz oder in Resten vorhandenen Westmauer des Schiffes beweisbar gewesen. Die Erfahrung bei benachbarten romanischen Dorfkirchen weist eher auf gleichzeitig errichteten Turm- und Schiffbau hin. Der überwölbte Chor ist wie bei vergleichbaren Kirchen (z.B. Cremlingen) eine Zutat des 15. Jahrhunderts, beim Anbau hatte man die ehemalige Ostwand des Schiffes durchbrochen und mit dem Triumphbogen ausgestattet (oder einen vorhandenen verwendet).

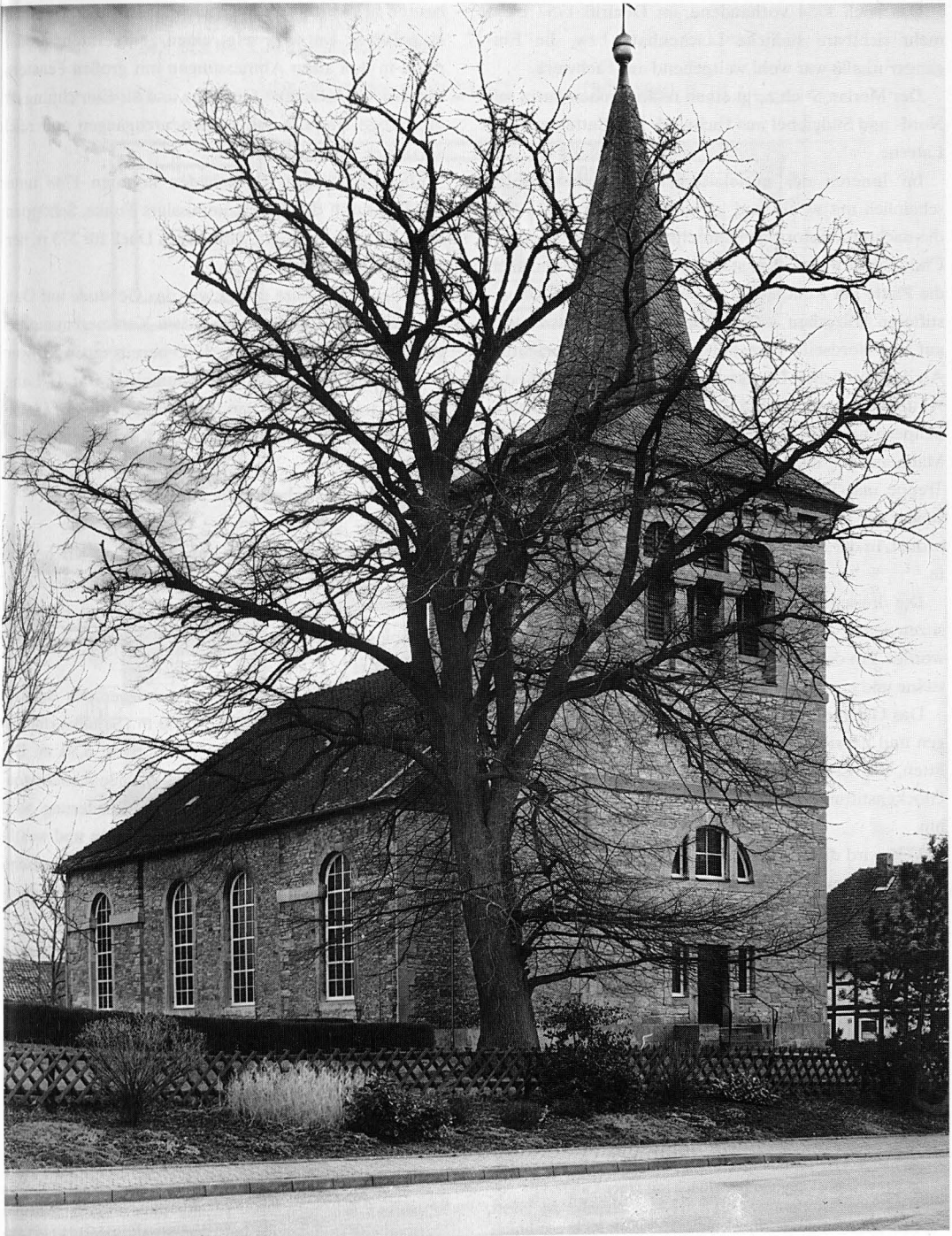


Abb. 1: Die Kirche in Groß Dahlum. Ansicht von Nordwest.

Das noch 1754 vorhandene, im Dorfriß 1757 nicht mehr sichtbare südliche Leichenhaus bzw. die Eingangsvorhalle war wohl weitgehend aus Fachwerk.

Der Merian-Stich zeigt einen relativ hohen Turm mit Nord- und Sügiebel aus Fachwerk und Satteldach mit Laterne.

Im Inneren des mittelalterlichen Raumes (wahrscheinlich mit wenig und kleinen Fenstern) hatte sich die nachreformatorische Einrichtung 1754 erhalten. Im Chor gab es außer dem steinernen Altartisch, der noch die Platte mit Reliquiengruft besaß und einen 1658 gestifteten hölzernen und vermalten Altaraufsatz hatte, auf der Nordseite eine holzgeschnitzte Marienstatue. An der nördlichen Längsseite stand der Gitterstuhl des Amtmannes und die Stände des vornehmeren Domänenpersonals, auf der Südwand der Beichtstuhl, acht Männerstände und die zum Schiff weisende Kanzel mit Treppe und Tür. Im Schiff waren im Erdgeschoß die Bänke der Frauen in drei Blöcken mit Quergang angeordnet, in der Mitte stand die mittelalterliche Steintaufer.

Die dreiseitig umlaufende Empore mit den Männer-sitzen war in verschiedenen Einzelabschnitten errichtet worden. An den Wänden des Schiffes gab es vier Grabsteine und ein hölzernes Epitaph, sonst gem. BUK³.

Das Gebäude hatte sicher bei den vielen Plünderungen und Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges gelitten, die Erneuerung der Inneneinrichtung und die Glockenstiftung in der Nachkriegszeit weisen darauf hin.

1736 wird die Kirche in der historischen Bauakte als baufällig bezeichnet, daraufhin erfolgte die Planung des barocken Innenausbaues durch den für seine Kirchen-

bauten bekannten Baumeister M.J.H. Strauß. Der nicht ausgeführte Entwurf zeigt einen „entkernten“ Innenraum in den alten Abmessungen mit großen Fenstern, hölzernem „falschen“ Gewölbe und als Einrichtung die dreiseitige Empore mit Bodendurchgängen und reich verzierter Kanzelaltarwand.

Die schlimmsten Bauschäden konnten 1748 unter der Direktion des Landkommissars Funke, Schöppenstedt, repariert, z.B. ein ganz neues Dach für 375 rt. hergestellt werden.

Einige Jahrzehnte später war das Gebäude auf Dauer nicht mehr zu halten. Nachdem Kammerbaumeister H. Chr. Honig, Schöningen, 1785 bereits einen Entwurf erstellt hatte, beauftragte Hofbaumeister Chr. G. Langwagen, Braunschweig, den Baukondukteur Carl Liebau 1805 mit der Planung für ein neues Kirchengelände.

II. Die klassizistische Kirche von 1820

Das Erscheinungsbild der klassizistischen Kirche entspricht, zumindest im Äußeren, weitgehend dem Entwurf des Baukondukteurs Carl Liebau von 1805/1806 und spiegelt die Strömungen der damaligen Architektur wider.

Der großzügig bemessene Baukörper des Schiffes hat die Abmessungen ca. 9,75/19,0 m (Seitenverhältnis b/l = 1:1,95) und die Höhe i.L. von ca. 6,50 m. Die Längsfassaden werden durch je vier große Rundbogenfenster unterbrochen; eine kräftige Gliederung wird durch geringe Vorlage der jeweils östlichen und westlichen Fensterbereiche vor die Fassadenflucht erreicht. Auf diesen Flächen sind darüber hinaus die Kämpferli-

³ Aus P.J. Meier (BUK)

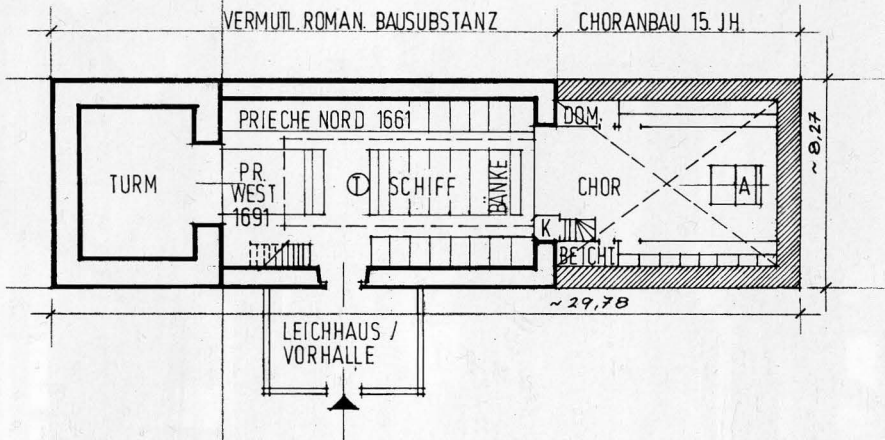
Gr. Dahlum: (gekürzt)

Die Kirche ist ein Neubau vom Jahre 1820. [Die alte, der Jungfrau Maria geweihte Kirche war nach der Angabe des von Pastor Weißen sorgsam gearbeiteten Corpus Bonorum von 1754 ursprünglich nur eine flachgedeckte Kapelle gewesen, der später ein gewölbter, 1661 hergestellter Chor, sowie ein Turm und ein Leichenhaus angebaut worden waren. Nach dem Kupferstich bei Merian (s. Abb. 66) scheinen jedoch Chor und Schiff einen einheitlichen Raum gebildet zu haben. Der Turm zeigt dort im N und S im Fachwerk aufgebauete Giebel und ein Satteldach mit einer Laterne.]

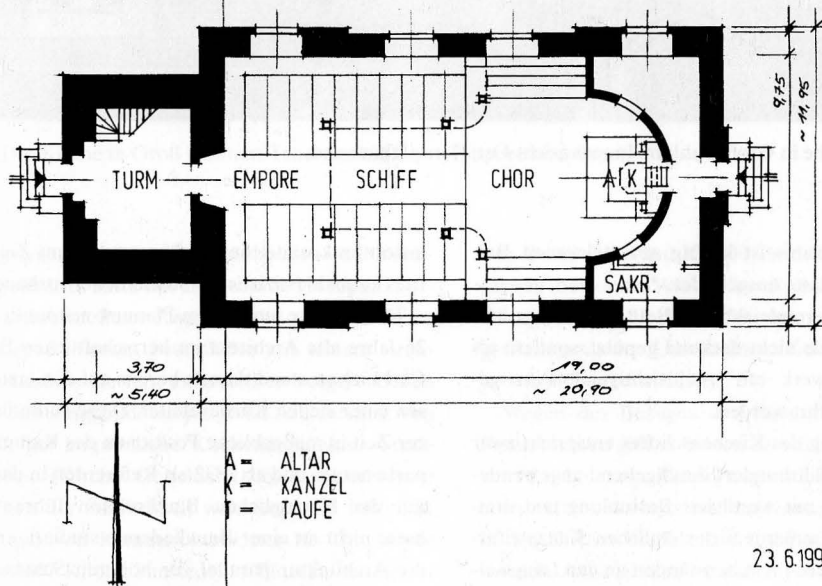
[Die Altarplatte enthielt nach Weißen Angabe die Gruft mit einem Gefäß für die Reliquien, der aus Holz geschnittene Altar war der Inschrift zufolge in „Unser Lieben Frauen Kirche“ vom Schneidermeister Herm. Wunderling 1658 verehrt worden. Auf dem hohen Chor befand sich außerdem ein holzgeschnittenes Marienbild.]

[Das Corpus Bonorum zählt sodann mehrere Grabsteine usw. auf: I. („An der Nordmauer“) mit der Inschrift *Anno domini MDLXXX den 12. Nov. ist die edle von Zarnitzk, Heinrich von Groten ehliche Haus Frau in dem Herrn Christo entschlaffen.* – 2. (ebd.) mit der Darstellung von Mann und Frau zur Seite des Gekreuzigten, der Inschrift: *Anno 1585 Dingstages nach Oculi ist der edle gestrenge und ehrenveste Junger Heinrich Grothe in Gott entschlaffen. Der Seele Gottes gnädig sei, dem Namen der Stifterin Hyppolitta von Bülow, H(einrich) G(roten) s(eine) e(heliche) W(irwe),* den Sprüchen Phil. I, 21, Röm. 14, 8, Ps. 118, 17 und vier Wappen. – 3. (auf dem Chor) des Fürstl. Brschw.-Lüneb. Amtmanns Jul. Andr. Widdecken (gest. 1662 im Alter von 34 Jahren). – 4. (ebd.) des Pastors Raban Ludw. Bosenius (gest. 1707). – 5. (an der inneren Südwand) Holzepitaph des Joh. Ortenborg (gebürtig aus Gr.-D., 1674 in holländischen Kriegsdiensten, 13 Jahre auf Kriegsschiffen gedient, 1687 als Quartiermeister in Hamburg gestorben und dort begraben.)]

I. DIE MITTELALTERLICHE KIRCHE
GEM. BESCHR. CORPUS BONORUM, 1754



II. DIE KLASSIZISTISCHE KIRCHE
VON 1820



23. 6.1994 ROST

Abb. 2: Die Kirche in Groß Dahlum. Zwei bauliche Erscheinungsformen. M. ca. 1:300.

nien der Fensterbögen gesimsartig hervorgehoben. An der Westfassade des gegenüber dem Schiff stark eingrückten Turmes, der ursprünglich ein flaches Zeltdach haben sollte, fällt die Betonung der Mittelachse auf. Sie wird erreicht durch die große dreiteilige Schallöffnung

mit Rundbogenfenstern, massivem Kämpfer und quadratischen Mittelsäulen in dorischer Ordnung; außerdem durch das Portal als Dreiergruppe aus Tür und zwei flankierenden Fenstern, überdeckt durch den verklammernden und seitlich begrenzenden Lünettenbo-



Abb. 3: Die Kirche in Groß Dahlum. Innenansicht Ost, Kanzelaltarwand.

gen. Das Dachgesims ist kräftig mit steinernen Balkenköpfen und Platte ausgebildet.

Anders als bei vergleichbaren Bauten des Klassizismus ist die Fassade nicht deckend geputzt, sondern als Natursteinmauerwerk mit „steinsichtigem“ Putz geplant und ausgeführt worden.

Die Einrichtung des Kirchenschiffes entspricht zwar der seit dem 18. Jahrhundert durchgehend angewendeten „Saalkirche“, mit westlicher Bestuhlung und dreiseitiger Empore, außerdem der östlichen Kanzelaltarwand mit besonderen Kirchenständen an den Längsseiten (Abb. 3 und 4). Hier fällt jedoch auf, daß die Chorstufe den Raum in zwei exakte Hälften teilt. Der ungewöhnlich große Chorraum wirkt durch die im Halbkreis angeordnete Abschlußwand in Höhe der Emporenbrüstung, mit im Brennpunkt aufgestelltem, hohen Risalit des Kanzelaltars ausgesprochen zentrierend und raumbestimmend.

Am Innenraum fällt auf, daß außer dem bereits 1792 von Langwagen angewendeten Risaliten mit seinen Pi-

lastern in korinthischer Ordnung und dem Zahnschnittfries kaum klassizistische Stilelemente vorhanden sind.

Der begabte junge, zum Planungszeitpunkt 1806 erst 26 Jahre alte Architekt im herrschaftlichen Bauwesen, Carl Liebau, stand damals bereits auf den ersten Sprossen einer steilen Karriereleiter. Diese sollte ihn in kurzer Zeit in maßgebliche Positionen des Kammerbaudepartementes und ab 1832 als Referenten in das Collegium der Herzöglichen Baudirektion führen⁴. Liebau hatte nicht an einer Bauakademie studiert, er „lernte“ die Architektur parallel zur höheren Schulausbildung bei dem damals maßgeblichen Entwurfsarchitekten im Baudepartement, Hofbaurat Chr. G. Langwagen. Der

⁴ Carl Liebau, siehe Rauterberg (mit Quellenangaben). N ST A, WF; 7b Neu Fb 2, Acta generalia, Organisation u. Verbesserung des Bau-Departementes usw., de 1814 – 1832. Vereinigung der Hz. Baudirektion mit Hz. Finanz-Collegium bzw. die beantragte Aufhebung der Hz. Baudirektion. 1832 – 1872.



Abb. 4: Die Kirche in Groß Dahlum. Innenansicht West, Empore und Orgel.

von Langwagen geprägte Frühklassizismus im Fürstentum Wolfenbüttel hatte um 1803 seinen Höhepunkt erreicht. Kammerrat Peter Joseph Krahe, seit 1803 Leiter des Baudepartementes, beeinflusste mit seinem strengen Klassizismus die ihm unterstellten vorgefundenen und von ihm ausgebildeten jüngeren Architekten. Von Krahe für gut empfundene Kirchenarchitektur wurde von Liebau (Kirche Geitelde 1806; Lobmachersen 1823, wegen der Ähnlichkeit wohl auch um 1806 entworfen) und von Kammerbaumeister H. Chr. Honig (Entwurf 1807 Kirche Sunstedt) in Einzelheiten derart ähnlich verwendet, daß man von einem Musterblatt für Inneneinrichtungen ausgehen möchte.

Krahes Architekturauffassung ist, zumindest im herrschaftlichen Bauwesen, bis zu seiner Pensionierung 1837 durchgehend umgesetzt worden, als Höhepunkt wird ca. 1820 angesehen.

Die beschriebenen Fassadeneinzelheiten lassen sich leicht auf Vorbilder des frühen preußischen Klassizismus zurückführen (z.B. auf Schloß- und Kirchenbauten

von David Gilly und Karl Fr. Schinkel), aber auch auf Liebau bekannte Werke der Architekturtheorie wie: Georg Heinrich Borheck (Anweisung über zweckmäßige Anlegung der Landkirchen, Göttingen 1808, ders. betr. Landbaukunst 1792).

Wegen des Bezuges der Grundrißplanung zu den Fensterachsen gibt es keinen Zweifel, daß Liebaus Entwurf der Inneneinrichtung zugrundelag. Die Idee des in einem Halbkreis aufgestellten Kanzelaltars war bereits in den Kirchen Geitele und Lobmachersen umgesetzt worden. Anzunehmen ist, daß Liebau, wie andere klassizistische Architekten, Vorbilder der italienischen Renaissancearchitektur, hier für die Zentrierung des Chorraumes, genutzt hat. Der Säulenhalkreis im Chor wird bereits von Borheck empfohlen und ist von dem hannoverschen Konsistorialbaumeister Fr. A. L. Hellner 1832 in ganz ähnlicher Form samt dem Mittelrisaliten in der Kirche Oiste verwendet worden. In der ausgeführten Abschlußwand sind die evtl. geplanten Pilaster und Gesimse wegen Einsparungsmaßnahmen „an

den Verzierungen“ kaum erkennbar.

Die Anordnung des Kanzelaltars als Risalit anstatt einer kleinteiligeren Kombination von Altartisch und Kanzel könnte ein Anzeichen für den Wechsel der Bauleitung in der letzten Fertigungsphase sein. Der seit März 1818 als Bauleiter eingesetzte Kammerbaumeister Johann Schade hatte nach eigener Angabe „*neue Konstruktionsrisse zur geschmackvolleren Ausführung des Baues*“ angefertigt.

Die Bauplanung Carl Liebaus von 1806, ihr lag ein nicht mehr vorhandener Riß und der Anschlag über 4.926,— rt. zugrunde, war für 260 Besucher ausgelegt (Gr. Dahlum hatte damals 324 Einwohner). Wohl wegen der Kriegszeit und nachfolgenden französischen Besetzung des Landes kam es noch nicht zum Baubeginn, obwohl das Kapital auf dem Leihhaus in Braunschweig bereitlag.

1809 genehmigte der Präfekt des Okerdepartementes das Bauvorhaben unter der Bedingung, daß die Dachspitze des Turmes zu erhöhen (aus militärischen Gründen?) und die „Verzierungen“ zu reduzieren seien. Wahrscheinlich wurde, ähnlich wie in Lobmachtersen, dem Zeltdach des Turmes eine Laterne aufgesetzt.

Der unter der neuen Regierung eingesetzte Distriktsbaumeister Fr.-W. Culemann stellte wegen Arbeitsüberlastung dem Departementsbaumeister Krahe anheim, Baukondukteur Liebau die Bauleitung zu übertragen. Der Baubeginn muß 1811 erfolgt sein, allen Anzeichen nach wurde der Neubau auf dem Platz der abgebrochenen Kirche errichtet.

In mehreren Abschnitten muß es dann bis 1813 zur Fertigstellung des Rohbaues gekommen sein, ein bordereau Liebaus vom Dez. 1812 über ausgeführte Arbeiten, weist bereits die Dachdeckung aus. Anschließend trat eine längere Bauruhe ein, an der wohl die Befreiungskriege und anschließende Wiedereinrichtung der Herzogl. Landesregierung Anteil hatten. Andererseits stand Liebau nicht mehr zur Verfügung, da er zunächst als Zahlmeister zum Heer eingezogen war und im August 1814 als Distriktsbaumeister nach Holzminden versetzt wurde.

Der seit dem gleichen Zeitpunkt für den Baudistrikt Wolfenbüttel zuständige Kammerbaumeister Johann Georg Conrad Schade scheint eine „verkrachte Existenz“ gewesen zu sein. Als Altersgenosse Liebaus hatte er an der Bauakademie Dresden studiert, wurde ebenfalls frühzeitig zum Kammerbaukondukteur be-

fördert und von Krahe 1805 bei dessen Bauten am Augusttor eingesetzt. Nachdem Schade im März 1818 mit der Weiterführung des Kirchenbaues beauftragt wurde, dessen Kosten er mit 6.080,— rt. kalkulierte, war er nur noch bis zum September d.J. als Baubeamter tätig. Er quittierte aus nicht mehr bekannten Gründen den Dienst, schlug sich zunächst als Privatarchitekt mit geringem Einkommen durch und übernahm 1835 als Maurermeister die wohl elterliche Baufirma. Gegen Schade, der 1842 verstorben war, lief 1840 ein Bankrottverfahren am Herzogl. Kreisgericht⁵. Schade beendet mit einem Schreiben vom November 1820 den Kirchenbau, in dem er die neue Gr. Dahlumer Kirche als „*eine der schönsten Landkirchen*“ bezeichnete. Durch reichere Ausstattung, u.a. der Kanzelaltarwand! war es zu Gesamtkosten von 6.506,— rt. gekommen.

Am 24.09.1820 weihten Superintendent Görtz und Pastor Schulz unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit die Kirche ein. Dazu wurden ein neues Taufbecken und Altarschmuck angeschafft, aber auch die älteren Stücke, wie die Taufschale in Zymbelform verkauft.

III. Bauliche Maßnahmen im 19. und 20. Jahrhundert, bis 1974

Glücklicherweise sind die raumumschließende Substanz und die Inneneinrichtung der Kirche von ihrer Fertigstellung bis zur Gegenwart nicht wesentlich verändert worden. Größe und Konzept des gottesdienstlichen Raumes sowie die Zweckmäßigkeit und Qualität der Einbauten sind auch heute noch für die Nutzung durch die Kirchengemeinde zufriedenstellend.

⁵ Heinrich Georg Schade, siehe Rauterberg (mit Quellenangaben).

N ST A. WF, wie 4).

N ST A. WF 133 Neu, Bd. 1, S. 101: Hinzuziehung des Kammer-Baumstr. Schade zu den polizeilich vorzunehmenden Baubesichtigungen von Privatgebäuden (daraus hervorgehend, daß Schade seit 1819 kein Baubeamter mehr ist).

Stadtarchiv Braunschweig: Acta des Gemeinen Cassen-Collegii, betr. das dem Cammer-Baumstr. Schade für die Aufsicht über die Baulichkeiten der hiesigen piorum Corporum bewilligte Honorar (bis 1835 erhielt Schade dafür ca. 52 rt./Jahr). 1835 legt Schade die o.a. Bauaufsicht nieder, da er als Maurermeister tätig sein wird, er bittet um Berücksichtigung bei Aufträgen. 1840 Bankrottsache des jetzigen Maurermeisters J.G.C. Schade am Hz. Kreisgericht Braunschweig.

Brg. Adreßbuch 1842: Wwe. des Maurerstr. Schade, Reichenstr. 1115.

So kam es in den seither vergangenen 175 Jahren hauptsächlich zu substanzerhaltenden Maßnahmen, Ergänzungen, Innenvermalungen und in neuerer Zeit haustechnischen Installationen.

Die historischen zwei Glocken waren seit 1834 geborsten bzw. unbrauchbar geworden. Unter finanzieller Hilfe der Domänenkasse konnten 1837 mit dem vorhandenen Material zwei Glocken von der Fa. Wicke, Braunschweig, gegossen werden. Von den für 158 rt. erworbenen Bronze-Glocken ist die kleinere zu 400 kg (Durchm. 86 cm, Schlagton $b' + 2$) noch vorhanden. Die größere mußte im 1. Weltkrieg abgeliefert werden, an ihre Stelle war 1931 eine durch Gemeindespenden angeschaffte (800,— RM) neue getreten, die 1941 wieder für Kriegszwecke geopfert werden mußte. Erst 1957 konnte unter großer Anteilnahme der Gemeinde eine, von der Gießerei Wilhelmshütte, Bockenem, angefertigte Eisenglocke zu 800 kg (Durchm. 126 cm, Schlagton $ges' - 3$) zur Vervollständigung des Geläutes aufgehängt werden.

Schon 1853 hatte der Gemeinderat, angeregt durch den Lehrer Göcke und die Stimmung der Gemeindeglieder, die Initiative zur erstmaligen Anschaffung einer Orgel ergriffen. Noch im gleichen Jahr bot der Orgelbauer Sölter, Schöningen, für 520 rt. eine mechanische Schleifladenorgel mit 14 Registern, einem Manual und einem Pedal an, mit folgender Disposition:

Manual:	Pedal:
Prinzipal 8'	Subbaß 16'
Prinzipal 4'	Prinzipalbaß 8'
Gambe 8'	Violon 8'
Hohlflöte 8'	Pedalkoppel
Gedackt 8'	Piano- u. Fortezug
Flöte amabile 8'	
Flöte amabile 4'	
Oktave 2'	
Mixtur 2-fach, desgl.	

Die Orgel wurde mit 300 rt. Sammelgeld, 150,— rt. Zuschuß der Domänenkasse und Restfinanzierung durch die politische Gemeinde angeschafft und am 14.09.1854 eingeweiht. Ihr Prospekt war blau und weiß vermalte, was einen Rückschluß auf die Farbgebung des Innenraumes zuläßt. Das gleiche Instrument ist, nach gründlicher Instandsetzung durch Orgelbauer Fr. Weißenborn bzw. Fa. Reichmann nach 1966, noch vorhanden.

1863 schenkte Pfarrer Lerche (1813 – 1878), nachdem er von Querum nach Eitzum versetzt worden war, einen Zyklus von 10 Gemälden mit Motiven aus dem Leben Christi an die Kirchen Eitzum (6 Stck.), Gr. Dahlum (2 Stck.) und Kl. Dahlum (2 Stck.). Die aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts stammenden, ca. 250/110 cm großen, qualitativ guten Rokokobilder, saßen ursprünglich als Füllungen in einer hölzernen Wandverkleidung und kamen, auf einfache Leistenrahmen genagelt, in den Besitz der Kirchengemeinden. Sie sollen aus dem ehemaligen Zisterzienserkloster Riddagshausen (nach der Reformation prot. Abt und Konvent, Prior als Pfarrer in Querum, 1690 – 1809 Predigerseminar) stammen⁶.

Die in Gr. Dahlum vorhandenen Gemälde haben die Themen: „Geburt Jesu Christi“ und „Der ungläubige Thomas“. Sie hingen, stark nachgedunkelt, bis zur 1965 beginnenden Innenrenovierung im Chorbereich, jeweils an der Nord- und Südaußenwand. Nach der erforderlichen Abnahme wurden sie durch den Amtsrestaurator F. Herzig, Braunschweig, restauriert und mit Holzrahmen versehen. Nachdem die Bilder ca. 1967 im 1. OG des Turmes aufbewahrt worden waren, hängen sie seit 1988 wieder im Chorbereich.

⁶ C. Schattenberg, „Eine chronikalische Schilderung des Dorfes Eitzum“, BS und Leipzig 1895.

Fritz Herzig u. Wolfgang Muhsal, Zur Geschichte der Gemälde (besonders der jetzt in Kl. Vahlberg aufbewahrten „Die Taufe Christi im Jordan“ und „Christus am Brunnen“, in: Die ev.-luth. Kirche in Klein Vahlberg, 6.12.1987 (Kirchengemeinde Kl. Vahlberg).

Textbegleitende Literatur: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, 429 Groß Dahlum, Hermann Kleinau, Hildesheim 1968 (GOV).

Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, III. Bd., Krs. Wolfenb. (BUK), Prof. Dr. P.J. Meier, WF 1906.

Haupt-Buch, darin das Corpus Bonorum und Jura der hiesigen Kirche, Pfarre usw. zu Großen Dahlen, 1754 (Landeskirchliches Archiv, Braunschweig), darüber hinaus die historischen Akten Kirchenbau Gr. Dahlum: 1821, 1821 – 1901, 1902 – 1942.

Bauwesen und Bauten im Herzogtum Braunschweig zur Zeit Carl Wilhelm Ferdinands. 1780 – 1806. Claus Rautenberg, Braunschweig 1971.

Landeskirchenamt der Ev.-luth. Landeskirche Hannover, Hannover 1991. Friedrich August Ludwig Hellner, 2.12.1791 – 2.8.1862, Konsistorialbaumeister im Kgl. Konsistorium zu Hannover.

Wegen der „schlichten Beschaffenheit“ des Turmdaches wünschte 1869 die Kirchengemeinde, neben Verbesserungen der Schallöffnungen (und einer Erhöhung des Mauerwerkes) auch ein Turmdach mit pyramidalen Spitze. Im Laufe des späten 19. Jahrhunderts wurden allgemein viele Türme von Dorfkirchen mit Spitzdächern versehen, während sie vorher traditionell hauptsächlich Satteldächer mit aufgemauerten Giebel-scheiben hatten. Nach Plänen des Baukonduktors Wiehe wurde das Bauvorhaben für 1291 rt. verwirklicht, wie man es noch heute sehen kann.

Eine größere Innenrenovierung stand 1893 an, nachdem viele Bauteile seit der Fertigstellung schon schadhaft oder unansehnlich geworden waren. Unter Leitung des Kreisbauinspektors Müller, Wolfenbüttel, wurden Arbeiten wie Erneuerung von Holzfußböden und Bänken, Heizung durch zwei Öfen mit doppelter Röhrenanlage, zuletzt im Winter 1894 die historisierende Ver-malung durch den Hofdecorationsmaler A. Quensen, Braunschweig, durchgeführt. Von der Ver-malung gibt nur ein undeutliches Foto des Chorbereiches Auskunft: sie umfaßte mit überwiegender Schablonenmalerei alle Wand- und Deckenbereiche, die Kanzelaltarwand im Chor sowie die Emporen und die Orgel. Die Holz-teile waren mit der braunen, sog. „Bierlasur“ behandelt worden.

In den nachfolgenden ca. 70 Jahren, die mit Kriegs- und Inflationszeiten sowie Zeiten knappen Geldes reichlich ausgefüllt waren, war es kaum möglich, an der Substanz der Kirche zu bessern. Zwischen 1965 und 1974 konnten endlich in mehreren Ansätzen die folgen-den, vom Baureferat des Landeskirchenamtes betreu-ten Arbeiten zur Instandsetzung des Baukörpers und der Inneneinrichtung für ca. DM 200.000,— ausgeführt werden:

Erneuerung und Reparatur von Turm- und Schiffdach-flächen, Blitzableiter,
Dachrinnenanlagen,
neue Kirchenfenster einschließlich Bleiverglasung,
Putz- und Maurerarbeiten (Osttür vermauert, Feuchtig-keitssperre),
Elektro-Installation erneuern, Turmuhr erneuern, Be-leuchtungsanlagen,
Tischlerarbeiten wie Kirchenbänke, Deckenverkleidung,
Holzschutzarbeiten,
Heizanlage durch Ölofen mit Tank,
Ver-malung des Innenraumes,

Kunststeinfußboden einschließlich Unterbau und Ab-klebung,

Umgebungsarbeiten Kirchhof,

Instandsetzung der Orgel.

Der Innenraum hatte wieder eine klassizistische Farbgebung erhalten, die wahrscheinlich nach Befund-untersuchung durch Amtsrestaurator F. Herzig in Grau- und Gelbtönen angeordnet worden war. Im Chorraum hatte man aufgrund neuer liturgischer Be-dürfnisse den Altartisch von der Kanzelwand ab-gerückt. Die früher die hierarchische Sitzordnung beto-nenden Seitenstühle des Chores waren entfernt wor-den.

Mit großer Beachtung in der Öffentlichkeit fand die Wiedereinweihung am 27.10.1974 statt.

Anschrift des Verfassers:

Falko Rost

Bruchbreite 15

38173 Dettum

Hermann Ahrens

Über die 17 alten Ohrumer Kothhöfe seit 1769

Einem glücklichen Umstand, fast möchte ich sagen Zufall, ist es zu verdanken, daß ich diese Arbeit schreiben kann. Der historisch und genealogisch hoch interessierte frühere Ohrumer Pastor Erich Bock hatte 1942 als Pensionär auf mein Bitten hin die hannoverschen Archive durchforscht und nachfolgende Unterlagen studiert und abgeschrieben. Er machte sie mir zum Geschenk, bevor kurz danach die Akten durch Kriegsergebnisse weitgehend zerstört wurden. Die Orte des ehemaligen Herzogtums Braunschweig haben erheblich bessere Nachweismöglichkeiten, da deren Akten im Kreis Wolfenbüttel ausgelagert wurden und den Krieg überstanden haben.

Bei Geschichtsforschung in solch kleinem Rahmen kommt man letztlich nicht ohne logische Schlußfolgerungen aus, wobei dann allerdings ein Restrisiko bleibt. Das kann aber kein Grund dafür sein, daß man solche Beschreibungen unterlassen sollte, geben sie doch ein brauchbares Bild der damaligen Verhältnisse wider. Zur Verfügung standen in Auszügen folgende Unterlagen, deren Titel lauten:

- Land- und Wiesenbeschreibung des Ambtes Schladen de anno 1769.
- Vermeßungsregister von dem Felde der Commune Ohrum liegt im Fürstenthum Hildesheim Cantons Schladen und ist in den Jahren 1813 und 1814 vermaßen worden.
- Grundsteuer-Mutterrolle Ortschaft Ohrum, Provinz Hildesheim Obrigkeit Schladen, von 1826.
- Eine nacherstellte Karte des Ortes Ohrum von 1844/46. (Abb. I)
- Brandcataster für die Ortschaft Ohrum Königlichen Amtes Wöltingerode, von 1850.
- Brandcassenregister der Gemeinde Ohrum von 1850.
- Mutterrolle der Gemarkung Ohrum, Kreis Liebenburg Provinz Hannover, von 1876.
- Verzeichnis der Interessenten von der Verkopplungssache von 1905.

Die Karte ist unverzichtbar, weil darauf, wenn auch erst 1844/46, die Gebäude, die Hausnummern und die Eigentümer festgehalten werden. Damit werden Vergleiche erst möglich.

Kothhöfe waren damals die kleinste landwirtschaftliche Einheit. Die Inhaber, Kötter, Köttere oder Kotsassen genannt, hatten Eigentum an den Gebäuden und Geräten, den sogenannten Pertinentien, nicht aber an dem Ackerland. Die Kotsassen waren abgabepflichtig gegenüber den verschiedensten Lehensträgern, auch Klöstern, wie z.B. Heiningen und Dorstadt, aber auch an „den Pastor hieselbst“. In einigen Ortschaften wurde nach Groß- und Kleinköttern unterschieden. In Ohrum nicht, zumindest nicht 1769. Die Ackerflächen der Kothhöfe wiesen in der Größe erhebliche Unterschiede auf, waren allerdings fließend. In groben Zügen hatte ein Ackerhof, auch Vollspanner genannt (Inhaber Ackermann), eine Fläche von 70 Morgen an aufwärts, ein Halbspännerhof 40 bis 70 Morgen, ein Großkötter 20 bis 40 Morgen und ein Kleinkötter darunter bis zu 4 Morgen abwärts. Der Kotsaß David Bothe indessen hatte 1769 schon 62 Morgen, obwohl diese Größe zu den Halbspännern gehörte. Diese Bezeichnungen hielten sich unabhängig von den Flächenveränderungen zäh und lange. Noch 1927 konnte man in einer landwirtschaftlichen Zeitung bei der Beschreibung des Inhabers eines größeren Hofes den alten Begriff „Ackermann“ finden. Die Kotsassen konnten meist vom Ertrag ihrer kleinen Flächen allein nicht leben. Deswegen hatten sie oftmals eine handwerkliche Tätigkeit nebenbei, wie Leineweber, Wasenbinder, Nadler, Zimmermann, aber auch Spezialtätigkeiten wie Bauermeister (1769 Kotsaß Rühen), Bader oder Krüger kommen vor. Sicherlich arbeiteten die Kotsassen auch auf den großen Höfen in den Arbeitsspitzen als Aushilfe, besonders in der Erntezeit. Nebeneinnahmen brachte die Vermietung von Wohnraum. 1769 ist für Ohrum die erste Beschreibung mit einer Numerierung der Häuser, oder besser gesagt der Höfe, vorhanden, die eine kontinuierliche Verfolgung der Familien durch die folgenden Jahrhunderte erst möglich macht. Leider ist das bei dem Vermessungsregister nicht der Fall. Damit ist diese Aufstellung nur beschränkt zu verwenden.

Trotz unterschiedlicher Größe hatten die Kothhöfe eines gemeinsam: das Wohnhaus, die Kate, war Eigentum des Kotsassen. Dort wohnte er mit seiner Familie und vielleicht auch mit einigen Mietern, und dort ver-



richtete er einen Teil seiner Tätigkeiten, etwa das Dreschen auf der Tenne oder das allseits übliche Bierbrauen, das später durch die Obrigkeit wegen des großen Holzverbrauches und der Brandgefahr verboten wurde. In Ohrum lassen sich auf einer alten Karte von 1740 beiderseits des Deithweges/Schmiedeweges westlich der heutigen B 4 sechs große „*Ohrumsche Hopfengärten*“ nachweisen.

Das Recht der Teilnahme an der Allmende, also den Gemeinflächen, insbesondere der Weide, war nicht einheitlich und ist aus unseren Unterlagen nicht zu ersehen. Es ist durchaus möglich, daß es nicht allen Höfen zustand, z.B. wenn ein neuer Hof dazukam, etwa durch Wiederaufleben eines wüst gewordenen Hofes, sei es durch Kriegsereignisse oder Aussterben der Familie. Einige Kothhöfe besaßen ein Holzteil im Walde, eine große Begünstigung angesichts des ständigen Mangels an Feuerholz, des damals einzigen Heizmaterials.

Die Inhaber der Kothhöfe wechselten schneller als bei großen Höfen, oftmals aus einem zwingenden Grunde, wenn nämlich der Bauer früh starb. Die Frau war dann auf Gedeih und Verderb auf „*Ersatz*“ angewiesen. Dabei kam es zuweilen zu seltsamen Eheverbindungen, z.B. daß die Partner im Lebensalter nicht zueinander paßten oder eine große Anzahl Kinder mit in die Ehe brachten. So konnte ein anderer Name, nämlich der des Interimswirtes, in der Familiengeschichte erscheinen und dadurch bei Nachforschungen Unklarheit schaffen. War nämlich aus erster Ehe schon ein Sohn vorhanden, so trat dieser unter dem bisherigen Namen das Erbe an.

Wie streng die Trennung zwischen den Hofgrößen und Hofbezeichnungen gehandhabt wurde, zeigt die ständig wiederkehrende Formel bei den verschiedensten Rechtsvorgängen: „*Ackerleute und Kotsassen*“.

Bei Bezugnahme auf die Quellen sind nur jeweils die Jahreszahlen angegeben.

Der Kothhof Nr. 31 bietet die seltene Möglichkeit einer Nachricht noch vor 1769. 1741 heiratete demnach der Junggeselle Johann Valentin Ahrens, Inhaber des Halbspännerhofes Nr. 9, seine Braut Anna Hedwig Giffhorn. Er hatte drei Brüder aus erster Ehe seines Vaters, von denen Franz Joachim bei einer Erbtöchter

in Flöthe einheiratete und dort die Linie Ahrens begründete. Die beiden anderen Brüder werden auch bereits als verheiratet geschildert. Übrig blieb zunächst der jüngere „*kleine*“ Bruder Christian aus zweiter Ehe. Lt. Akte will er sich „*nicht friedlich von seinen Halbbrüdern abspeisen lassen*“. Dieser Christian wird aber 1769 als Inhaber des Kothhofes Nr. 31 erwähnt. Offensichtlich blieb ihm nichts anderes übrig, als mit dieser kleinen Kotstelle vorlieb zu nehmen, wobei er wohl keine andere Möglichkeit hatte, wenn er Bauer bleiben und nicht in den Tagelöhnerstand absinken wollte. Wie Christian diese Stelle erwerben konnte, ob durch Kauf oder Heirat, ist unklar. Was dann zwischen 1769 und 1826, unserer zeitlich nächsten Quelle geschah, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls erscheint 1826 auf dieser Stelle Gottfried Peters, der der Grundsteuer-Mutterrolle nach 7 Morgen und 65 Ruthen bewirtschaftete. Ein Morgen maß hierzulande 120 Ruthen, nach heutigen Verhältnissen etwa 2.500 qm. Eine Ruthe hatte also ca. 20 qm. Noch in den 40er und 50er Jahren unseres Jahrhunderts waren solche Maße bei alten Leuten üblich. 1850 sehen wir wieder einen Gottfried Peters auf der Stelle 31 (Harzstr. 1), einen Nachkommen des vorher Genannten gleichen Namens. Eine Fläche wird hier nicht angegeben. Die Feuerversicherung interessierte sich nur für die Gebäude. Der Hof, der später auf 100 Morgen anwuchs, blieb in der Familie.

Ob der 1769 genannte Valentin Giffhorn, Inhaber des $8\frac{1}{4}$ Morgen großen Kothhofes Nr. 30, ein ähnliches Schicksal hatte wie das des oben erwähnten Christian Ahrens, wissen wir nicht. Zwar taucht der Name Giffhorn schon sehr früh auf, jedoch ist eine Spezifizierung schwierig, weil mehrere Linien nebeneinander laufen, teils mit gleichen Vornamen und etwa gleicher Jahrgangsfolge.

Bei allen Ackerflächen fällt auf, daß der größere Teil als „*Meyer-Land*“ mit üblicher Abgabepflicht geführt wird, ein kleiner Teil aber als Rottland mit geringerer Verpflichtung. Wir dürfen annehmen, daß es sich bei letzterem um frisch gerodete Flächen (Rottland/Rodeland) handelt, die nur erst geringe Erträge brachten.

1. Bei diesem Hof Nr. 30 haben wir eine typische Kleinköterstelle vor uns mit $7\frac{1}{2}$ Morgen Meyerland und $\frac{3}{4}$ Morgen Rottland. 1826 erscheint als Inhaber Heinrich Ehlers mit etwa der gleichen Ackerfläche. Interessant sind die Angaben über mehrere Gartenstücke, nämlich „*beim Dorfe, beim Hause und vor dem*

Abb. 1: (links) Nacherstellte Karte des Ortes Ohrum von 1844/46.



Abb. 2: Ohrum, Harzstr. 4, Kothof Nr. 29.

Hause“. Die einzelnen Ackerstücke waren damals, wie auch bei allen anderen Höfen, sehr klein (in diesem Falle war das größte 2 Morgen und 50 Ruthen) dazu noch über die ganze Feldmark verteilt. 1844 wirtschaftet auf dem Hof Heinrich Jörns jun., wobei das „jun.“ womöglich auf eine Ausweichstelle für einen jüngeren Sohn von einem anderen Hofe schließen läßt.

Einer der hier wirtschaftenden Kotsassen war nebenher, wie bereits berichtet, Leineweber, betrieb also ein Handwerk zur Aufbesserung seiner schmalen Landwirtschaft. 1850 zahlt ein Waubke Brandkassenbeiträge. In diesem Jahr werden im Zusammenhang mit dieser Stelle Namen wie Schaper und Bartels genannt, die sich nicht einordnen lassen. Der sogenannte Bartelsche Hof lag nach alten Berichten gegenüber der hier geschilderten Hofstelle. Erst mit dem Namen Kortegast kann eine Bäckerei in Verbindung gebracht

werden. Es ist überliefert, daß dieser sich finanziell übernommen hatte und Selbstmord beging. Von dem Nachfolger Pralle kaufte Heinrich Westphal um 1900 die Bäckerei (Harzstr. 2), die damals noch im alten Wohnhaus lag. Dieser stammte vom Kothhof Nr. 15 (Im Winkel 4) und war der jüngere Bruder des dortigen Bauern. Das Gebäude der heutigen Bäckerei steht auf der Fläche des alten Kothhofes, von dem heute noch das alte Wohnhaus östlich davon erhalten ist.

Einer der wenigen Namen, der als Kotsass fast 200 Jahre unverändert erhalten blieb, ist der Name Rasche auf dem Kothhof Nr. 29 (Harzstr. 4, Abb. 2). 1769 finden wir Heinrich Rasche mit 24 ½ Morgen ausgewiesen. Dennoch gibt es 1826 einen Interimswirt namens Daniel Steinmann, aber 1850 schon wieder Christoph Rasche und 1876 Heinrich Rasche. Den Namen Stein-

mann finden wir 1664 als Halbspänner auf dem Hof Nr. 4. Dessen Sohn ertrank 1913 im Kulk und löschte damit den Familiennamen aus. Rasche indessen ist auf Nr. 29 1905 wieder als Kotsass vertreten und wird als Syndikus in einer Streitsache während der 2. Separation genannt. Er vertrat dabei neben den Ackerleuten und Halbspännern den Stand der Kotsassen. Nach dem Tode der letzten kinderlosen Witwe ging der Besitz an die Familie Meiners über.

Auf dem Kothhof 28 sitzt 1769 Johann Rügen, der uns im Anfang dieses Berichtes als Bauermeister begegnet, mit $6\frac{3}{4}$ Morgen Land und $\frac{3}{4}$ Morgen Rottland. 1826 ist der Hof schon an Julius Schmidt übergegangen, der, wie bei allen Kothhöfen, private Weiden hatte. 69 Ruthen Gartenland liegen „beim Pfingstanger“. Nach der Karte von 1844 ist Christoph Haars auf dem Hofe, 1850 wieder ein Schmidt, und zwar Wilhelm, während der Name Haars in der entsprechenden Liste zwar groß geschrieben, aber durchgestrichen ist. Demnach gab es einen Wechsel kurz davor. Aufgeführt werden an Gebäuden ein Wohnhaus mit Anbau am Hause, ein Leibzuchthaus (Altenteilerhaus) und Schweineställe. Irgendwann hat der Tischler Franz Ahrens dort gewohnt und gearbeitet, bevor er die Hofstelle Nr. 11 (Kirchgasse 3) kaufte, die zum ehemals größten Hof im Ort einer Familie Giffhorn gehörte, die das Land bis auf einen Rest verkauft hatte.

1826 ist unter Julius Schmidt der Acker noch vorhanden; 1876 wird der Tierarzt Witte zwar noch als Kotsass geführt, die Äcker sind aber gestrichen. Nach ihm wohnte sein Berufskollege Löhr dort, bevor das Anwesen auf die Familie Hille (Harzstr. 5) überging. Auffällig oft wechselten auf diesem Grundstück Bewohner und Bewirtschafter. Ungeklärt ist, wann das kleine südliche Nachbargrundstück, das die Bezeichnung 28 B trägt, herausgeschnitten wurde. Auf der Karte von 1844 jedenfalls gibt es noch eine ungeteilte Grenze mit dem Nachbarn Plünnecke.

Peter Plünnecke (Harzstr. 7) gehört mit $32\frac{1}{4}$ Morgen Land zu den großen Kothhöfen, die sich schon den Halbspännern nähern. Als einziger Köter hat er 6 Morgen Erbenzinsland. Das ist selten bei Kothhöfen, war dieses Land doch frei von Pflichten und konnte ohne Genehmigung veräußert werden. Auch bei einem Neuerwerber behielt das Stück seinen Status. Wie mag der Hof dazu gekommen sein? Entweder von einem freien Adelshof oder aus Kirchenbesitz?

Weil es den Namen Plünnecke unter Nr. 27 nur einmal und immer wiederkehrend in Ohrum gibt, können wir das Material von 1813/14 nutzen und finden dort Christoph Plünnecke. 1826 hatte Heinrich Plünnecke noch 25 Morgen Land, das auf 12 Ackerstücke verteilt war; das größte 4 Morgen, das kleinste 42 Ruthen, also etwa 840 qm. Bei einer heute mittleren Länge einer Wanne von 400 m war dann das Stück gut 20 m breit. Daß bei solch kleinen Stücken der Flurzwang vonnöten war, ist eines der großen Hindernisse für einen effektiveren Ackerbau gewesen. Daraus ist zu ersehen, welche Notwendigkeit bestand und welchen Fortschritt 20 Jahre später die Separation mit sich brachte. Allerdings muß man auch erkennen, daß die größeren Höfe mit ihrer schlagkräftigen Bespannung und besseren Kapitalausstattung den größeren Vorteil zogen und die kleineren Höfe – bis auf wenige Ausnahmen – allmählich aufsogen.

Der Hof Nr. 27 ist indessen erhalten geblieben. 1844/50 ist Heinrich Plünnecke aufgeführt; 1876 noch einmal Heinrich, aber mit dem Zusatz „Gastwirtschaft“, aber immer noch Kotsass mit 11 ha Land. In diesem Zusammenhang noch eine historische Bemerkung zum Thema Gastwirtschaften: nach alten Erzählungen soll die älteste im Hof Nr. 3 gewesen sein (heute Wasserstraße 5). Da es dort keine Wendemöglichkeit für die bespannten Bierwagen gab, mußten die Fässer von der Hauptstraße hergerollt werden. 1905 bestand die Gastwirtschaft in Nr. 27 neben der Landwirtschaft weiter, und zwar bis in unsere Tage. In den 70er Jahren unseres Jahrhunderts kam das Ende schnell: Tod, Erbschaft, Verkauf von Haus und Hof.

Der bei weitem größte Kothhof hatte 1769 die Hausnummer 26 (Harzstr. 9) unter dem Besitzer David Bothe, ein Name, der uns noch beim Hof 13 begegnen wird. In seiner Größe von 62 Morgen reichte er fast an einen Vollspänner/Ackerhof heran. Es ist unklar, wie es zu dieser Größe kam und er trotzdem als Kothhof geführt wurde. Ebenso ist unklar, wie die 42 Morgen „*contrib. frey Pachtland*“ zustande kamen. Von altersher gab es immer gewisse Ländereien, die frei waren, und wenn sie den Besitzer wechselten, auch frei blieben. Trotz seiner Größe hatte der Hof aber auch nur $\frac{3}{4}$ Morgen Rottland, wie fast jeder andere auch, ein Zeichen dafür, daß dieser frische und gewiß noch wenig ertragreiche Boden unabhängig von der Größe der Höfe gleichmäßig verteilt war. Entgegen der überwie-

genden Zahl der Kothhöfe wird David Bothe nicht ohne Pferde ausgenommen sein.

Die kleinen Höfe ackerten mit Kühen, die mit den heutigen nicht zu vergleichen sind. Sie waren kleiner und gaben bei der damals zweifellos schlechten Fütterung und der schweren Arbeit nur geringe Mengen an Milch. Immerhin brachten sie jährlich ein Kalb und dienten gegen Ende ihres Lebens als Fleischlieferant.

1813/14 wird noch ein Bothe im Vermessungsregister geführt (ohne Hausnummer); 1826 jedoch schon Heinrich Quidde, dessen Familienname im Ort bis in die jüngste Zeit bestanden hat. Wo dann die Bothes in der Zeit von 1813/14 verblieben sind, ist unsicher, erscheint doch der Name erst 1876 auf dem Hof 13. Der Name Bothe gehört in Ohrum zu den am längsten nachweisbaren Familiennamen. Tritt er uns doch schon 1621 im Erbregister und 1664 bei der sogenannten Türkensteuer entgegen. Bis auf den heutigen Tag ist er hier erhalten geblieben. Kotsass Quidde hat aber 1826 auf dem Hof 26 nur noch 31 Morgen Land; 1876 aber wieder 11 ha. In der Karte von 1844 finden wir neben dem Kotsass noch die Bezeichnung „*Der Krug*“. Ob ein Quidde vor 1826 einen Teil seines Ackers verkauft hat, um damit seine Gastwirtschaft zu bauen? Noch heute gibt es in dem alten Haus einen Raum/Saal, der auf dieses Gewerbe hinweist. Immerhin ist bei der Gebäudeaufstellung für das Brandkataster außer Wohnhaus und Scheune zweifach ein Pferdestall gezeichnet. Die ungewöhnliche Größe an Gebäuden und Hofraum für einen Kothhof ist heute noch sichtbar. Über verschiedene Vornamen der Besitzer ist der Familienname bis in unsere Zeit bekannt gewesen. Der letzte liegt in einem vernachlässigten Grab hier auf dem Friedhof.

Der Name Giffhorn, der später mit dem Kothhof Nr. 25 (Harzstr. 11) in Verbindung gebracht wird, gehört zu den Familien, die als Ohrumer Flüchtlinge 1641 in Dorstadt nachgewiesen werden, ebenso 1664 in der Kopfsteuerliste. 1685 heiratet eine Margarete Giffhorn nach Burgdorf; 1737 gibt es eine Heirat eines Valentin Giffhorn mit einer Catharine Henecke. Der Name Valentin taucht 1769 als Inhaber des Kothhofes Nr. 30 auf. In der Aufstellung der Ohrumer Höfe aus jener Zeit gibt es vier Giffhorns: den Ackermann David auf Nr. 1, den Ackermann Daniel auf Nr. 11 – gleichzeitig Inhaber des Halbspännerhofes Nr. 5 (Wasserstr. 9) – und die beiden Kotsassen Friedrich auf 14 und Valentin auf 30. Uns interessiert aber themenmäßig der

Kothhof Nr. 25 mit dem Kotsassen David Meyer, der 1769 20 Morgen bewirtschaftet. 1826 ist der Hof an einen Drösemeyer übergegangen, der nur noch 14 Morgen hat. Wegen des hier ungebräuchlichen Namens können wir die Angaben von 1813/14 nutzen, in denen ein Christoph Dresemeyer (mit „e“ anstatt „ö“) verzeichnet ist. 1844/50 hat sich die Situation grundlegend verändert. Ferdinand Giffhorn ist (nach der ersten Separation) Eigentümer des Kothhofes Nr. 25 und ebenfalls des Halbspännerhofes 5 (Wasserstr. 8/9) geworden. Er besitzt nunmehr etwa 100 Morgen und wird durch die Übernahme des Hofes Nr. 5 als Halbspänner geführt. Als Anmerkung möge dienen, daß ein Halbspänner zwei Pferde hatte, die als halbes Gespann galten. Vier Pferde dagegen wurden als ein Gespann bezeichnet. 1826 gehört Hof Nr. 5 noch zum Hof Nr. 11 (Kirchgasse 3). Der Eigentumsübergang ist ungeklärt. Ein Besitz von 100 Morgen war eigentlich schon ein Ackerhof. Hier blieb aber die Einstufung von Nr. 5 bestehen. Die Größe des Hofes wird durch die Angabe eines Schafstalles gekennzeichnet. Eine größere Menge Schafe konnte sich nicht jeder Hof leisten, mußte doch eine Futtergrundlage außerhalb der Weidezeit für den Winter nicht nur für das Rind und Zugvieh, sondern auch für die Schafe geworben werden können. Erwähnenswert ist noch, daß der Hof Nr. 5 vor 150 Jahren als Ölschlägerhof bezeichnet wird. Der Hof Nr. 5 (Kirchgasse 3) hat danach keine größeren Veränderungen mehr erfahren. Im Zuge der späteren tiefgreifenden Umstellung in der Landwirtschaft hatte er bei seiner Größe keine Perspektive mehr und ging im Zuge der Verpachtung an einen größeren Hof auf.

Den Kothhof Nr. 23 (Harzstr. 13, Abb. 3) hatte im Jahre 1769 Heinrich Berkling. Dieser Name taucht später nicht mehr auf, auch nicht im Vermessungsregister von 1813/14, das ohne Hausnummern nur zur Feststellung dienen kann, ob ein Name noch vorhanden ist oder nicht. Hof Nr. 23 ist dem Kloster Heiningen pflichtig, was uns später noch interessieren wird. 1826 finden wir schon Heinrich Meyer mit 16 Morgen und wie üblich mit großem Garten, hier 77 Ruthen beim Hause. In der Karte von 1844 gibt es eine Trennung: auf dem Hof 23 sitzt Heinrich Meyer sen. und auf dem Hof Nr. 6 Heinrich Meyer jun., der uns anschließend beschäftigen wird. Demnach hat es hier verwandtschaftliche Beziehungen gegeben. Der Name Meyer auf 23 wird auch 1876 mit dem vergrößerten Hof von nun-



Abb. 3: Ohrum, Harzstr. 13, Kothof Nr. 23.

mehr 7,2 ha unter Conrad Meyer geführt. 1905 nennt sich der Besitzer als einziger der langen Reihe von Kotsassen „Ökonom“. Möglicherweise hat sich der kleine Kotsass diesen Phantasietitel in eigener Wertschätzung zugelegt. Inzwischen waren nämlich die bisherigen Bezeichnungen der Hofgrößen nicht mehr reglementiert und jeder konnte sich nennen wie er wollte, ohne daß die Obrigkeit eingriff. Der letzte Meyer wurde, nachdem der Acker schon früher verpachtet war, Lehrer in Wendessen. Er erzählte einmal, daß der Großvater – also wohl Konrad – seine Heiratsgenehmigung vom Kloster Heiningen erbitten mußte!

Dieser Hof ist mit seinem schönen alten Fachwerkhaus mit weißen Fächern und schwarzen Balken in der Art der Bauweise vor mehr als 200 Jahren ist jetzt in keinem guten Zustand. Die alte Scheune mit einer vorkragenden Einfahrt liegt in Verlängerung des Wohnhauses, so daß die Erntewagen zum Entladen rückwärts hineingehakt werden mußten, obwohl sich hier flächenmäßig die Möglichkeit der beiderseitigen Ausfahrt er-

geben hätte. Man wollte aber offenbar die Gartenfläche deswegen nicht verkleinern und nahm diese schwierige und zeitraubende Arbeit in Kauf. Dieser Hof bietet neben einigen anderen Orten immer noch eine echte Vorstellung der Art und Bauweise alter Kothhöfe.

Hatten wir im vorigen mit Heinrich Meyer sen. zu tun, so jetzt auf Nr. 6 wie angekündigt mit Heinrich Meyer jun. (Lindengasse 2), auch Twetjenmeyer genannt, weil der Hof an der sogenannten Gasse, plattdeutsch Twete/Twetje, lag. Diese Gasse ist ein außergewöhnliches Gebilde. Sie verbindet die sechs ältesten Höfe zwischen Nr. 1 am Nordrand des Dorfes und Nr. 8 am Endpunkt vor der Kirche, alle unmittelbar an der Oker gelegen. Eine zweite Zeile von Höfen zwischen den Nrn. 5 und 10 verläuft abgesetzt parallel westlich der Gasse. Dazu kommt der Ackerhof 11, von hier aus gesehen hinter der Kirche. Eine dritte Reihe, ganz offenbar jüngeren Entstehungsdatums, kann man direkt östlich der Dorfstraße erkennen. Im Westen der heuti-



Abb. 4: Ohrum, Lindengasse 2, Kothof Nr. 6.

gen B 4 stand vor der Separation 1844 außer der Schmiede und dem Gemeindebackhaus kein Gebäude.

Hof Nr. 6 (Abb. 4) gehörte zur zweiten Zeile, über deren Entstehung man nur spekulieren kann. Vielleicht ergab sie sich nach der Rückkehr der Ohrumer Einwohner aus Dorstadt, wohin sie nach der vollständigen Einäscherung 1641 geflohen waren. Möglicherweise ist diese Einteilung aber auch viel älter, so daß die Eigentümer nach ihrer Rückkehr sich auf ihren alten Plätzen wieder ansiedelten und aufbauten. 1769 saß Heinrich Meyer auf diesem Hof mit 25 Morgen Land. Damit gehörte das Anwesen zu den größeren Kothhöfen, schon ersichtlich daraus, daß nur die Viehställe am Wohnhaus angebaut waren, die Scheune aber separat stand, dazu zwei Gärten „beim Dorfe“ und „hinterm Hause“ mit zusammen 72 Ruthen. 1826 wird Christoph Meyer mit 22 Morgen und 75 Ruthen genannt. 1844/50 wirtschaftete der eben genannte Heinrich Meyer jun., 1876 nochmals ein Heinrich Meyer, wahrscheinlich aber einer anderen Generation angehörend. 1905 dann neigt sich der Familienname dem Ende zu. Wilhelmine

Meyer „unverehelicht“ und Hermann Meyer, Kotsass, Bruder und Schwester, sind die letzten in dieser langen Reihe. Das Geschwisterpaar vererbte den Besitz an Verwandte. 1940 wurde er von einem größeren Hofe erworben.

Der letzte Meyer hatte in der Hannoverschen Armee bei einer reitenden Einheit gedient. Als er noch wirtschaftete und nach der Ernte für Mensch und Vieh etwas mehr Ruhe eingetreten war, holte er sich nach Feierabend vom größeren Nachbarhof zwei Pferdejungen, die nach Meyers Kommando auf seinen Pferden Kavallerieexerzieren mußten. Dabei sprangen sie über die sogenannte Füllekuhle, ein mitten auf dem Hof gelegenes 3 – 4 m breites Wasserloch, in dem sich Regenwasser und häusliches Abwasser sammelte. Solch ein Loch gab es mangels Abwasserleitung auf den meisten Höfen.

Meyers „Kavallerie-Rekruten“ erhielten dann für eine Stunde Exerzieren eine Mark. Das war viel Geld, konnte man dafür doch vor 1914 elf Glas Bier kaufen. Im Alter entdeckten die Meyers eine andere Art der

Lebensfreude. Zu jener Zeit kam in regelmäßigen Abständen ein pferdebespannter Wagen mit zwei Fässern ins Dorf, in einem befand sich Bier, im anderen Schnaps. Beides wurde eimerweise verkauft und Meyers waren gute Kunden. So stand, wie Augenzeugen berichteten, in der Küche ständig ein Eimer mit Schnaps gefüllt, in dem eine Suppenkelle hing. Jeder, der gerade vorbeiging, genehmigte sich ein entsprechendes Maß. Die Folge war, daß die alten Leute die Lebensorientierung verloren. Das nutzte der Pächter ihrer Äcker aus und betrog sie.

Der kleine Kothhof Nr. 7 mit dem Besitzer von 1769 namens Eggelsman lag zwischen den Grundstücken von Hermann Ahrens Nr. 8 und dem Steinmännchen Hof Nr. 4 an der Gasse. Nach 1769 wird der Hof nicht mehr unter diesem Namen erwähnt; er ist wohl auch nicht mehr selbständig bewirtschaftet gewesen. Als Eigentümer wird dann Rosenthal angegeben, der den Hof Nr. 10 hatte und ein Onkel von Otto Giffhorn war, der dieses Grundstück auch erbte, wie den Hof Nr. 10 auch. Der Ackermann Heinrich Ahrens, Ohrum Nr. 8, kaufte das Grundstück 1885, um darauf das jetzige Wohnhaus zu bauen. Die 7 1/2 Morgen Acker, die zum Hof Nr. 7 gehörten, werden sicher im Erbgang auch an den Hof Giffhorn gegangen sein. Auf der Karte von 1844 ist auf dem vormaligen Hof Nr. 7 nur noch ein kleines Gebäude verzeichnet. Die Hofeinfahrten zu den Höfen 7 und 8 müssen dicht beieinander gelegen haben. Das beweist die heute noch abgeschrägte Ecke des Gartens vor dem Hof Nr. 8 und die ebenso schräge Ecke der alten gegenüberliegenden Molkerei.

Der Kothhof Nr. 21 (Im Winkel 1) gehört 1769 Joachim Ohlendorf. Dieser Name wird teils hinten mit „p“ und ohne „h“ geschrieben. 1780 wird an anderer Stelle ein Ohlendorf als Bauermeister genannt.

7 3/4 Morgen werden auch noch 1822 bei Christian Ohlendorf erwähnt. Fast immer werden bei den Kothhöfen die Gärten extra angeführt. Sicherlich spielten sie eine bedeutende Rolle für die Ernährung der Familie, zumal die Ackerfläche mit Sicherheit dazu nicht ausreichte. Die Nebenbeschäftigungen der Kotsassen werden allerdings in den verfügbaren Unterlagen nicht genannt. Anscheinend spielten sie bei der Besteuerung keine Rolle. Der Garten „beim Dorfe“ war 26 Ruthen groß, der „hinterm Hause“ 58 Ruthen, also fast ein halber Morgen. Auch auf der Karte von 1844 erscheint der Garten „hinterm Hause“ im Verhältnis zur bebauten

Fläche besonders groß. 1850 noch Christian Ohlendorf, dann 1876 und 1905 Gustav Ohlendorf. Dies ist eines der wenigen Beispiele dafür, daß ein kleiner, in seiner Ackerfläche unverändert gebliebener Kothhof über mindestens fünf Generationen denselben Familiennamen beibehalten hat. Kurz nach der zweiten Separation 1905 hat der letzte Ohlendorf seinen Hof an seinen Nachbarn Tönnies verkauft. Auf dem Gartenstück steht jetzt eine große Hofscheune. Das alte Wohnhaus ist noch vorhanden und bewohnt (Abb. 5 und 6). Es gibt ein fast unverändertes Beispiel für ein Kotsassenhaus. Auffallend ist, daß die Eingangstür nach Norden liegt. Bei allen anderen Häusern befanden sich Eingang und die Wohnzimmer im Süden, um in den kälteren Jahreszeiten die Sonnenwärme zu nutzen. Allerdings ist an der südlichen Hauswand ein Fach ausgespart, dort befindet sich kein Querbalken, so daß hier doch möglicherweise anfänglich eine Tür gewesen sein könnte. An die alte Scheune an der Ecke von Ahls Straße, zuletzt abgestützt und dann auf Anordnung abgerissen, erinnern wir uns noch. Als Erinnerung steht jetzt noch ein Grabstein auf dem Friedhof.

Der Vorfahr der Familie Westphal (später Bäckerei Nr. 30) kommt aus dem kleinen Kothhof Nr. 15 (Im Winkel 4). 1769 wird hier als Ackerfläche nur 4 1/4 Morgen Ackerland angegeben. Damit ist diese Stelle die kleinste im Verzeichnis der damaligen Kothhöfe in Ohrum. Bewirtschafter auf 15 war damals Nicolaus Fricke, ein Name, der später nicht mehr auftaucht. 1826 wird Ludwig Lieberath genannt, allerdings schon als Brinksitzer, d.h. daß das Ackerland schon verloren ist. Nach einer späteren Nachricht wurden „die Gerechtsame“ an die Schmiede verkauft. Es läßt sich nachvollziehen, daß die Grundfläche der Hofstelle in der beschriebenen Zeit ca. 1.700 qm groß und damit geeignet war, die Gebäude eines kleinen Hofes aufzunehmen. Das Wohnhaus mit dem auffällig spitzen Dach ist bis heute erhalten, wenn auch mit einigen Änderungen im unteren Bereich. Zum Besitz eines Brinksitzers gehört in der Regel auch ein Garten, so auch hier in einer Größe von 30 Ruthen. Im Brandkataster von 1850 ist der Name Lieberodt gestrichen, ebenso ein Cortenius, der als Vater (?) genannt wird. Dafür erscheint dann aber schon Heinrich Westphal, in dessen Familie der Besitz etwa 150 Jahre verblieb. Enge Beziehungen, die manchmal undurchsichtig sind, bestanden zum gegenüberliegenden Kothhof Nr. 12 (Im Winkel 3, Abb. 7). Des-





Abb. 7: Ohrum, Im Winkel 3, Kothof Nr. 12.

wegen möchte ich diese beiden Höfe zusammen behandeln. Auch auf Nr. 12 sitzt ein Lieberodt (mit einer veränderten Schreibweise, aber ohne Zweifel derselbe Name), und zwar schon 1769. In einer alten Notiz ist zu lesen, daß ein Westphal von Nr. 15 in den Hof Nr. 12 einheiratete, so daß schon 1826 dieser Hof Nr. 12 auf den Namen Westphal steht.

Mit 7 $\frac{1}{4}$ Morgen Land gehörte dieser Hof zu den kleineren Anwesen. Trotzdem war der Bau einer beachtlichen Hofstelle möglich. Ob die heutigen Gebäude schon 1769 bei unserer ersten Erwähnung bestanden, ist nicht sicher, dennoch bieten sie bei ihrer fast vollständigen Erhaltung einen guten Anschauungsunterricht über Wohnen und Leben auf einem Kothhof in alter Zeit. Wie schon erwähnt, sind die Zusammenhänge der Namen und Geschlechter zwischen 12 und 15 nicht zu überblicken, da auf beiden Höfen die Namen Cor-

tenius, Liebenrodt und Westphal vorkommen. Möglicherweise wurde hier hin und her geheiratet oder es sind in alter Zeit Verwechslungen vorgekommen, was aus Erfahrung nicht auszuschließen ist. Trotz dieser Unsicherheiten besteht aber kein Grund, diese beiden interessanten Höfe auszulassen.

Der älteste Familienname im Ort überhaupt, der bis in das 15. Jahrhundert hineinreicht, ist der Name Coers (Im Winkel 6/7, Abb. 8), in Abwandlung Curts, Curdes, Cordes, Kuhrs. Mit der Schreibweise der Eigennamen nahm man es in alter Zeit nicht so genau. Schon auf der Ohrumer Kirchenglocke „Maria“ aus dem Jahre 1480 verewigt, heißen zwei der Stifter Cordes, nämlich Hans und Heinrich. Im Erbregister von 1595 ist ein Ackermann Valentin Curts aufgeführt. Als 1769 die Hausnummern in unseren Unterlagen einsetzen, gibt es wieder zwei Namen, die den bisher genannten entsprechen, nämlich den Ackermann Jordan Coers und den Köter Ludewig Coers, mit 16 $\frac{1}{4}$ Morgen Ackerland unter der Hausnummer 20. Da der Name ohne Unterbrechung weitergeführt wird, können wir auch die Quelle

Abb. 5 und 6: (links) Ohrum, Im Winkel 1, Kothof Nr. 21.



Abb. 8: Ohrum, Im Winkel 6/7, Kothof Nr. 20.

1813/14 nutzen, in der Christian Kuhrs ohne Hausnummer zu finden ist. 1826 unter der alten Nr. 20 noch Christian Kuhrs mit der gleichen Ackerfläche, wird 1844/50 dieser Name nur erinnerlich erwähnt. Hofgrundstück und Acker sind an einen Ackerhof übergegangen. Eine Bemerkung am Rande gibt an, daß der letzte Eigentümer mit seiner Schwester wirtschaftete und im Alter seinen Hof gegen ein Altenteil vererbt hatte. An die frühere Hofstelle erinnert nur noch die alte Linde vor der ehemaligen Hofeinfahrt. Der Hofplatz gegenüber dem jetzigen Ehrenfriedhof ist Baugelände geworden. Trotzdem ist die Abbildung des alten Wohnhauses möglich.

Der Name Gerlob, den man 1769 auf dem Hof Nr. 13 (Im Winkel 2) (Abb. 9) findet, ist nur bis 1850 zu verfolgen und verschwindet dann hier im Ort. Zu dieser Zeit hatte er nur $6\frac{3}{4}$ Morgen Land, war also einer der kleinsten Höfe. 1826 finden wir David Gerloff (wieder mit veränderter Schreibweise). Zwei große Gärten sind angegeben, der Garten „*hinterm Hause*“ ist heute noch zu sehen. 1850 auch noch David Gerloff

(diesmal mit einem „f“). Auf dem Hofgrundstück sind angegeben Wohnhaus, Scheune, Stallung und nochmals Stallung. Da das heute noch stehende Wohnhaus sehr lang ist, sind davon sicherlich Teile als Betriebsgebäude genutzt worden. Auch auf der Karte von 1844 wird ein langgestrecktes Gebäude gezeigt. Das ist für hiesige Verhältnisse ungewöhnlich, geschah aber vielleicht aus Gründen der Platzersparnis zugunsten des Gartens. 1876 hat der Besitzer gewechselt, ein Christoph Bothe sitzt auf Nr. 13 mit einer größeren Fläche in der neuen Maßeinheit von 5,9 ha. 1905 finden wir einen Kotsass Heinrich Bohte. Da es sich hier höchstwahrscheinlich um die spätere Gastwirtsfamilie handelt, ist anzunehmen, daß sie später den aufgegebenen Stammhof Borchers kaufte, der dann gegenüber aufgebaut wurde. Eigentümer von Nr. 13 wurde die Tischlerfamilie Hebecke. Auffallend sind hier, wie auch bei einigen anderen kleinen Häusern, die teilweise großen Fachwerke. Anscheinend sollte hier Holz eingespart werden. Holzbalken mußten gekauft werden, Lehm gab es umsonst. Die Reihenhöfe hatten neben anderen Rech-



Abb. 9: Ohrum, Im Winkel 2, Kothof Nr. 13.

ten auch die Möglichkeit, Lehm aus der „Lehmkuhle“ vor dem Walde zu entnehmen.

Schon 1595 wird ein Zacharias Jordens im Erbregister des „Ambtes Schladen“ erwähnt mit dem Zusatz: „Im gleichen darbey verzeichnet, welche Personen und Dörffer zu der Türkensteuer vor dieses Amt geben und die hierzu nichts geben“. Die Türkensteuer war eine Abgabe, die der Kaiser zur Aufstellung eines Heeres gegen die Türken erhob, die in dieser Zeit auf den Balkan vordrangen und Wien bedrohten. Jordens auf Nr. 17 (Brückenstr. 1) gab keine Türkensteuer, aber einen Scheffelsatz an die Patrizierfamilie Schrader in Braunschweig. Als eine der am längsten nachweisbaren Familien in Ohrum hat sich der Name Jordens, Jörrens, Jörns bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts erhalten. In der Kopfsteuerbeschreibung von 1664 werden sogar zwei Jordens aufgeführt, nämlich der Halbspänner Valentin mit allen Einzelheiten des Besitzes, darunter 5 Ferkel, und der Mittelkötter Matthes Jordens Witwe. 1769 erscheint als Zwischenwirt oder Interimswirt Heinrich Osterloh mit 28 $\frac{1}{4}$ Morgen. Würde man eine Parallele zu heute ziehen, so wäre Alfred Methner Zwischenwirt auf dem Hofe Bode, da der Vorbesitzer mit 41 Jahren verstarb, aber einen Sohn seines Namens hinterließ, der den Hof unter dem bisherigen Namen hätte weiterführen können. Nach Osterloh läßt sich die Generationsreihe ununterbrochen verfolgen. 1826 Hein-

rich Jörns, 1844 der gleiche Name mit dem Zusatz sen., 1850 Christian, 1876 August und als letzter Otto Jörn, der unverheiratet seinen Besitz der verwandten Familie Bode aus Heiningen vererbte. Alle Jörns hatten über lange Zeit Ämter in der Gemeinde inne.

1769 finden wir wieder einen Vertreter der weit verzweigten Familie Giffhorn auf dem Kothhof Nr. 14 (Im Winkel 5). Unter diesem Namen bestanden damals bereits zwei Ackerhöfe, nämlich Nr. 11 und Nr. 1, außerdem der Halbspännerhof Nr. 5. Der bewirtschaftete Acker für den dortigen Friedrich Giffhorn betrug damals 11 $\frac{1}{2}$ Morgen Meyer-Land und $\frac{3}{4}$ Morgen Rottland. 1813/14 sind im Orte mehrere Giffhorns ansässig, sind aber mangels Hausnummern nicht zu identifizieren. 1826 ist auf 14 Andreas Heintze mit dem Beisatz „modo Christian Giffhorn“ angegeben. 1844 erscheint Christian Giffhorn allein, 1876 sind die Namen Heintze und Giffhorn zwar noch aufgeführt, aber durchgestrichen, so daß zu diesem Zeitpunkt anscheinend bereits die Familie Ahl den Hof übernommen hatte, auf dem später die Molkerei stand. 1905 sehen wir Fritz Ahl als Kotsassen mit 1 ha und 9 a. Nach Aufgabe der Molkerei wurde der vergrößerte Hof bis zur Verpachtung weiter bewirtschaftet.

Ab den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts fand die Ahnenforschung ein immer größer werdendes Interesse. Seitdem ist überlegt worden, weshalb das Oh-

rumer Kirchenbuch, das in dieser Sache hätte helfen können, erst 1749 einsetzt, während die Bücher der Nachbargemeinden Dorstadt und Halchter gut hundert Jahre früher beginnen. Dafür gibt es eine kaum glaubliche, aber dennoch nicht unwahrscheinliche Erklärung. Karl Tönnies, Jahrgang 1878, berichtete einmal aus seinen Jugenderinnerungen, wie er als Konfirmand beobachtet hätte, daß der damalige Pastor während des Unterrichts die hinteren Seiten des Kirchenbuches herausgetrennt und sich damit einen Fidibus gemacht hätte. Diese Nachricht, so makaber sie ist, ist weder zu beweisen, noch einfach abzutun. Eine andere plausible Erklärung indessen steht noch aus.

Hermann Ahrens
Oker-Str. 2
38312 Ohrum

Mechthild Wiswe

Die Litolffs und ihre Ahnen in Bildnissen

Ein Beitrag zur Porträtmalerei in Braunschweig im 19. Jahrhundert

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, verstärkt mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, gehörte es hierzulande – einer Sitte der Zeit entsprechend – zum Selbstverständnis auch des wohlhabenderen Bürgertums und reicherer Großbauern, sich porträtieren zu lassen¹. Das geschah in der Regel, wenn man glaubte, einen gefestigten familiären oder beruflichen Status erreicht zu haben – häufiger kurz vor der Verheiratung – oder aber im höheren Alter zu einem besonderen Geburtstag. So konnte in manchen dieser Familien im Laufe mehrerer Generationen bis zum Beginn der Fotozeit eine Familiengalerie – allerdings von unterschiedlichem Umfang – entstehen. Den größeren Teil einer solchen aus der überwiegend in Braunschweig ansässigen Familie Schwartz-Meyer-Litolff hat das Braunschweigische Landesmuseum vor einigen Jahren erworben². Einige zugehörige Stücke sind in Familienbesitz verblieben, einige andere, die noch in der Zwischenkriegszeit nachweisbar waren, lassen sich zur Zeit nicht ausfindig machen³. Es handelt sich um aufschlußreiche Dokumente aus einer künstlerisch begabten Familie von Aufsteigern, die überwiegend aus dem Handwerkerstand gekommen sind⁴. Die Mehrzahl der Bildnisse wurde von Familienmitgliedern gemalt, die auch als berufsmäßige Porträtisten tätig waren. Bei einigen dieser Künstler ist die Grenze zwischen Professionalität und Dilettantismus schwer zu ziehen.

Mit der Mode, sich porträtieren zu lassen, griff das Bürgertum seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert im

Rahmen seiner Emanzipation auf, was in fürstlichen und adligen Kreisen bereits seit Jahrhunderten Gang und Gebe gewesen war. Die meisten Bildnismaler des 19. Jahrhunderts haben Angehörige aller dieser Schichten dargestellt⁵. Das gilt auch für den späteren Braunschweiger Hofmaler (Johann) Christian August Schwartz (Hildesheim 1756 – 1814 Braunschweig)⁶, den einen Ahn der Familie Litolf. Dieser soll nach der Familienüberlieferung Schüler von Raphael Anton Mengs (1728 – 1779) in Dresden gewesen sein⁷.

Schwartz' Enkeltochter Juliane Gertrud, genannt Julie, war in erster Ehe mit dem Musikalienhändler Gottfried Martin Meyer verheiratet, in zweiter Ehe mit dem Komponisten Henry Litolf. Der dann von mehreren Generationen Litolf weitergeführte Musikverlag erlangte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Weltgeltung⁸. Er wurde 1940 nach seinem Verkauf an den Musikalienverlag Peters in Leipzig aufgegeben⁹.

⁵ Vgl. u. a. Gläser, K.: Das Bildnis im Berliner Biedermeier. Berlin (1932); Geismeyer, W.: Biedermeier. Kunst und Kultur. Wiesbaden 1988; Börsch-Supan, H.: Die deutsche Malerei von Anton Graff bis Hans von Marées 1760 – 1870. München 1988.

⁶ Vgl. zu diesem die lückenhaften Angaben in: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Begründet von U. Thieme und F. Becker, fortgeführt von H. Vollmer, hier Bd. 30. Leipzig 1936, S. 363 mit Literaturangaben. – In der Literatur erscheint Schwartz mit den Vornamen Johann Christian August, in seiner Traueneintragung (Stadtarchiv Braunschweig; G III 1 Bd. 74) als Christian August Schwartz. Seine Bilder signierte er mit „C. Schwartz“ oder „C. A. Schwartz“. Insofern wird er in der Folge als Christian August Schwartz bezeichnet. Eine Beurkundung von Schwartz' Geburt ließ sich in Hildesheim, das (u. a. in der Beurkundung seiner Trauung in Braunschweig) als sein Geburtsort angegeben wird, in den Registern der dortigen katholischen und ev. Kirchengemeinden nach Auskunft der zuständigen Behörden nicht ermitteln. Schwartz' Tod am 7. 3. 1814 ist beurkundet bei St. Andreas in Braunschweig (Stadtarchiv Braunschweig; G III 1 Bd. 32, IV).

⁷ Neben der mündlichen Familienüberlieferung alte Notizen auf einigen der hier vorgestellten Porträts.

⁸ Vgl. Fünfzig Jahre Collection Litolf. Haus-Chronik von Henry Litolf's Verlag Braunschweig. Braunschweig (1914). Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik. Hrsg. v. F. Blume. Bd. 8. Basel 1960, Sp. 1005f. Der Verlag war zunächst an der Schuhstraße, später am Wollmarkt in Braunschweig ansässig.

¹ Vgl. die Beispiele in: Gesamt-Bildnis-Katalog für Ostfalen. Bd. 1, H. 3. Gemälde. Stadt Braunschweig. Privatbesitz. Bearb. von S. Reidemeister. Berlin 1934 sowie zahlreiche Porträts in Privatbesitz.

² Inventarisiert unter LMB 28809, LMB 28810, LMB 28824-LMB 28829, LMB 29194-LMB 29197, darunter ist mit LMB 29197 das Porträt der Anna Zerling, das hier nicht besprochen wird, weil diese nicht zur Generationenfolge der Schwartz-Meyer-Litolffs gehört.

³ Vgl. Gesamt-Bildnis-Katalog (wie Anm. 1) unter den Namen Dautieux, Schwartz, Zimmer.

⁴ Unter den Vorfahren sind Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Leinewebermeister in Hildesheim, ein Hoftapezierer, ein Buchbindermeister sowie ein Brauer und Brantweinbrenner in Braunschweig, wie die betr. Braunschweiger Kirchenbücher ausweisen.

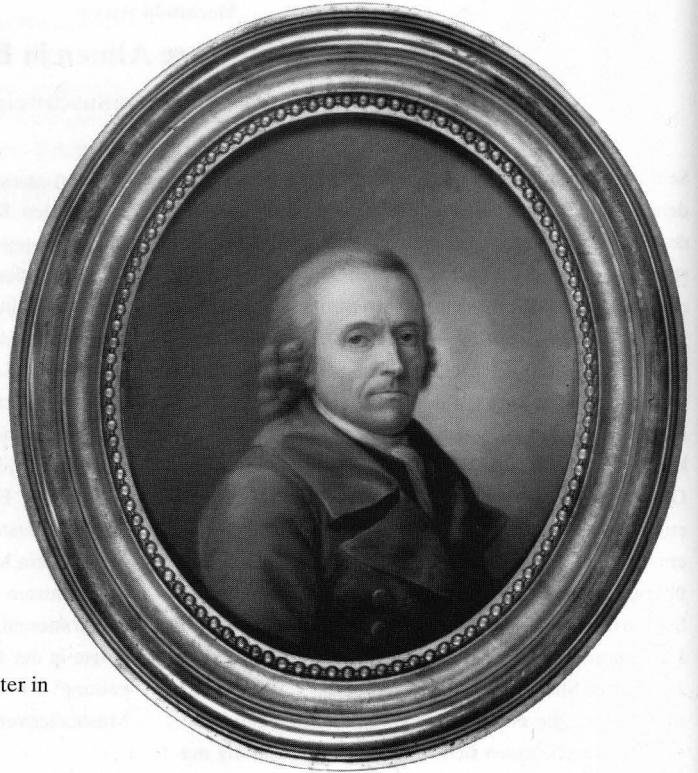


Abb. 1

Johann Arend Schwartz, Leinewebermeister in
Hildesheim, Vater des Künstlers
Unbezeichnetes Pastell, Christian August
Schwartz zugeschrieben, um 1790
H 27,3 cm B 23 cm
Familienbesitz

Christian August Schwartz schuf Porträts von Mitgliedern des braunschweigischen Fürstenhauses und von Adligen, hauptsächlich aber Bildnisse von Beamten, Gelehrten und Kaufleuten seiner Stadt Braunschweig⁹. So kann man ihn mit Fug und Recht den Porträtisten des bürgerlichen Braunschweigs zu Beginn des 19. Jahrhunderts nennen. Gleichzeitig mit ihm arbeitete hier der Maler Johann Heinrich Schröder (1757

– 1812) als Porträtist im gleichen Stil und ebenfalls überwiegend in der Pastelltechnik. Dadurch ist die Zuordnung der unsignierten Arbeiten beider Künstler gelegentlich schwierig. Johann Heinrich Schröders Werken wird eine höhere künstlerische Qualität zugesprochen als denen von Christian August Schwartz¹¹.

Im Gegensatz zu den oft riesigen, repräsentativen Ganzporträts des Barock mit ihrem nicht selten üppigen Ambiente sind die Bildnisse aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Regel kleinformatig und wirken intim. Vorherrschend sind Brustbilder ohne Beiwerk vor einem neutralen, zurückhaltenden Hintergrund. Der Blick des Beschauers soll in erster Linie auf

⁹ Vgl. Die Musik in Geschichte und Gegenwart (wie Anm. 8), Sp. 1006.

¹⁰ Vgl. Gesamt-Bildnis-Katalog für Ostfalen (wie Anm. 1) sowie Gesamt-Bildnis-Katalog für Ostfalen. Bd. 1, H. 1. Städte Braunschweig und Wolfenbüttel. Öffentlicher Besitz. Bearb. von F. Grote. Berlin 1932 sowie Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler (wie Anm. 6) unter Christian August Schwartz.

¹¹ Vgl. kürzlich Spangenberg, M.: Der Meininger Porträtmaler Johann Heinrich Schröder (1757 – 1812). Monographie und Werkverzeichnis. Meiningen 1995, hier vor allem S.19.



Abb. 2

Frau Schwartz, Mutter des Künstlers
 Unbezeichnetes Pastell, Christian August
 Schwartz zugeschrieben, um 1790
 H 27,3 cm B 23 cm
 Familienbesitz

das Gesicht des Dargestellten gelenkt werden. Das gilt auch für die Arbeiten von Christian August Schwartz. Er bevorzugte das kleinformatige Pastell mit seinen zarten und warmen Farbtönen.

Miniaturnhaft wirken die beiden ovalen Pastelle, die der Künstler von seinen Eltern geschaffen hat, dem Leinewebermeister Johann Arend Schwartz in Hildesheim (Abb.1)¹² und seiner Ehefrau (Abb.2). Für die

schlichten, geradezu nüchtern wirkenden Darstellungen hat Schwartz das Brustbild vor einer Fläche gewählt, die die Farbe der Kleidung abschattiert wieder aufnimmt: Der Vater Schwartz erscheint vor grauem, um seine Figur aufgehellten Hintergrund in einem grauen Überrock. Die Mutter Schwartz steht vor einem graublauen, ebenfalls um ihre Figur lichter werdenden Hintergrund, der mit dem helleren Blau ihrer Haube korrespondiert. Mit der weitgehenden Einengung seiner Farbskala auf Blau- und Brauntöne zeigt Schwartz, daß ihm klassizistische Kunstauffassungen durchaus geläufig waren. Vater und Mutter Schwartz wirken auf diesen Bildnissen seltsam farblos. Mit ihren nur leicht geröteten Wangen, den braunen Augen und den vollen Lippen scheint die Mutter ein wenig skeptisch auf ihren malenden Sohn zu blicken. Dessen Talent soll

¹² Beide Pastelle zur Zeit im Besitz einer Nachfahrin in Berlin. Biographische Angaben nach der Familienüberlieferung. Vorname und Beruf des Vaters auch nach der Traueintragung von Ch. A. Schwartz bei St. Andreas in Braunschweig (Stadtarchiv Braunschweig: G III 1 Bd. 74). Das Stadtarchiv Hildesheim sowie die für Personenstandsangaben zuständigen kirchlichen Stellen konnten keine Angaben zu Johann Arend Schwartz und seiner Ehefrau ermitteln nach deren schriftlicher Mitteilung an die Verfasserin.

nach der Familienüberlieferung vom damaligen Bischof von Hildesheim so gefördert worden sein, daß Schwartz Kunstmaler wurde. Dieser hat die Porträts seiner Eltern weder signiert noch datiert. Die Zuschreibung kann nur aufgrund des Malstils und der Familienüberlieferung erfolgen. Gleiches gilt für die Mehrzahl der Bildnisse des Künstlers. Dieser verhält sich damit konform zur Mehrzahl der zeitgenössischen Porträtisten. Diese werteten in der Regel die Bildnis-malerei als mindere, wenn nicht unkünstlerische Tätigkeit, da diese auf das reine Abbilden mit möglichst großer Realitätstreue ausgerichtet war und so der künstlerischen Schöpferkraft – wie man meinte – keinen Spielraum ließ. Insofern konnte die Porträtmalerei keinen individuellen künstlerischen Anspruch erfüllen und erschien deswegen nicht wert, signiert zu werden. Dementsprechend wurde das Porträtieren vielfach als reiner Broterwerb angesehen, wenn nicht Freundschaft oder Zuneigung für den Dargestellten das Bildnis veranlaßt hatten. Nicht zuletzt die Vielzahl der Aufträge führte jedoch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu, daß das Bildnis zu einem Hauptthema der Malerei wurde.

Wie für die Porträts seiner Eltern hat Schwartz auch sonst für seine Bildnisse das Oval bevorzugt, das er mitunter in ein rechteckiges Bildfeld setzt. Auch das diente dazu, das Gesicht hervorzuheben. Dagegen hat ein unsigniertes Pastell, das Christian August Schwartz selbst im höheren Alter zeigt (Abb. 3), ein rechteckiges Format. Dieses ist voll für das Brustbild ausgenutzt, das vor neutralem, grünlichem Hintergrund steht. Das kräftige, leicht gebräunte Gesicht mit den ernsten braunen Augen und dem grauen, modisch frisierten Haar zeigt eine lebhaft Mimik. Nach der Familienüberlieferung soll es sich um ein Selbstporträt des Malers handeln. Das rechteckige Format, vor allem aber der Malstil, lassen Zweifel an dieser Zuschreibung aufkommen. Ähnlichkeiten mit dem Porträt des J. Dautieux (vgl. unten und Abb. 6), das dessen Ehefrau, Schwartz' Tochter Dorothee, gemalt haben soll, sind auffällig. Insofern ist nicht ausgeschlossen, daß das Porträt des Vaters – vielleicht sogar posthum – von ihr geschaffen worden ist.

Ebenfalls in Pastell, aber in etwas kleinerem Format (21 x 17 cm) hat Ch. A. Schwartz seine Ehefrau Henriette Caroline (Lebensdaten unbekannt)¹³, die Schwester des Kupferstechers und herzoglichen Galerie-Inspektors Carl Schröder (1760 – 1844)¹⁴, dargestellt. Das

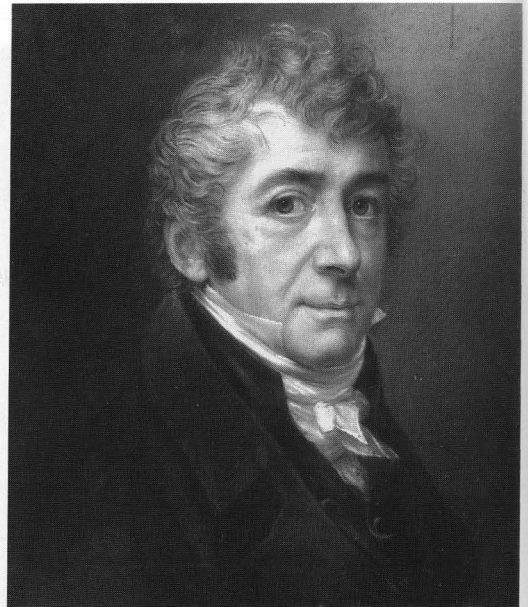


Abb. 3 Christian August Schwartz im höheren Alter
Nach der Familienüberlieferung Selbstporträt,
vielleicht aber von seiner Tochter Dorothee,
verheiratete Zimmer bzw. Dautieux
H 43,5 cm B 35,5 cm
Braunschweigisches Landesmuseum: LMB
28824

unsignierte Brustbild, das zur Zeit verschollen ist, soll diese in einem hellblauen, dekolletierten Kleid mit einem Schleier über dem gepuderten Haar abbilden¹⁵.

Im Halbporträt hat Ch. A. Schwartz dagegen seinen späteren Schwiegersohn, den Braunschweiger Arzt und Professor der Medizin Johann Conrad Zimmer (1779 – 1820) vermutlich um 1800 gemalt (Abb. 5)¹⁶. Diese ebenfalls unsignierte Arbeit gibt in ovalem Rahmen eine zierliche Gestalt wieder mit braunem, im Geschmack der Zeit gelockten Haar und zartem, bleichem Gesicht, aus dem die kräftig-blauen Augen eher distan-

¹³ Heirat am 21. 10. 1781 (Stadtarchiv Braunschweig: G III 1 Bd. 74).

¹⁴ Zu diesem vgl. Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler (wie Anm. 6), aber Bd. 30, Leipzig 1936, S. 96f., nicht zu verwechseln mit dem erwähnten Johann Heinrich Schröder.

¹⁵ Beschreibung nach Gesamt-Bildnis-Katalog für Ostfalen (wie Anm. 1), S. 239.

¹⁶ Wie Anm. 15.



Abb. 4 Dorothee Schwartz, Tochter des Künstlers als Gitarrenspielerin
Pastell, bezeichnet C. Schwartz 1805
H 48,5 cm B 37,2 cm
Braunschweigesches Landesmuseum: LMB 29194

ziert blicken. Ihre Farbe erscheint im noch kräftigerem Blau des Überrockes aufgegriffen und kehrt heller im Hintergrund wieder, der als blauer bewölkter Himmel vorzustellen ist, während die Zwickel des rechteckigen Bildfeldes in unscheinbarem Graubraun gehalten sind. Dieses Porträt erweist Schwartz in besonderem Maße als Meister des kleinen Formates, wie er es auch als Mitarbeiter der Braunschweiger Lackwarenmanufakturen, u. a. der von Stobwasser, zu gestalten hatte¹⁷.

Das Bildnis Zimmers wirkt sorgfältig durchkomponiert. Das gilt auch für das reizvolle Dreiviertelporträt, das der Künstler von seiner einzigen Tochter Dorothee

(1784 – 1856)¹⁸, der späteren Ehefrau Johann Conrad Zimmers, gemalt hat (Abb. 4). Es zeigt diese als Gitarrenspielerin im Alter von 21 Jahren. Mit ihrem schmalen, von dunklem, gelockten Haar umrahmten Gesicht und dem langen Hals folgt sie dem Schönheitsideal ihrer Zeit. Zu ihrem weißen, dekolletierten Empirekleid, das durch einen schmalen, dunklen Gürtel hochgerafft wird, hat sie ein breites, rotbraunes Tuch mit dunkler Spitzenkante umgelegt. Auf dem Schoß hält Dorothee ihre Gitarre, deren Spiel gerade verklungen zu sein scheint. Diese war in jener Zeit ein Lieblingsinstrument, insbesondere für die Hausmusik in bürgerlichen Kreisen. In Braunschweig wurde das Instrument vor al-

¹⁸ Diese heiratete am 19. 8. 1812 in St. Andreas in Braunschweig Johann Conrad Zimmer (Stadtarchiv Braun-

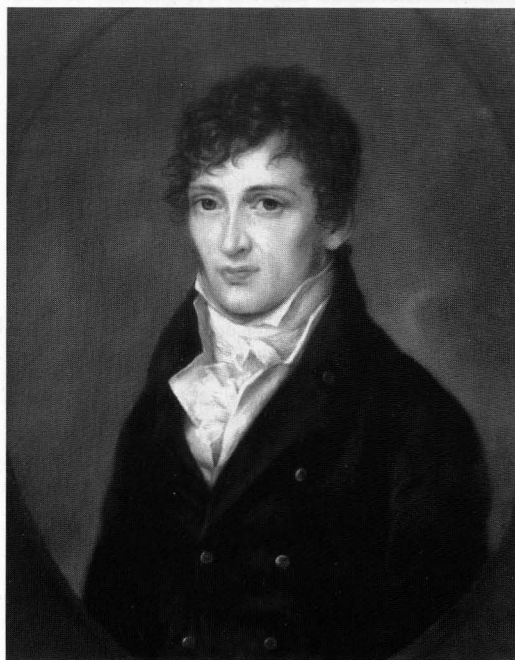


Abb. 5 Johann Conrad Zimmer, Professor der Medizin in Braunschweig, erster Ehemann der Dorothee Schwartz
Unbezeichnetes Pastell, Christian August Schwartz zugeschrieben, um 1810
H 3,5 cm B 25 cm
Braunschweigesches Landesmuseum: LMB 28827

¹⁷ Vgl. dazu Fuhse, F.: Vom Braunschweiger Tischlerhandwerk. Stobwasserarbeiten. (Braunschweiger Werkstücke. Bd. 1). Braunschweig 1925, hier S. 67f.; Richter, D.: Lackdosen. München 1988, hier S. 34 – 40.

lem durch Johann Heinrich Carl Bornhardt (1774 – 1843) populär gemacht, der hier als Gitarrenlehrer wirkte, aber auch Kompositionen für dieses Instrument schuf⁹. Ch. A. Schwartz hat seine musizierende Tochter vor einer angedeuteten Landschaftskulisse dargestellt, über der sich ein hoher Himmel wölbt. Um ihre Figur wird dieser wiederum lichtvoll aufgehellte. Der Künstler greift damit ein zu seiner Zeit beliebtes Kompositionsschema auf, das die Dargestellte, insbesondere ihr Gesicht, hervortreten läßt. Ausnahmsweise hat Schwartz dieses Werk signiert und datiert „C. Schwartz / 1805“ und es dadurch aus seiner als Routine aufgefaßten Bildnisproduktion herausgehoben. Es handelt sich denn auch zweifellos um ein künstlerisch wesentliches Werk Schwartz', das den Vergleich mit den Arbeiten der führenden Bildnismaler der Epoche nicht zu scheuen braucht.

Dorothee Schwartz wurde von ihrem Vater als Bildnismalerin ausgebildet²⁰. In unserem Zusammenhang sind – abgesehen von den erwähnten Porträts – von Interesse zwei unsignierte und undatierte Pastelle, die ihr in der Familienüberlieferung zugeschrieben werden. Es handelt sich um ein zur Zeit verschollenes Selbstporträt²¹ sowie um ein Bildnis ihres zweiten Ehemannes,

schweig: G III 1 Bd. 29). In zweiter Ehe war Dorothee Schwartz mit J. Dautieux verheiratet (vgl. unten). – Die Angabe im Allgemeinen Lexikon der Bildenden Künstler (wie Anm. 6), hier Bd. 36, Leipzig 1947, S. 503f. zu Samuel Zimmer, daß Dorothee Schwartz die Ehefrau dieses in Göttingen ansässigen Künstlers war, ist falsch. – Ein zweites Brustbild Johann Conrad Zimmers, ein ebenfalls Ch. A. Schwartz zugeschriebenes Ölgemälde, befindet sich im Besitz einer Nachkommenin in Berlin.

¹⁹ Vgl. dazu Flehsig, W. unter Mitarbeit von M. Wiswe: 400 Jahre Musikleben im Braunschweiger Lande. Katalog. Braunschweig 1974, S. 36 – 38.

²⁰ Familienüberlieferung und Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler (wie Anm. 6), hier Bd. 36, Leipzig 1947, S. 504 bei Zimmer, Samuel.

²¹ Verzeichnet in: Gesamt-Bildnis-Katalog für Ostfalen (wie Anm. 1), S. 6 bei Dautieux, Dorothee.

²² Lebensdaten nach Pfudel, E.: Verzeichnis der Leiter, Lehrer, Beamten und Abiturienten der Königlichen Ritterakademie zu Liegnitz von 1811 – 1908. Liegnitz 1909, S. 9. Die Trauung der Dorothee Schwartz, verwitwete Zimmer mit J. Dautieux ist beurkundet bei St. Andreas in Braunschweig unter dem 23. 7. 1822 (Stadtarchiv Braunschweig: G III 1 Bd. 47). Hier wird Dautieux als Sohn des Justizamannes zu Rodalben bei Pirmasens Ferdinand Friedrich Dautieux und dessen Ehefrau Marie Christine geb. Ziegler aufgeführt. Diese hatte in zweiter Ehe den Kupferstecher Carl Schröder aus Braunschweig geheiratet (vgl. Anm. 14). Bei der Beurkundung ihres Todes im Kirchenbuch von



Abb. 6 Joseph (Johannes?) Dautieux, Maler und seit 1810 Lehrer an der Ritterakademie Liegnitz in Schlesien, zweiter Ehemann der Dorothee Schwartz

Unbezeichnetes Aquarell, seiner Ehefrau Dorothee zugeschrieben, um 1825

H 37,5 cm B 29,5 cm

Braunschweigesches Landesmuseum: BLM 28829

des Kunstmalers und Zeichenlehrers Joseph (oder Johann) Dautieux (Rodalben bei Pirmasens 19. 03. 1784 – 25. 12. 1855 Liegnitz)²². Beide Stücke sind als Brustbilder auf rechteckiger Bildfläche ausgeführt worden. J. Dautieux (Abb. 6) ist wiederum vor einem neutralen, grünlichen, um seine Figur aufgehellten Hintergrund

Salzdahlum bei Wolfenbüttel (Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 1 Kb 999, S. 500) unter dem 6. 11. 1803 heißt es: „gebürtig von Bitsch im einstigen deutsch-Lothringen (katholisch), zwischen 45 und 50 Jahre alt. Bei Beurkundung seiner Heirat hat J. Dautieux die Rufnamen Johann Petrus, in der Literatur erscheint er als Joseph D., so auch bei Pfudel (vgl. oben). Im übrigen liegen über diesen nur wenige, äußerst spärliche Nachrichten vor, so im Allgemeinen Lexikon der Bildenden Künstler (wie Anm. 6), aber Bd. 8, Leipzig 1913, S. 444.



Abb. 7 Dorothee Schwartz, verheiratete Dautieux mit ihrer Tochter Melitte
Unbezeichnetes Pastell, J. Dautieux zugeschrieben, um 1824
H 35,5 cm B 27 cm
Braunschweigisches Landesmuseum: LMB 28825

fast von vorn wiedergegeben. Er trägt einen schwarzen Rock, eine gleichfarbige Halsbinde und ein weißes Hemd. Insgesamt wirkt die Darstellung sehr glatt und zurückhaltend.

J. Dautieux war durch die zweite Heirat seiner Mutter mit dem Kupferstecher und Galerie-Inspektor Carl Schröder nach Braunschweig gekommen (vgl. Anm. 22). Dieser wiederum war der Bruder von Dorothee Schwartz's Mutter. Zu dem gleichen Familienkreis gehörte der Maler Friedrich Georg Weitsch (1758 – 1828), der eine zweite Schwester Carl Schröders geheiratet hatte²³. Der junge Dautieux dürfte in diesem Ver-

wandtenkreis manche Anregungen empfangen haben und auch in Braunschweig zum Maler ausgebildet worden sein. Unter den hiesigen „Stobwasser-Malern“ ist er – im Gegensatz zu den erwähnten Künstlern aus seiner Familie – bisher nicht zu ermitteln²⁴. Später war Dautieux an der Berliner Akademie der Bildenden Künste angestellt, an deren Ausstellungen er sich verschiedentlich beteiligt hat²⁵. Von 1810 bis zu seiner Pensionierung 1854 gehörte er der Ritter-Akademie in Liegnitz in Schlesien als Zeichenlehrer an²⁶. Die einschlägige Literatur enthält nur wenige, ungenaue Angaben über ihn. Darunter ist der Hinweis, daß „*Landschaften und Miniaturen von ihm auf den Berliner Kunstausstellungen 1800/1832*“²⁷ gezeigt wurden. Zu unserer Familiengalerie hat der Künstler vermutlich mehrere Beiträge geliefert, die freilich sämtlich unsigniert und undatiert sind. Dazu gehört nach der ungesicherten Überlieferung ein um 1824 entstandenes Pastell, das seine Frau Dorothee geb. Schwartz im Halbporträt zeigt. Sie hält die gemeinsame Tochter Melitte im Arm (Abb. 7). Die Zartheit der Mutter mit dem dunklen Haar und den lebhaften braunen Augen kontrastiert zu dem kräftigen Kleinkind mit seinem blonden Haar und den auffallend großen, blauen Augen. Mutter und Kind, die einander herzlich zugewandt sind, scheinen den Beschauer unmittelbar ansprechen zu wollen. Gewisse Unterschiede im Malstil gegenüber den übrigen J. Dautieux zugeschriebenen Familienbildern machen seine Urhebererschaft unsicher.

Melitte Dautieux ist außerdem mit einem Jugendbildnis in der Familiengalerie der Litolffs vertreten (Abb. 8). Das ebenfalls unsignierte Pastell stellt sie fast von vorn in Halbfigur dar mit einer Chignonfrisur und einem weißen Kleid mit schmalen Spitzenbesatz und

Schröder signierte „Atelierszene“ (lavierte Tuschzeichnung) im Braunschweigischen Landesmuseum (Abb. in der Festschrift: Braunschweigisches Landesmuseum für Geschichte und Volkstum. Bd. 1. Braunschweig 1965, S. 16) zeigt den Künstler mit einer weiblichen Person am Spinett und einer männlichen Person, vielleicht seinem Schwager Schwartz, in einem Raum der Galerie des Schlosses Salzdahlum.

²⁴ Vgl. Fuhse und Richter (wie Anm. 17).

²⁵ Nach Allgemeines Lexikon der Bildenden Künste (wie Anm. 6), aber Bd. 8. Leipzig 1913, S. 444.

²⁶ Pfudel, E. (wie Anm. 22), S. 9.

²⁷ Allgemeines Lexikon der Bildenden Künste (wie Anm. 6), hier Bd. 8. Leipzig 1913, S. 444 bei Dautieux, J.

²³ Vgl. Vasel, A.: Hofkupferstecher Karl (!) Schröder. Beschreibendes Verzeichnis seiner graphischen Arbeiten. In: Braunschw. Magazin. Jg. 1900, S. 89 – 95, S. 99 – 103, S. 107 – 111, über die Verwandtschaftsverhältnisse S. 89. Eine von C.



Abb. 8 Melitte Dautieux, verheiratete Egermann, Tochter von J. und Dorothee Dautieux
Unbezeichnetes Pastell, Marie Zimmer, der Stiefschwester der Dargestellten zugeschrieben, um 1840
H 37,5 cm B 27,5 cm
Braunschweigesches Landesmuseum: LMB 28823



Abb. 9 Dorothee Schwartz, verheiratete Dautieux
Unbezeichnetes Pastell, nach der Familienüberlieferung von ihrer Tochter Marie Zimmer, vielleicht aber von ihrem Ehemann J. Dautieux
H 42,5 cm B 32,5 cm
Braunschweigesches Landesmuseum: LMB 28826

kräftig-blauen Streifen, die zu den strahlend blauen Augen korrespondieren. Um die Schultern hat die ernst blickende Melitte ein schwarzes Spitzentuch gelegt. Hinter ihrer Gestalt erkennt man eine flache, blaugrün verschwimmende Landschaftskulisse, die in den Himmel überzugehen scheint. Dieses Porträt wird Melittes Stiefschwester Marie Zimmer (Lebensdaten unbekannt) zugeschrieben. Nach der Malweise könnte es aber auch von Melittes Vater J. Dautieux sein. Ebenfalls von Marie Zimmers Hand soll ein Altersbildnis ihrer Mutter Dorothee Dautieux geb. Schwartz stammen (Abb. 9). Darauf erscheint diese wiederum vor einem leicht wolkigen, blauen Hintergrund im Brustbild fast von vorn mit streng gescheiteltem Haar, das von einer großen, weißen Haube mit gerüschter Spitzenkante fast

verdeckt wird, sowie einem dunklen Kleid. Darüber ist ein weißes, besticktes Halstuch gebunden. Insbesondere das volle Gesicht und der kurz wirkende Hals machen es fragwürdig, in diesem Bild jene Dorothee Schwartz wiederzuerkennen, die ihr Vater als Gitarrenspielerin (Abb. 4) und vermutlich ihr zweiter Ehemann mit der kleinen Melitte auf dem Arm (Abb. 7) gemalt hatte.

Vermutlich um 1832 hat Dautieux seine drei Stieftöchter Marie, Julie und Auguste Zimmer sowie seine eigene Tochter Melitte auf einem Pastell vereinigt²⁸. Auch hier wieder beschränkt sich der Künst-

²⁸ Im Besitz einer Nachkommin in Berlin; hier nicht abgebildet, da kein reproduktionsfähiges Foto vorhanden.



Abb. 10 Der Musikverleger Gottfried Martin Meyer mit seiner zweiten Ehefrau Julie geb. Zimmer sowie dem Sohn Fritz aus Meyers erster Ehe

Öl auf Malkarton, unbezeichnet, J. Dautieux zugeschrieben, vermutlich 1836/37

H 51 cm B 58,8 cm

Braunschweigisches Landesmuseum: LMB 29195

ler auf die Wiedergabe der Personen vor einem neutralen Hintergrund ohne jedes Beiwerk. Er steht damit in Gegensatz zu der biedermeierlichen Gepflogenheit, die Personengruppen gern in ihrem häuslichen Milieu erscheinen läßt. Die Mädchen sind – im Dreiviertelporträt dargestellt – in lebhafter Ungezwungenheit einander zugewandt.

Nur wenige Jahre später – wohl 1836 oder 1837 – ist ein ebenfalls unsigniertes Familienbild von J. Dautieux entstanden (*Abb. 10*), das seine Stieftochter Julie Zim-

mer (1815 – 1886)²⁹ mit ihrem ersten Ehemann³⁰, dem Braunschweiger Musikverleger und Musikalienhändler

²⁹ Stadtarchiv Braunschweig: G III 1 Bd. 33 mit der Geburteintragung, das Todesjahr nach der Familienüberlieferung, da dieses im Stadtarchiv Braunschweig nicht zu ermitteln war.

³⁰ Die Beurkundung dieser Heirat ist in den Kirchenregistern aus der Stadt Braunschweig nicht ausgewiesen, lediglich liegt die vom 3. 10. 1836 datierte Heiratsurkunde vor (Stadtarchiv Braunschweig: D II 10 Nr. 5).

Gottfried Martin Meyer (1801 – 1847)³¹ und dessen Sohn aus erster Ehe Fritz (1831 – 1880)³² zeigt. Davon ist eine Ausführung in Pastell³³ und eine etwas größere, geringfügig abweichende in Öl³⁴ (Abb. 10) überliefert. Das Bildnis, das die Personen in Dreiviertelfigur wiedergibt, ist klar durchkomponiert. Eine Säule im Hintergrund, von der ein Vorhang herabfällt, gliedert es deutlich in zwei Hälften. Auf der linken Seite steht der Musikverleger, der als Zeichen seiner „bürgerlichen Nahrung“ ein Notenheft in der Hand hält. Er ist als Haupt der Familie deutlich größer als seine Ehefrau vor einer angedeuteten Landschaftskulisse mit hohem Himmel ins Bild gesetzt. Vor dem Faltenwurf des dunkelbraunen Vorhangs erscheint wirkungsvoll die lichte Gestalt der Julie. Das Stiefsöhnchen blickt ihr über die Schulter, auf die es sich stützt. So wird zwischen beiden eine innige Verbindung gestiftet, um augenfällig zu machen, daß die junge Stiefmutter Mutters Stelle so zu vertreten vermag, wie es der biedermeierlichen Gefühlswelt entspricht. Der lebhaft, erwartungsvolle Ausdruck des Knaben steht im Gegensatz zu den ruhig, fast starr wirkenden Gesichtern der Erwachsenen, deren Haltung gekünstelt ist. Gottfried Martin Meyer hat als Zeichen seiner Welterfahrenheit die linke Hand in modischer „Napoleon-Art“ in die Weste geschoben, seine Frau den rechten Arm in einer unnatürlichen Bewegung angewinkelt. Das Ehepaar erscheint mit auffallend kleinen Gesichtern. Die modisch-elegante Kleidung ist mit vielen Details wiedergegeben. Julie trägt zu ihrem dekolletierten, aus glänzendem, weißem Stoff geschneiderten Kleid, auf dem Licht und Schatten spielen, einen wertvollen Kaschmirschal nach der neuesten Mode der Zeit. Die Haube weist Julie als verheiratete Frau aus. Ihre rechte Hand ist durch einen schmalen Goldreif, den Trauring, sowie auf dem Pastell durch einen, auf dem Ölbild durch zwei andere Ringe geschmückt. Nur auf dem Pastell hat Julie eine lang herabhängende, zarte Halskette umgelegt. Auf diesem auch ist der Hintergrund weniger sorgfältig gestaltet als

auf dem Ölbild. In der Komposition dieses Familienbildes ist der Künstler traditionellen, älteren Auffassungen gefolgt. Die Hintergrundgestaltung entspricht mehr der repräsentativen Porträtmalerei des 18. Jahrhunderts als der eigenen Epoche, in der Familien zu meist in der Intimität des häuslichen Milieus gezeigt werden, etwa im Wohnzimmer oder im Garten.

Gottfried Martin Meyer war geschäftlich und freundschaftlich eng mit dem damals schon international anerkannten, ja berühmten englischen Klaviervirtuosen und Komponisten Henry Litolff (London 1818 – 1891 Paris)³⁵ verbunden. Nach dem frühen Tode Meyers im Jahre 1847 übernahm daher Litolff die Reglung von dessen Nachlaß und die Fortführung der Musikalienhandlung und des Musikverlages. Im Jahre 1851 heiratete Litolff Meyers Witwe Julie³⁶. Vier Jahre später – 1855 – ließ Henry Litolff sich von dem flämischen Maler Jakob Josef Eeckhout³⁷ in Brüssel porträtieren (Abb. 12). Diesen hatte er während seiner häufigeren dortigen und Pariser Aufenthalte schätzen gelernt. Nur zwei Jahre später schuf Jakob Josef Eeckhout als Pendant zu dem Porträt Litolffs ein solches seiner Frau Julie in gleichem Format (Abb. 11). Beide Ölgemälde sind signiert und datiert 1855 bzw. 1857. Obwohl mit Christian Tunica (1795 – 1868) in Braunschweig ein renommierter Porträtmaler ansässig war, ließen die Litolffs sich auswärts malen. Das mag für ihre Weltläufigkeit sprechen.

Während die älteren Bildnisse aus der Familie Schwartz-Meyer-Dautieux mit ihren kleinen Formaten und der Art ihrer Gestaltung intim-familiär wirken, erscheinen die Porträts der Eheleute Litolff, die in einem deutlich größeren Format gehalten sind, distanziert-repräsentativ. Mit zurückgekämmtem, lang herabwallenden Haar und geöffnetem, mit einem prächtigen Pelz versehenen Mantel erscheint Henry Litolff als Künstler

³¹ Stadtarchiv Braunschweig: G III 1 Bd. 67,3 (Geburt), Todesjahr nach der Familienüberlieferung, da anders nicht zu ermitteln.

³² Nach Gesamtbildnis-Katalog für Ostfalen (wie Anm. 1), S. 23 bei Meyer, G. M.

³³ Im Besitz einer Nachkommenin in Göttingen.

³⁴ Im Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums, Inventarnummer: LMB 29195

³⁵ Vgl. zu diesem Stadtarchiv Braunschweig: H VIII A Nr. 3400 und Blair, T.: Henry Charles Litolff (1818 – 1891). His life and his piano music. (Diss.). Iowa City 1968 mit ausführlichem Werk- und Literaturverzeichnis.

³⁶ Beurkundung der Eheschließung unter dem 23. 3. 1851 bei St. Magni, Braunschweig (Stadtarchiv Braunschweig: G III 1 Bd. 141).

³⁷ Zu J. J. Eeckhout, über den es offensichtlich keine monographische Literatur gibt, vgl. Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler (wie Anm. 6), hier Bd. 10. Leipzig 1914, S. 357f.



Abb. 11 Julie Litolff, Gemahlin von Henry Litolff
Öl auf Leinwand, bezeichnet J. J. Eeckhout /
1857
H 130 cm B 96,5 cm
Braunschweigisches Landesmuseum: LMB
28810

von Welt so, wie er sich der Öffentlichkeit präsentierte. Das Tintenfaß mit dem Gänsekiel und das beschriebene Notenblatt verraten den Komponisten. Die schöne Julie, deren Gesicht einen Zug weltabgewandter Melancholie zeigt, trägt eine Gesellschafttoilette. Ihr schwarzes Samtkleid wird durch einen großen Kragen und Volants aus weißer Spitze an den Ärmeln verziert. Dazu hat sie ein Schmuckensemble aus Ohrringen, Brosche und Armband angelegt, das aus dem modischen Schaumgold gearbeitet zu sein scheint. An ihrer rechten Hand fehlen – abgesehen vom Trauring – auffallenderweise jene Schmuckringe, die Julie auf dem Gemälde mit ihrem ersten Ehemann trägt. Ein Fächer mit Straußenfederbesatz vervollständigt die Toilette. Auf dem nur angedeuteten Tischchen neben Julie erkennt man ein Kästchen und ein Heft mit dem Namen

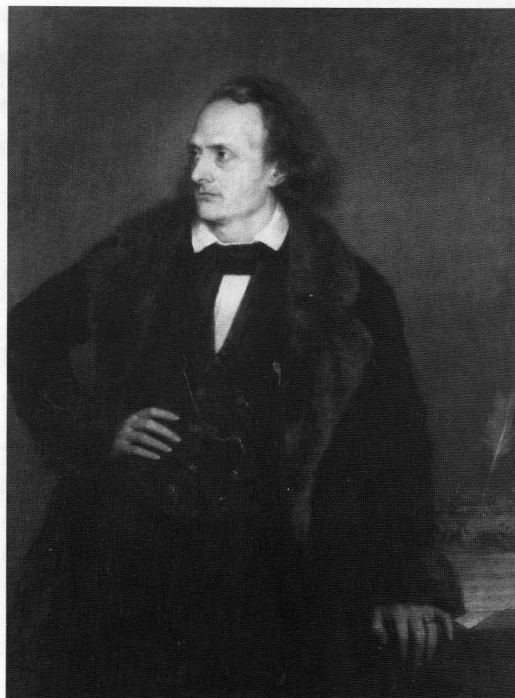


Abb. 12 Henry Litolff, zweiter Ehemann der Julie geb. Zimmer, verwitwete Meyer
Öl auf Leinwand, bezeichnet J. J. Eeckhout /
1855
H 130 cm B 96,5 cm
Braunschweigisches Landesmuseum: LMB
2880

Litolff, vermutlich eine ihr gewidmete Komposition ihres Ehemannes Henry.

Jakob Josef Eeckhout entsprach mit diesen Bildnissen, die merkwürdig flach wirken, den Kunstauffassungen seiner Epoche, die sich deutlich vom biedermeierlichen Stil abheben. Ein erhalten gebliebenes Kassensbuch der Firma Litolff verzeichnet übrigens unter dem 19. September 1855 eine Zahlung von 40 Talern „an den Maler Herrn Eeckhout in Brüssel“, die vermutlich das Honorar für das Porträt Henry Litolffs sind³⁸. Zum Vergleich sei angeführt, daß der Buchhalter der Firma

³⁸ Im Besitz des Braunschweigischen Landesmuseums, Inventarnummer: LMB 29148, hier Bl. 41.

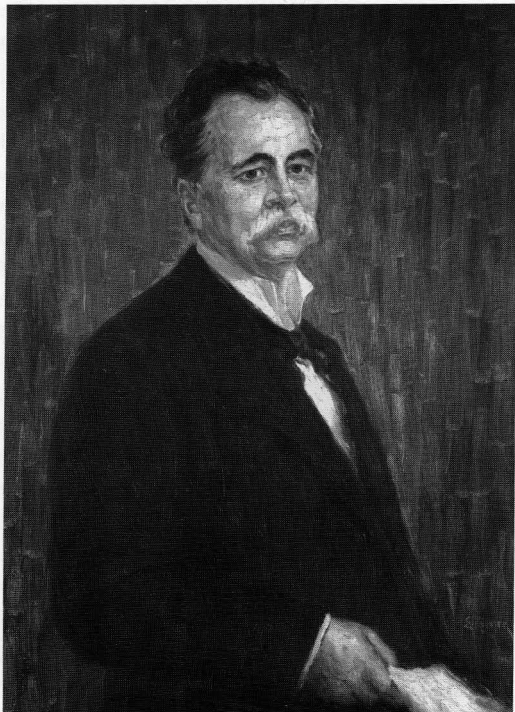


Abb. 13 Theodor Litolff, Adoptivsohn Henry Litolffs, Inhaber des Musikverlages seit 1860
Öl auf Leinwand, signiert E. Körner, um 1910
H 92,5 cm B 69,5 cm
Braunschweigisches Landesmuseum: LMB 29196

etwa gleichzeitig ein Monatsgehalt von 13 Talern erhielt³⁹.

Die Ehe von Julie und Henry Litolff wurde bereits 1860 wieder geschieden. Dieser verließ damals Braunschweig endgültig⁴⁰. Bereits 1855 hatte er Johann Theodor Lienhard Louis Bornecke adoptiert, den Sohn seines Notendruckers Johann Christian Andreas Bornecke⁴¹, dem er auch die Firma übertrug. Theodor Bornecke-Litolff (1839 – 1912) heiratete 1867 Hedwig

Meyer (1845 – 1919)⁴², die Tochter der Julie Litolff aus ihrer ersten Ehe mit Gottfried Martin Meyer.

Inzwischen war an die Stelle gemalter Bildnisse die Fotografie getreten. Freilich war es in gehobenen Sozialschichten immer noch gar nicht selten üblich, sich von einem Kunstmaler porträtieren zu lassen. Während von Hedwig Litolff kein gemaltes Porträt bekannt ist, ließ sich ihr Ehemann Theodor Anfang des 20. Jahrhunderts von Erich Körner (1866 – 1951) in Öl malen (Abb. 13). Dieser aus Braunschweig stammende Künstler lebte nach Studien- und Wanderjahren von 1890 – 1931 in Frankfurt am Main, hielt sich aber während dieser Zeit regelmäßig besuchsweise in Braunschweig auf, nicht zuletzt, um hier zahlreiche Porträtaufträge auszuführen⁴³.

Wie Christian August Schwartz zu Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, so wurde Erich Körner um die letzte Jahrhundertwende zum Porträtisten der Braunschweiger. Freilich beschränkte er sich – bei nicht geringen Preisforderungen – auf Bildnisse von Angehörigen der oberen Gesellschaftsschichten. So malte er u. a. den Prinzregenten Albrecht, den Staatsminister von Otto, Professoren der Technischen Universität, den Dichter Wilhelm Raabe, Gelehrte und Unternehmer. Körners Porträts sind – dem Geschmack seiner Zeit entsprechend – großformatig und realistisch, freilich von unterschiedlicher Genauigkeit in der Detailwiedergabe und in der malerischen Qualität. Das signierte, undatierte Dreiviertelporträt Theodor Litolffs gehört zu den in Details weniger ausgearbeiteten, fast ein wenig expressionistisch wirkenden Werken Körners. Dadurch haftet diesem eine Unmittelbarkeit an, wie sie vielen Arbeiten des Künstlers abgeht. Zu jenem Eindruck trägt auch der lebhaft aufgelöste Hintergrund bei, von dem sich die Gestalt des Musikverlegers kontrastreich absetzt.

Fotos: Braunschweigisches Landesmuseum/ I. Simon

³⁹ Wie Anm. 38, aber Bl. 50.

⁴⁰ Vgl. Stadtarchiv Braunschweig: H VIII A Nr. 3400 und Die Musik in Geschichte und Gegenwart (wie Anm. 8), Sp. 1004.

⁴¹ Beurkundung bei St. Ulrici in Braunschweig (Stadtarchiv Braunschweig: G III 1 Bd. 230,2).

⁴² Stadtarchiv Braunschweig: H VIII A Nr. 3400.

⁴³ Zu Erich Körner vgl. Mollenhauer, H.: Von Braunschweiger Künstlern und Gelehrten. In: Freundeskreis des Großen Waisenhauses. H. 19 (1959), hier S. 9f.; Körner, F.: Die Ahnen von Erich Körner. Wedel 1964 (als Ms. vervielfältigt); Würdigung anlässlich des Todes in der „Braunschweiger Zeitung“ vom 6. 3. 1951; Bericht über eine Gedenkausstellung für Erich Körner ebd., Ausgabe vom 24./25. 11. 1951.

Rolf Siebert

Die amerikanischen Luftangriffe auf den Stadtteil Querum der Stadt Braunschweig am 21. Februar und 8. Mai 1944.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	
2. Die Angriffe aus der Sicht der Bevölkerung	
3. Die Strategie der amerikanischen Luftwaffe	
4. Der Angriff am 21. Februar 1944	
4.1 Die eingesetzten Flugzeuge	
4.2 Die Angriffsziele	
4.3 Der Ablauf des Angriffs	
4.4 Die Verluste der Amerikaner	
4.5 Die Verluste der Deutschen	
5. Der Angriff am 8. Mai 1944	
5.1 Die eingesetzten Flugzeuge und die Angriffsziele ..	
5.2 Der Ablauf der Angriffe	
5.3 Die Verluste der Amerikaner	
5.6 Die Verluste der Deutschen	
6. Schlußbetrachtung	

1. Einleitung

In der Nacht vom 15. zum 16. Oktober 1944 wurde die Innenstadt von Braunschweig durch die Royal Air Force (RAF) weitgehend zerstört. Aus diesem Anlaß fanden in Braunschweig zahlreiche Veranstaltungen zum Gedenken an diesen und alle anderen Angriffe und die etwa 3000 Toten¹ statt, die der Luftkrieg in Braunschweig insgesamt gefordert hat. Im Rahmen dieser Veranstaltungen hatte ich als Heimatpfleger für den Stadtteil Querum in der Stadt Braunschweig eine kleine Schrift, „Bomben auf Querum vor 50 Jahren“, verfaßt, die sich mit den Angriffen befaßte, unter denen Querum zu leiden hatte². Besonders war das am 21. Februar und 8. Mai 1944 der Fall, nicht so sehr am 15. Ok-

tober. An den beiden genannten Tagen starben sieben Querumerinnen und Querumer, fünf Auswärtige, vermutlich sechs Wehrmachtsangehörige und eine unbekannte Zahl von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern. Etwa 27 Häuser wurden total zerstört, 12 schwer und 50 mittelschwer beschädigt.

Die oben genannte Schrift fand auch außerhalb von Querum, für deren Bürgerinnen und Bürger sie eigentlich nur gedacht war, ein unerwartet großes Echo. So erhielt auch der Amateurmilitärhistoriker Christian Loop in Hamburg davon Kenntnis und empfahl mir, mit amerikanischen Veteranenverbänden und englischen Amateurhistorikern Kontakt aufzunehmen. Ich habe das getan und war überrascht über die positiven Antworten und die rege Korrespondenz, die sich daraus entwickelte. Dadurch ist es mir heute möglich, über die Angriffe am 21. Februar und 8. Mai 1944 auch aus der Sicht damaliger Bomberbesatzungsmitglieder zu berichten.

Die Ergebnisse meiner Korrespondenz sind der Anlaß dieser Veröffentlichung. Ich werde nicht noch einmal auf alle Angriffe eingehen, die Querum oder gar Braunschweig betrafen, und auch nicht auf die Bombardements der RAF. Hierzu verweise ich auf die reichhaltige Literatur, die bereits erschienen ist. Mein Bericht wird also beispielhaft nur die beiden oben genannten Angriffe behandeln. Diese Beispiele können und sollen aber zeigen, welche dramatischen Vorgänge sich damals im Großen und im Einzelnen abspielten.

Die Darstellung der Angriffe stützt sich auf Mitteilungen der oben erwähnten amerikanischen und englischen Briefpartner und von Christian Loop, die mir freundlicherweise Kopien offizieller amerikanischer und deutscher Unterlagen zukommen ließen und aus ihrem eigenen Erleben berichteten. Diese Unterlagen sind natürlich nicht vollständig. Möglichste Vollständigkeit hätte ich nur erreichen können, wenn ich die Institute in den USA, England und Deutschland angeschrieben hätte, die die Unterlagen verwalten. Da mir aber bewußt war, daß das den Rahmen und die Absicht

¹ Braunschweigisches Landesmuseum: Bomben auf Braunschweig. Herausgegeben von Gerd Biegel. Braunschweig 1994.

² Siebert, Rolf: Bomben auf Querum vor 50 Jahren. Braunschweig 1994

dieses Berichtes gesprengt hätte, habe ich darauf verzichtet. Ich glaube aber dennoch, ein recht gutes Bild der Geschehnisse gewonnen zu haben.

In meinem ersten Brief an die amerikanischen Veteranenverbände und an Amateur-Militärhistoriker in England schrieb ich:

„Es sind jetzt 50 Jahre nach diesem schrecklichen Krieg vergangen. Es gibt nur noch wenige ältere Leute, die damals erwachsen waren und sich noch an alles erinnern, und für die Jugend ist alles schon Geschichte. Deshalb meine ich, müssen wir versuchen, die Erinnerungen wach zu halten, damit der Wahnsinn eines jeden Krieges immer wieder bewußt gemacht wird.“

John Witte, Schriftführer der Veteranenzeitung „452nd Bomb Group Association Newsletter“, hat meinen Brief in seiner Zeitschrift veröffentlicht und dort meine Worte wie folgt kommentiert und wiederholt:

„Thank you for your interest and request. ...

You are so right, everyone needs to remember and be aware of the madness of any war.“

Ein anderes Mitglied der 452. Bombergruppe, Henry J. North aus Ohio, der am 21. Februar als Heckschütze eines Bombers dabei war, schrieb mir:

„Ich freue mich, mit Ihnen Informationen auszutauschen, und zu wissen, daß dieses mit gegenseitigem Verständnis und Achtung für einander geschieht.“

Einer der englischen Amateurhistoriker, die sich um die Tradition und Geschichte der ehemaligen Kriegsflugplätze in England kümmern, Mr. Geoffrey Ward aus Norfolk, antwortete mir:

„Da ich in derselben Altersgruppe wie Sie bin – 61 –, spielte sich ein großer Teil meiner Kindheit in jenen entfernten Tagen des Zweiten Weltkriegs ab. Mein Interesse an der 8. Air Force, und besonders an der 96. Bombergruppe, entstand in jenen Tagen, als ich als kleiner Junge in Ost-England wohnte, umgeben von vielen amerikanischen Flugplätzen. Ich beobachtete hunderte ihrer Flugzeuge beim Start und bei der Formation in der Luft. Am Nachmittag warteten wir auf ihre Rückkehr, viele so schwer zerschossen, daß sie kaum bis zur Basis zurückkommen konnten. Das sind Bilder und Geräusche, die ich nie vergessen werde, und in jenen Tagen der kindlichen Unschuld erschien uns das als ein großes Abenteuer. In unserer Naivität fanden wir es leicht abzugrenzen, wie wir es sahen: Es gab die Guten und die Bösen, aber natürlich, in späteren Jahren haben wir das wahre Ausmaß jener schrecklichen Zeiten einschätzen können, und

wir dürfen es nie wieder geschehen lassen.“

Diese 96. Bombergruppe war an dem Angriff am 21. Februar 1944 auf Braunschweig, und das heißt die Niedersächsischen Motorenwerke (Nimo) bei Querum-Kralenriede, beteiligt. Bordsfunker eines Bombers dieser Gruppe war Robert Doherty aus Massachusetts. Er wurde am 4. März 1944 auf dem Rückflug von Berlin abgeschossen und schrieb mir dazu:

„Die Hälfte der Mannschaft wurde von der belgischen Widerstandsbewegung versteckt. Die anderen, bei denen ich war, sprangen mit dem Fallschirm in eine deutsche Garnison nahe Waterloo, Belgien, ab. Wir waren 14 Monate lang Kriegsgefangene. Aber, Gott sei Dank, wir überlebten alle und haben uns nach 38 Jahren wieder gesehen.“

Ein anderer englischer Amateurhistoriker, Martin J. Jeffery aus Norfolk, schrieb:

„Da ich im August 1946 geboren bin, habe ich natürlich keinerlei Erinnerungen an die Kriegsergebnisse. Mein Großvater besaß ein Stück des Geländes, auf dem die 452. Bomberstaffel stationiert war. Er mußte dieses Land im Juni 1942 zwangsverkaufen. Das Rollfeld wurde unter Anleitung der Royal Air Force angelegt und nach Fertigstellung im Februar 1944 der US-Luftwaffe überlassen. Wie Sie sich denken können, haben viele ehemalige Angehörige der 452. Bombergruppe diesen Flugplatz wieder aufgesucht. Heute ist der Platz allerdings vorwiegend Ackerland, da wir uns bemühen, nach und nach den Vorkriegszustand der Landschaft wiederherzustellen.“

Und ein dritter Engländer, George L. Stebbings aus Norfolk, erzählte von sich:

„Während meiner Ausbildung für die Royal Air Force (im Alter ab 14 Jahren) flog ich 1943 – 45 in sehr vielen verschiedenen Flugzeugen. In der Nähe meiner Wohnung war die 388. Bombergruppe bei Knettishall stationiert, ebenso war 2 1/2 Meilen entfernt die „Shepherds Grove“, ein Flugplatz der RAF, wo „Short Sterling“-Flugzeuge als Segelflugzeug-Schlepper flogen.³ Beide Flugplätze wurden von der Luftwaffe angegriffen. Ich bin die englische Kontaktperson für die 388. Bombergruppe und deren englischer Historiker. Ich habe dreimal ihre Wiedersehensfeiern in Amerika mitgemacht.

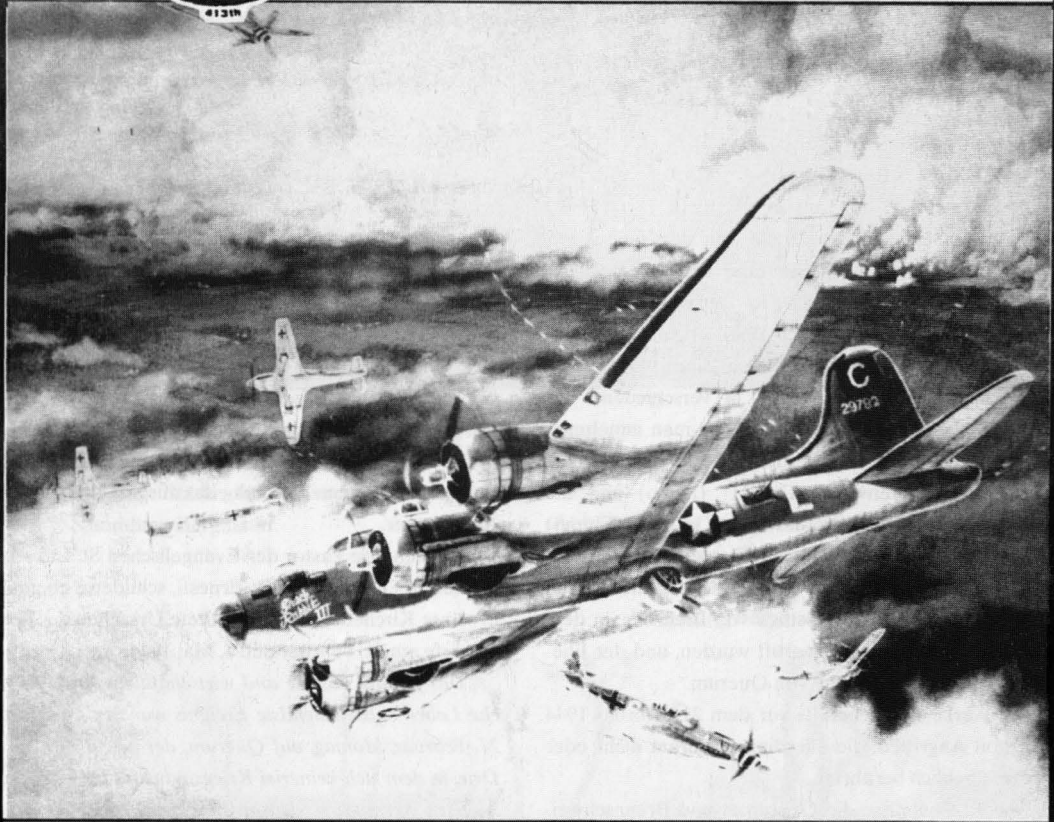
³ Schwerer englischer Bomber, galt 1943 als veraltet und wurde dann als Transporter und Schleppflugzeug eingesetzt.



96th BOMB GROUP NEWSLETTER

AUGUST 1994

ISSUE NO. 25



THE RABBIT AND THE WOLVES Story on page 4.

C O N T E N T S

President's Message	2	Memoirs, Of A 96th B.G. Brat	15
1995 Group Reunion	3	Bulletin Board	16
A Visit To The Past	4	From The Heath	17
Lest We Forget	7	French Request 96 B.G. Participation	20
96ers & National Holocaust Museum	10	New Members	22
96ers Commemorate D-Day 1944	11	Quidenham Memorial Rededication	22
Mail Call	14	Final Mission	24

Abb. 1: Titelblatt der Veteranenzeitschrift der 96. Bombergruppe vom August 1994.

Viele Flieger und ehemaliges Bodenpersonal kommen jedes Jahr hierher. Im Juli 1992 hatte ich einen Flaksoldaten zu einem Treffen mit Leuten von der 388. Bombergruppe eingeladen. Er hatte auf sie geschossen. Jetzt aber sind sie alle gute Freunde.“

Möchten solche Gedanken doch überall Geltung bekommen, damit der Wahnsinn in der Welt ein Ende nehme!

2. Die Angriffe aus der Sicht der Bevölkerung

Die Querumer Bevölkerung war sich sehr wohl bewußt, daß das Ziel der Luftangriffe nicht ihr Ort war. Vielmehr glaubte man, daß die von den amerikanischen „Pfadfinderflugzeugen“ über den Zielen abgesetzten Leuchtmarkierungen, im Volksmund „Weihnachtsbäume“ genannt, durch Wind abgetrieben oder daß die Ziele ganz einfach nicht erkannt worden waren. Rings um Querum lagen ja verschiedene militärisch wichtige Anlagen, von denen man annehmen mußte, daß sie zerstört werden sollten: die „Niedersächsische Motorenwerke GmbH“ (Nimo) und die „Büssing-NAG Flugmotorenwerke GmbH“ (Flumo) westlich von Querum, in denen Flugzeugmotoren entwickelt und hergestellt wurden, die „Luther-Werke GmbH“ (Lutherwerk II) östlich von Bienrode, in dem Flugzeuge montiert und geprüft wurden, und der Fliegerhorst Waggum nördlich von Querum.

Die Werke waren bereits vor dem 21. Februar 1944 Ziel von Angriffen, die allerdings Querum nicht oder nur unerheblich berührten.

Welche Erlebnisse die Querumer und Braunschweiger Bevölkerung hatten und welche Vermutungen sie darüber hegten, warum auch sie unter den Angriffen zu leiden hatten, zeigen ein paar Zeitzeugenberichte:

„Aber gestern [am 11. Januar 1944] hatten wir doch ein aufregendes Erlebnis. Munni kam gerade aus der Stadt. Da gab es Alarm. Da schoß auch schon die Flak. Bei strahlendem Sonnenschein und am blauen Himmel zogen die Amerikaner hoch oben ihre Bahn. Ein Verband, noch ein Verband, und noch einer, so kamen sie nacheinander hinter einer weißen Wolke vor, immer mehr. Stolz, ruhig und glitzernd zogen sie ihre Bahn, über unsere Ecke nach Richtung Nimo. Es war so ein fesselndes Bild, daß wir unsere Augen nicht davon tren-

nen konnten, trotzdem die Flak heftig über unsere Köpfe weg ballerte, es ohrenbetäubend knallte, und es in dem Verband aufblitzte, ich weiß nicht, ob das unsere Geschosse waren oder ob die Amerikaner schossen. Hinter unserm Gewächshaus tauchte ein neuer Verband auf. Man sah deutlich, daß sie was fallen ließen. In der Gegend hinter unserm Gewächshaus oben am Himmel standen 4 rote Signalbomben. Einige Jäger von uns flogen aufgeregt hin und her. Es waren nur 4 oder 5. Die konnten ja nichts machen. Es war ja nun sehr leichtsinnig von uns, so im Freien auszuhalten, aber das Bild der ziehenden Flugzeuge war so schön, daß man sich nichts Schlechtes von ihnen vermutete.“⁴

„Wir waren schon auf dem Heimweg [5. oder 6. Februar 1944], da war Voralarm. Und dann sahen wir ein feindliches Flugzeug. Eigentlich sahen wir es nicht, denn es flog sehr sehr hoch, sondern nur den weißen Kondensstreifen. Wie ein Fisch im Wasser. Es kreiste immer über uns. Es war ein Aufklärer, und er zog unermüdlich seine Kreise um unsere Siedlung und wohl hauptsächlich Nimo. Nun wird unsere Gegend wohl an die Reihe kommen.“⁵

Die Chronistin sollte recht bekommen. Am 21. Februar war die Nimo erstmalig das ausgesuchte Ziel der Amerikaner.

Der damalige Pastor der Evangelischen St. Lukasgemeinde in Querum, Propst Ernesti, schilderte ebenfalls in seiner Kirchenchronik vermutete Ursachen der Fehlwürfe am 21. Februar und 8. Mai 1944:

„Das für das soziale und wirtschaftliche und kirchliche Leben entscheidendste Ereignis war der Angriff am 21. Februar, Montag, auf Querum, der gewiß nicht dem Orte, in dem sich keinerlei Kriegsindustrie befindet, galt, sondern vermutlich dem niedersächsischen Motorenwerk im Walde bei Kralenriede, oder dem Flugplatz bei Waggum, der aber, vermutlich durch den Nordwestwind auf Querum sich entlud.“

Und: *„Am 8. Mai erhielt die Waldrandsiedlung an der Straße nach Bevenrode [heute Am Forst] bei einem Luftangriff, der entweder dem Flugplatz oder den Nieders. Motorenwerken gelten sollte, eine Reihe von Voll-*

⁴ Brief von Gertrud Oppelt von der Gärtnerei am Tostmannplatz in der Schundersiedlung an ihre Mutter in Berlin vom 12.1.1944.

⁵ wie Anm. 4, Brief vom 6.2.1944.



Abb. 2: Braunschweig-Querum, Eichhahnweg 9. Zerstörung am 8. Mai 1944.

Original: Städtisches Museum Braunschweig, Sammlung Bergmann.

Abb. 3: Braunschweig-Querum, Am Walde 29 (heute: Am Forst). Zerstörung am 8. Mai 1944.

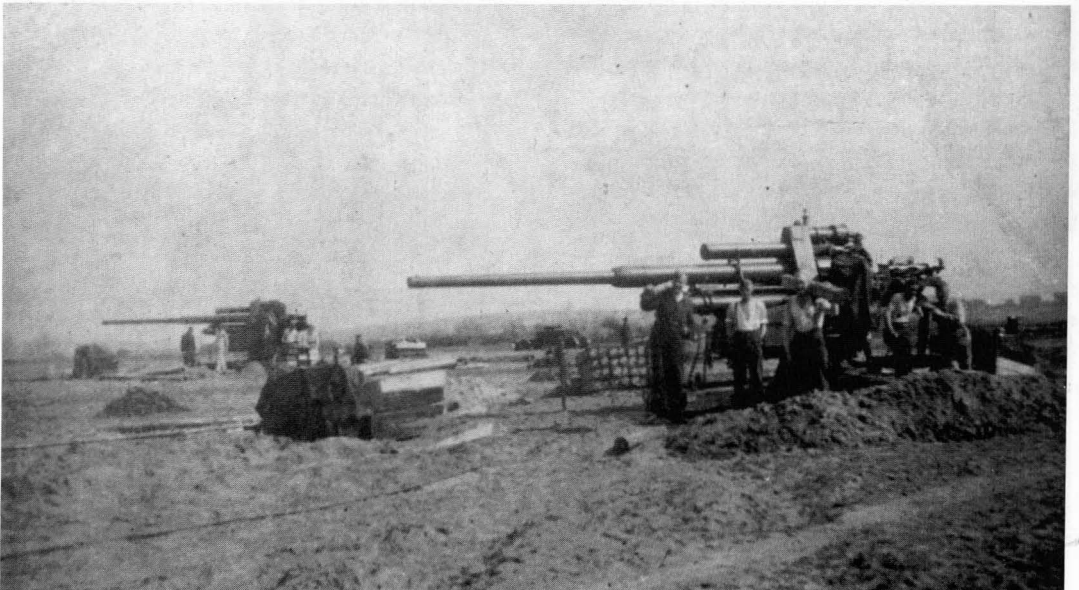
Original: Städtisches Museum Braunschweig, Sammlung Bergmann.





Abb. 4: Bombentrichter vom 21. Februar 1944 im Querumer Wald.
Aufnahme: Rolf Siebert, Braunschweig-Querum, Frühjahr 1995.

Abb. 5: 10,5 cm – Flak in der Querumer Feldmark 1944.
Original: Margarethe Blank, Braunschweig-Querum.



treffen ab, die eine Menge Häuser beschädigten und 5 Tote erforderten.“

„Der Angriff [am 21. Februar 1944] galt der Nimo, der Himmel war bewölkt, so haben die Amerikaner zu spät ausgelöst, und so fielen die Bomben gleich hinter der Nimo und zu weit rechts daran. Aber genau hinter der Nimo angefangen, genau die Nimo überflogen und in der Linie weiter den ganzen Bombensegen abgeladen. Es ist eine furchtbare Verwüstung entstanden. Bombenrichter an Bombenrichter.“⁶

Soweit die Vermutungen von Braunschweiger und Querumer Bürgerinnen und Bürger. Ob diese Einschätzungen „von unten“ tatsächlich zuträfen, werden die folgenden Darstellungen zeigen.

3. Die Strategie der amerikanischen Luftwaffe (USA-Air-Force)

Die amerikanische 8. Luftflotte (8. US Army Air Force – USAAF) war bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges die größte jemals aufgestellte Luftstreitmacht. Sie bekam daher bald den Beinamen „The Mighty Eighth“, „die gewaltige Achte“⁷ und verfügte bis Februar 1944 über etwa 1900 schwere Bomber.

Ihre Aufstellung wurde bereits ab Sommer 1941 geplant, als die USA damit rechneten, in den Krieg hineingezogen zu werden. Sie war von Anfang an als eine rein strategische Waffe geplant und sollte ausschließlich mit schweren Langstreckenbombern verschiedener Typen ausgerüstet werden. Die Bomber sollten nicht zur taktischen Unterstützung von Bodenoperationen oder zur Abwehr der deutschen Aktivitäten, also zu defensiven Zwecken, eingesetzt werden, sondern ausschließlich für strategische Bombardements auf bestimmte

Produktionsstätten. An erster Stelle standen Standorte für Öl und Ölprodukte, Versorgungs- und Verkehrsanlagen und andere Schlüsselindustrien. Selbst Jagdschutz hielt man zu Anfang nicht für erforderlich. Man glaubte so, mit etwa 4000 Bombern Deutschlands Industrie innerhalb von sechs Monaten ausschalten zu können. Die deutsche Flugzeugindustrie und die deutschen Fliegerhorste standen zunächst nur an nachgeordneter Stelle der Prioritätenliste für die zu zerstörenden Objekte.

In der Konferenz der Regierungschefs Roosevelt und Churchill vom 14. – 21. Januar 1943 in Casablanca wurde beschlossen, Deutschland mit einer großangelegten Bomberoffensive zu überziehen, um sein Wirtschafts- und Industripotential zu zerstören. Die Royal Air Force (RAF) unter dem Luftmarschall A. T. Harris setzte sich darüber hinaus die Aufgabe, den Zusammenbruch der Kampfmoral der Bevölkerung durch die flächenhafte Bombardierung der Städte herbeizuführen.

Die o.g. Konzeption für die 8. Luftflotte mußte allerdings sehr bald aufgegeben werden. Ihre Bomber wurden sehr schnell sowohl für devensive Zwecke (Bekämpfung der deutschen U-Bootstützpunkte und Bomberflughäfen) benötigt, und wurden auch im Laufe des Jahres 1943 teilweise nach Afrika und Italien abgezogen. Ferner hatte die Flotte bis Mitte 1943 noch immer nicht die geplante Bomberzahl, um größere strategische Schläge ausführen zu können. Währenddessen war auch die deutsche Jagdflieger- und Flakabwehr wesentlich verbessert worden, so daß die britische Luftwaffe auf Nachtangriffe übergehen mußte.

Die 8. USAAF bekam daher ab Mitte 1943 die weitere Aufgabe, die deutsche Flugzeugindustrie und die deutschen Jagdfliegerhorste zu zerstören. Dieses hielt man insbesondere aus zwei Gründen für dringend erforderlich: Erstens, weil die Verluste an Bombern 1943 durch deutsche Jäger auf 15 – 20% der eingesetzten Flugzeuge gestiegen waren und die amerikanische Flugzeugindustrie derartig hohe Verluste nicht schnell genug ersetzen konnte, und zweitens, weil man für das Frühjahr oder den Frühsommer 1944 die Invasion an der französischen Küste plante und diese besonders durch die deutsche Jägerabwehr gefährdet sah.

Zur besseren Abwehr der deutschen Jäger wurden der Bomberflotte ab Februar 1944 Langstreckenjäger beigegeben (P – 38 „Lightning“, P – 47 „Thunderbolt“ und P – 51 „Mustang“). Diese Jagdflugzeuge waren den

⁶ wie Anm. 4, Brief nach dem 21.2.1944.

⁷ Die Darstellung der Strategie der amerikanischen Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg stützt sich auf folgende Werke:

- 1. Freeman, Roger A. with Alan Crouchman and Vic Maslen: „The Mighty Eighth War Diary“, 2. rev. Ausgabe, London 1990. Das Buch gibt in tabellarischer Form Auskunft über die Einsätze der 8. US-Luftflotte, und in der Einleitung wird deren Strategie dargestellt.
- 2. Grote, Eckart: „Target Brunswick 1943 – 1945“, 1. Auflage, Braunschweig 7/1994.
- 3. Tony Wood / Bill Gunston: Die Luftwaffe. Köln 1979.
- 4. Charles J. V. Murphy: The Unknown Battle. In: LIFE, October 1944.

deutschen Jägern ebenbürtig und hatten, da sie in sehr großer Zahl eingesetzt wurden, einen erheblichen Anteil an der Ausschaltung bzw. Abwehr der deutschen Jagdwaffe. Sie haben den Bombergruppen ihre Aufgabe wesentlich erleichtert.

Im Mai 1944, also kurz vor Beginn der Invasion am 6. Juni 1944, wurde die Bomberoffensive der Amerikaner zunächst für beendet erklärt. Die Zerstörung der deutschen Flugzeugindustrie war allerdings nicht gelungen, da sie schnell genug ausgelagert werden und ihre Produktion weitgehend in bombensicheren Bergwerken fortgesetzt werden konnte.

Bis Kriegsende bombardierte die 8. Luftflotte dann hauptsächlich und sehr erfolgreich Fabriken, Eisenbahn- und vor allem Ölversorgungsanlagen. Dieses vor allem führte dazu, daß die deutsche Jägerabwehr weitgehend ausfiel, auch schon bei der Invasion im Juni 1944.

Braunschweig mit seinen Fabriken für Kriegsflugzeuge, Flugzeugmotoren und gepanzerte Fahrzeuge stand ab Ende 1943/Anfang 1944 an höherer Stelle der Prioritätenliste. So wurde Braunschweig schon am 11. Januar 1944, dann wieder am 30. Januar und am 10. Februar angegriffen. Am 11. Januar waren die Lutherwerke II bei Bienrode das Ziel von 47 Bombern, die dort drei Montagehallen zerstörten, und an den anderen genannten Tagen wurde zwar die Stadt mehr oder weniger stark getroffen, nicht aber die Rüstungsindustrie.⁸

Ab dem 20. Februar 1944 sollten mit einer gewaltigen Kraftanstrengung durch die 8. Luftflotte innerhalb möglichst kurzer Zeit die deutsche Flugzeugproduktion und die deutschen Jagdfliegerhorste ausgeschaltet werden. Es begann die sogenannte „Big Week“.

Die Hauptziele waren:

1. Leipzig und Umgebung (Me 109, Ju 88, Ju 52),
2. Wiener Neustadt (Messerschmidtwerke),
3. Regensburg (Me 109),
4. Oschersleben, Kassel, Warnemünde, Anklam, Marienburg (FW 190),
5. Posen, Tutow, Gdynia, Sorau, Cottbus, Krzesinki(?),
6. Braunschweig, Gotha, Augsburg, Bernburg, München, Budapest (Ju 88 und 188, Me 110, 210 und 410),
7. Zulieferfabriken in 14 Städten, darunter die Nimo bei Braunschweig-Querum für Flugzeugmotoren.

⁸ s. Grothe: Target Brunswick ... (s.o.).

Murphy schreibt zu der erheblichen Dezentralisation der Produktionsstätten: „*Ein großer Krake. Man mußte alle Teile töten, um ihn letztlich umzubringen.*“⁹

Damit stand also auch Braunschweig und mit ihr die Nimo bei Querum wieder an hoher Stelle der Listen.

Die „Big Week“ mußte jedoch am 26. Februar wegen schlechten Wetters abgebrochen werden. Es wurden aber 23 deutsche Produktionsstätten von Flugzeugen und Flugzeugteilen unterschiedlich beschädigt.

In Braunschweig wurden in dieser Zeit am 20. Februar die beiden Miag-Werke am Wilhelmtor (zwischen Alte Frankfurter Straße und Arndtstraße) und am Petritor (Ernst-Amme-Straße), die Lutherwerke an der Frankfurter Straße und am 21. Februar die Nimo bei Querum-Kralenriede Ziel der Angriffe. Erfolgreich waren sie wegen des schlechten Wetters allerdings nicht. Vielmehr wurden die umliegenden Wohngebiete getroffen.

Zum erstenmal wurden jetzt von den Amerikanern die o.g. neuen Langstreckenjäger als Begleitschutz eingesetzt. Damit kam die deutsche Jägerabwehr in größte Bedrängnis, und die Luftüberlegenheit der Amerikaner nahm ständig zu. Als Folge davon wurde Anfang März der „Jägerstab“ unter dem NS-Reichshauptstellenleiter Otto Sauer eingerichtet. Sauer setzte schließlich gegen den zunächst heftigen Widerstand Hitlers den absoluten Vorrang der Produktion von Jagdflugzeugen vor allen anderen Flugzeugen durch und organisierte den Wiederaufbau der deutschen Flugzeugwerke, vor allem durch Auslagerung in bombensichere Bergwerke.¹⁰

4. Der Angriff am 21. Februar 1944

Die folgende Schilderung des Angriffs der amerikanischen Luftwaffe am 21. Februar 1944 auf die Nimo basiert auf offiziellen militärischen Quellen der beteiligten Bombergruppen der 3. Bomberdivision der 8. US-Luftflotte, den Büchern von Freeman, deutschen

⁹ Murphy: The Unknown Battle. (s.o.).

¹⁰ Bundesarchiv Koblenz (Bestand R 3) und Bundesarchiv – Militärisches Zwischenarchiv Potsdam – (Bestand WF – 02): Stenographische Protokolle der Sitzungen des Jägerstabes. (Mitteilung von Chr. Loop).
s. ferner: Wood/Gunston: Die Luftwaffe. (s.o.).

Quellen und auf persönlichen Berichten, die ich von meinen Briefpartnern in Amerika und England und von Chr. Loop erhalten habe.

Der Wehrmachtsbericht lautete für den Tag kurz: „Montag, 21. Februar 1944. In den Nachmittagsstunden des 21. Februar griffen nordamerikanische Bomberverbände unter starkem Jagdschutz Orte in West- und Mitteleuropa an. Die entstandenen Schäden sind gering. In heftigen Luftkämpfen und durch Flakartillerie wurden 33 feindliche Flugzeuge, darunter 25 viermotorige Bomber abgeschossen.“

Und die Querumer Feuerwehr (F.u.E.-Dienst) berichtete über ihren Einsatz¹¹:

„Am 21.11.44 wurde die Löschgruppe Querum zusammen mit der Freiw. Feuerwehr im Ortsteil Br. Querum an mehreren Schadenstellen zu Rettungs- und Bergungsarbeiten eingesetzt. Auf der Schadenstelle Eichhahnweg No. 9 wurden 3 Tote, Köterei No. 10 wurden Kühe und Pferde geborgen. Anschließend wurde die Gruppe noch zum Aufräumen und Sicherstellen von Sachen eingesetzt. Otto Berking, Zugwachtmeister.“

4.1 Die eingesetzten Flugzeuge

Am 21. Februar 1944 starteten 861 Bomber der 1., 2. und 3. Bomberdivision der 8. USAAF im Rahmen der „Big Week“ zum Angriff auf Norddeutschland.

Zum besseren Verständnis der folgenden Darstellungen soll eine kurze Information über die Zusammensetzung der amerikanischen Kampfverbände vorausgeschickt werden:

Die Grundeinheit war die „Bombardment Group“ (BG, Bombergruppe), bestehend aus etwa 30 Flugzeugen (die Stärke schwankte häufig).

Sie bestand aus drei oder vier „Bombardment Squadrons“ (Staffeln) und ggf. einem oder zwei weiteren „Pfadfinderflugzeugen“ (PFF, Pathfinder Force), die die Ziele notfalls mit Radarortung anfliegen und markieren konnten. Die Pfadfinderflugzeuge waren mit H2X-Boden-Abtast-Radargeräten (Ground Scanning Radar) ausgerüstet, auf deren Bordradarschirmen sich aber nur markante Situationen wie Küsten, Seen, Flü-

se und dergleichen abzeichneten.¹² Die 8. Luftflotte besaß am 21. Februar 1944 nur 10 derartige Flugzeuge, die einer besonderen Bombergruppe (der 482.) angehörten und für den Einsatz anderen Gruppen zugeteilt wurden.

Häufig wurden die Bombergruppen in zwei Gruppen (A und B) geteilt. Zwei bis drei Gruppen oder Teilgruppen bildeten eine „Bombardment Combat Wing“ (CW, Geschwader). Das waren in der Regel die im deutschen Sprachgebrauch „Pulks“ genannten Verbände. Auch sie waren häufig in zwei Geschwaderteile (A und B) geteilt. Ebenfalls zwei bis drei Geschwader bildeten eine „Bombardment Division“ (BD, Bomberdivision).

Die Angriffe am 21. Februar wurden von der 1., 2. und 3. Bomberdivision der 8. Luftflotte durchgeführt. Gestartet waren von der

1. Division: 12 BG mit 336 B – 17G „Flying Fortresses“

2. Division: 8 BG mit 244 B – 24 „Liberators“

3. Division: 9 BG mit 281 B – 17G „Flying Fortresses“

zusammen 29 BG mit 861 Bombern.

Davon kamen jedoch nur 285 der ersten, 214 der zweiten und 263 der dritten Division, also insgesamt 762 Bomber tatsächlich zum Einsatz, 99 mußten meistens wegen mechanischer Fehler vorzeitig, das heißt, bevor sie ihre Ziele erreichten, umkehren.

Die Bomber erhielten erstmals einen Begleitschutz von 679 Langstreckenjägern, davon waren 542 P – 47 „Thunderbolts“, 68 P – 51 „Mustangs“ und 69 P – 38 „Lightnings“, eine ungeheure Zahl für deutsche Verhältnisse.

4.2 Die Angriffsziele

Die Angriffe auf die deutsche Luftfahrtindustrie und die deutschen Fliegerhorste waren, wie gesagt, im Rahmen der „Big Week“ ein wichtiges Anliegen geworden. Die Amerikaner waren zwar dank der hervorragenden Bestückung ihrer „Fliegenden Festungen“ und „Liberators“ mit Bordwaffen und dank ihrer ausgezeichneten Jäger sehr gut zur Verteidigung in der Lage, aber dennoch waren die deutschen Jäger gefürchtet, denn der amerikanische Jagdschutz war nicht immer zur Stelle, wenn er benötigt wurde. Außerdem hatten die Engländer bei ihren Nachtangriffen wesentlich mehr

¹¹ Stadtarchiv Braunschweig: E 37 II: 4.1 und 4.3.

¹² Zum Radargerät s. Martin Middlebrook: Die Nacht, in der die Bomber starben. Frankfurt a.M. 1975. S. 178/179. (Mitteilung von Chr. Loop)



Abb. 6: Der Angriff auf Norddeutschland am 21. Februar 1944.

Aus: Charles J. V. Murphy: The Unknown Battle. In: LIFE, Oktober 1944.

unter den deutschen Nachtjägern zu leiden. Die deutschen Jagdverbände waren zudem vor allem auf kleinen Flugplätzen dezentralisiert, was ihre Bekämpfung schwierig machte.

Ursprünglich sollten am 21. Februar nur Fliegerhorste in Norddeutschland angegriffen werden. Da aber die vorhergegangenen Angriffe auf Braunschweig, insbesondere am Tag zuvor, wegen des schlechten Wetters nur unbefriedigend verlaufen waren, wurde auch die Braunschweiger Flugzeugindustrie mit auf den Angriffsplan gesetzt, und zwar ausschließlich die Nimo bei Querum. Bei diesem Angriff wurden zwar auf dem Waggumer Flughafen 37 Flugzeuge gezählt, doch war er kein Angriffsziel.

4.3 Der Ablauf des Angriffs

Als Angriffsziele der einzelnen Divisionen waren ursprünglich vorgesehen:

1. Division: mit 336 B – 17G die Fliegerhorste Gütersloh, Lippstadt und Werl,

2. Division: mit 244 B – 24 die Fliegerhorste Achmer und Handorf,
3. Division: mit 281 B – 17G die Nimo bei Querum und der Fliegerhorst Diepholz.

Es kam aber alles ganz anders – zum Glück für Querum, das es noch viel härter hätte treffen können.

Schon beim Start oder kurz danach fielen 83 Flugzeuge, d.h. rund 10%, wegen mechanischer oder anderer Mängel aus. Das war nicht ungewöhnlich, und man kalkulierte solche Ausfälle von vornherein ein. Eine Fehlkalkulation betraf aber das Wetter.

Die Planung der „Big Week“ ging von der Annahme aus, daß die Wolkenbedeckung in dieser Woche ab dem 20. Februar besser sein würde. Man rechnete für den 21. Februar über Norddeutschland mit einer Bedeckung von 5/10 bis 7/10, über Braunschweig vielleicht mit etwas mehr.¹³ Jedoch: Die Wetterfrösche hatten sich

¹³ Vor den Einsätzen wurden sog. Wetterbeobachter, meistens

geirrt. Die Wolkenbedeckung betrug 8/10 bis 10/10. Es war also praktisch alles dicht. So mußte weitgehend auf Ausweichziele ausgewichen werden, denn nicht alle Bombergruppen verfügten über Pfadfinderflugzeuge: Die 1. und 2. Division hatte überhaupt keine Pfadfinder, nur der auf Braunschweig und Diepholz angesetzten 3. Division waren wegen des zu erwartenden etwas schlechteren Wetters Pfadfinderflugzeuge beigegeben. Die Bomber der anderen Divisionen waren praktisch blind. Aber auch die Ortung von Zielen durch Pfadfinderflugzeuge mit Radar, und das heißt letztlich die Treffsicherheit, war nicht sehr hoch.

Querum hat es zu spüren bekommen.

Die Verbände mußten daher weitgehend noch während des Anflugs, möglicherweise schon ab Holland, ihre Ziele ändern. Dadurch geriet der Angriffsplan völlig durcheinander:

1. Division: Sie bombardierte mit jetzt 285 Bombern ausschließlich Ausweichziele: die Fliegerhorste Achmer (eigentlich ein Primärziel der 2. Division), Hopsten, Rheine, Diepholz (Primärziel der 3. Division), Quakenbrück und Bramsche und die Verschiebebahnhöfe Coevorden (in Holland) und Lingen.
2. Division: Sie griff mit nun 11 Bombern den vorgesehenen Fliegerhorst Achmer und mit 203 Maschinen als Ausweichziele die Fliegerhorste Diepholz (Primärziel der 3. Division), Voerden¹⁴ und Hesepe und den Verschiebebahnhof Lingen an.

die englischen zweimotorigen Jagdbomber „de Havilland Mosquitos“, der in Oakington stationierten Wetterstaffel der RAF abgesandt.

Die Angaben zum Wetter und zur Anzahl der Pfadfindermaschinen stammen aus dem „Tactical Missions Report vom Hauptquartier der 8 USAAF zum Einsatz Nr. 228; APO 634“, HQ USAF Historical Research Center. Dort heißt es: „Sechs Pfadfindermaschinen der 482. Bombergruppe wurden dem Braunschweig- und zwei dem Diepholz-Verband zugeteilt. Sie sollten den Angriff führen, falls Wolken einen Angriff nach Sicht verhindern sollten...“

Die 482. BG war keine eigenständige Bombergruppe im üblichen Sinn, sondern ein Spezialverband mit technisch hochausgerüsteten Maschinen und besonders geschulten Besatzungen. Die Maschinen wurden den jeweiligen Geschwadern zugeteilt, um den Angriff zu führen, wenn es keine Erdsicht gab.

Lit: Martin Middlebrook: Hamburg Juli '43. Hamburg 1984. (Mitteilungen von Chr. Loop).

¹⁴ Freeman irrte hier: Bei Verden gab es keinen Fliegerhorst (Auskunft von Chr. Loop).

3. Division: Sie flog nun mit 263 B – 17G Braunschweig, Hannover und die Fliegerhorste Diepholz, Ahlhorn und Voerden an, wobei Braunschweig nur von den beiden 45er Geschwadern, d.h. den 96er, 388er und 452er Bombergruppen angegriffen wurde. Das 13. Geschwader mußte seinen Angriff im letzten Augenblick abbrechen, weil bei seinem Pfadfinderflugzeug das Radargerät ausfiel. Es war zwar über Braunschweig, bombardierte aber nicht, sondern schloß sich anderen Bombergruppen an und flog gegen Hannover.

Das dritte zur Division gehörende 4. Geschwader flog die anderen Ziele an.

Dabei ist leider unklar, wieviele Maschinen tatsächlich an dem Angriff auf die Nimo beteiligt waren, vermutlich etwa 80, vielleicht ein paar mehr.

Der Angriff auf die Nimo nahm folgenden Ablauf:

Von den am Angriff beteiligten 96.A- und B-, 452., 388.A- und B-Bombergruppen waren 100 Maschinen in England gestartet. Davon mußten mindestens 9 wegen mechanischer Mängel (eins davon wegen Sauerstoffprobleme für einen Seitenschützen) vorzeitig umkehren. Ein weiterer Bomber wurde kurz vor Peine abgeschossen. Von der 452. Gruppe sonderten sich sehr schnell (schon bei der Formierung über England?) sechs Maschinen ab, die sich anderen Gruppen anschlossen. Kurz vor der holländischen Küste fiel ferner das Pfadfinderflugzeug der 388. Gruppe aus.

Die Flugzeuge starteten zwischen 10.05 und 10.50 Uhr (alle genannten Uhrzeiten sind Mitteleuropäische Zeiten – MEZ –, weichen also von den amerikanischen Berichten, die Greenwichzeiten – WEZ – angeben, um eine Stunde ab).

Auf dem Wege zum Ziel kam man schon an der holländischen Küste und dann wieder bei Braunschweig und Hannover unter Flakfeuer. Es war aber nur mäßig und ungenau. Erst bei Braunschweig wurde es heftiger, hat aber außer größeren Schäden bei zwei und geringeren Schäden bei 16 Flugzeugen der 452. Gruppe nichts bewirkt. Auf dem Rückflug gab es ebenfalls nur geringe Flakabwehr.

Deutsche Jäger griffen allerdings mehrfach an. Doch der amerikanische Jagdschutz war, wie es hieß, „ausge-

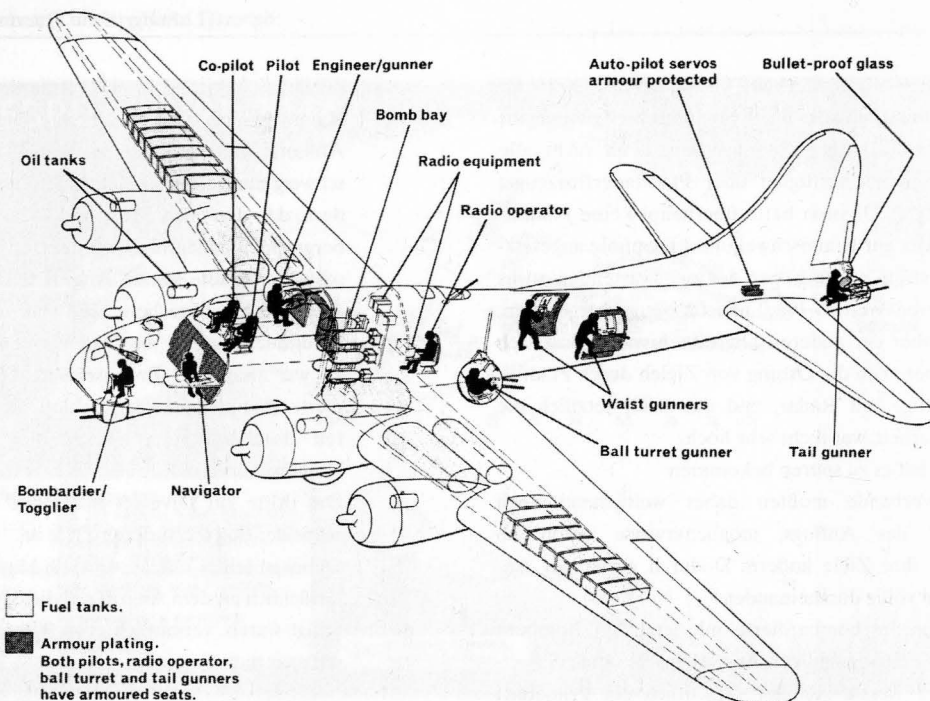


Abb. 7: Besatzung und Ausrüstung einer B - 17G Flying Fortress.

Aus: Roger A. Freeman: Combat Profile: B - 17G Flying Fortress in World War 2.

Abb. 8: Die Besatzung der „Iron Ass“. Stehend, zweiter von links: Robert E. Doherty.

Aus: Roger A. Freeman: Combat Profile: B - 17G Flying Fortress in World War 2.8



zeichnet und ließ sie kaum an die Bomber herankommen.“ Nur kurz vor und im Zielgebiet Braunschweig kamen die deutschen Jäger, etwa 12 bis 15 FW 190, dichter an einige Gruppen heran und die 96.B-Gruppe verlor kurz vor Peine ein Flugzeug: Es erhielt gegen 13.58 Uhr MEZ Treffer in die Tanks und stürzte mit brennendem linken Flügel ab. Einige Besatzungen berichteten auch, daß es explodiert sei. Der Bomber schlug bei Groß Munzel (westlich Hannover) auf. Fünf Besatzungsmitglieder konnten sich mit dem Fallschirm retten, sie kamen in Gefangenschaft. Fünf Mann wurden tot beim Flugplatz Wunstorf geborgen. Die Maschine wurde von Leutnant A. R. Smith geführt. Den Abschluß erzielte wahrscheinlich Major Bär vom Jagdgeschwader 1, der kurz darauf auch noch eine P – 51 „Mustang“ abschoß.¹⁵

Von dem Abschluß der B-17 von Lt. Smith liegt mir ein Bericht eines der Besatzungsmitglieder vor, das sich mit dem Fallschirm retten konnte, des damaligen Bordfunktors und Maschinengewehrschützen Harry W. Angus aus Illinois. Er berichtete:

Der Bomber wurde von vorn und von hinten von Me-109 (also nicht von FW-190?) angegriffen und getroffen. Vorn wurden der Pilot und der Bombenschütze getötet, hinten der Heckenschütze. Von dem Tod der beiden weiteren Besatzungsmitglieder hat Angus erst später erfahren. Das Flugzeug brannte und stürzte steil ab, trotzdem konnte er sich mit dem Fallschirm retten, weiß aber nicht mehr, wie, denn während des Ausstiegs aus der Maschine wurde er bewußtlos. Noch während des Fallschirmfluges kam er wieder zu Bewußtsein und stellte fest, daß er einen Splitter in der linken Schläfe hatte. Bei der Landung auf einem gefrorenen und umgepflügten Acker brach er sich einen Fuß. Dicht neben ihm landete unverletzt der Bordingenieur. Kurz danach wurden beide von deutschen Soldaten (er vermutet von einer Flakbatterie) gefangen genommen. Von den anderen drei Überlebenden berichtete er nichts. Bald nach

der Gefangennahme suchte ihn der deutsche Jagdfliegerpilot auf, der ihn abschoß (also wohl Major Bär). Angus schildert dann ausführlich seine Gefangenschaft, die über all die 15 Monate der Gefangenschaft von härtesten Entbehrungen, zeitweiser Einzelhaft in einem Gefängnis, starkem Hunger, im Winter von Kälte und Krankheiten (Durchfall, Lungenentzündungen, Verlaunung) geprägt war. Er verlor im Laufe der Zeit rund 30 kg Gewicht seines ursprünglich etwa 85 kg betragenden Gewichts. Als die Gefangenen in einem Lager der Luftwaffe über das Internationale Rote Kreuz Pakete aus Amerika bekamen, konnten sie die Deutschen Wachmannschaften bestechen und erhielten von ihnen Material, mit dem sie ein Radio basteln konnten. So waren sie durch die BBC ständig über den Kriegsverlauf informiert.

Die 96.A-, die 452. und die 388. Gruppe erlebten keinen schwereren Angriff und hatten keine Verluste. Der Sergeant Abel Tamez von der 452. Gruppe verletzte sich jedoch, als eine Granathülse seinen Kugelturm traf.

Bei diesen Luftkämpfen wurden nach den Angaben der Bomberbesatzungen drei deutsche Jagdflugzeuge sicher und zwei wahrscheinlich abgeschossen, eins wurde beschädigt.

Die Verbände griffen die Nimo ab 15.06 Uhr MEZ an, und zwar die 96. und 452. Gruppen nach eigenen und die 388. Gruppen nach Pfadfinderangaben des vorausfliegenden 45.A-Geschwaders. Der Angriff erfolgte in mehreren Wellen der einzelnen Bombergruppen und war um 15.37 Uhr beendet. Er dauerte also etwa 30 Minuten, nach dem Empfinden der Querumer etwa 40 Minuten.

Die Bomber hatten je 10 Sprengbomben von 500 lb (= 227 kg, das waren die sogenannten 5-Zentner-Bomben) an Bord. Wieviele Bomben tatsächlich abgeworfen wurden, ist den Berichten nicht eindeutig zu entnehmen. Auf jeden Fall handelte es sich nur um Sprengbomben.

Die beiden 96er Gruppen haben vermutlich aus etwa 6500 m bzw. 6200 m Höhe zusammen etwa 300 Bomben auf den Norden Braunschweigs abgeworfen, die 452. Gruppe 225 Bomben aus etwa 6800 m Höhe (wobei die Maschinen, die sich anderen Gruppen angeschlossen hatten, hier eingerechnet sind), weitere 15 auf dem Rückflug ohne besondere Ziele, und 50 brachten sie wieder nach England zurück. Ein Flugzeug warf 5

¹⁵ Bundesarchiv – Militärarchiv Freiburg. Bestand RL 10: Kriegstagebuch der II. Gruppe des Jagdgeschwaders 1. Danach wurde von Major Bär im Planquadrat GT-GU (westlich Hannover) um 13.58 Uhr eine B – 17 abgeschossen. Für diesen Abschluß kommt nur die B – 17 von 2/Lt. Smith infrage. Kurz darauf schoß Bär noch eine P – 51 ab. (Auskunft von Chr. Loop).

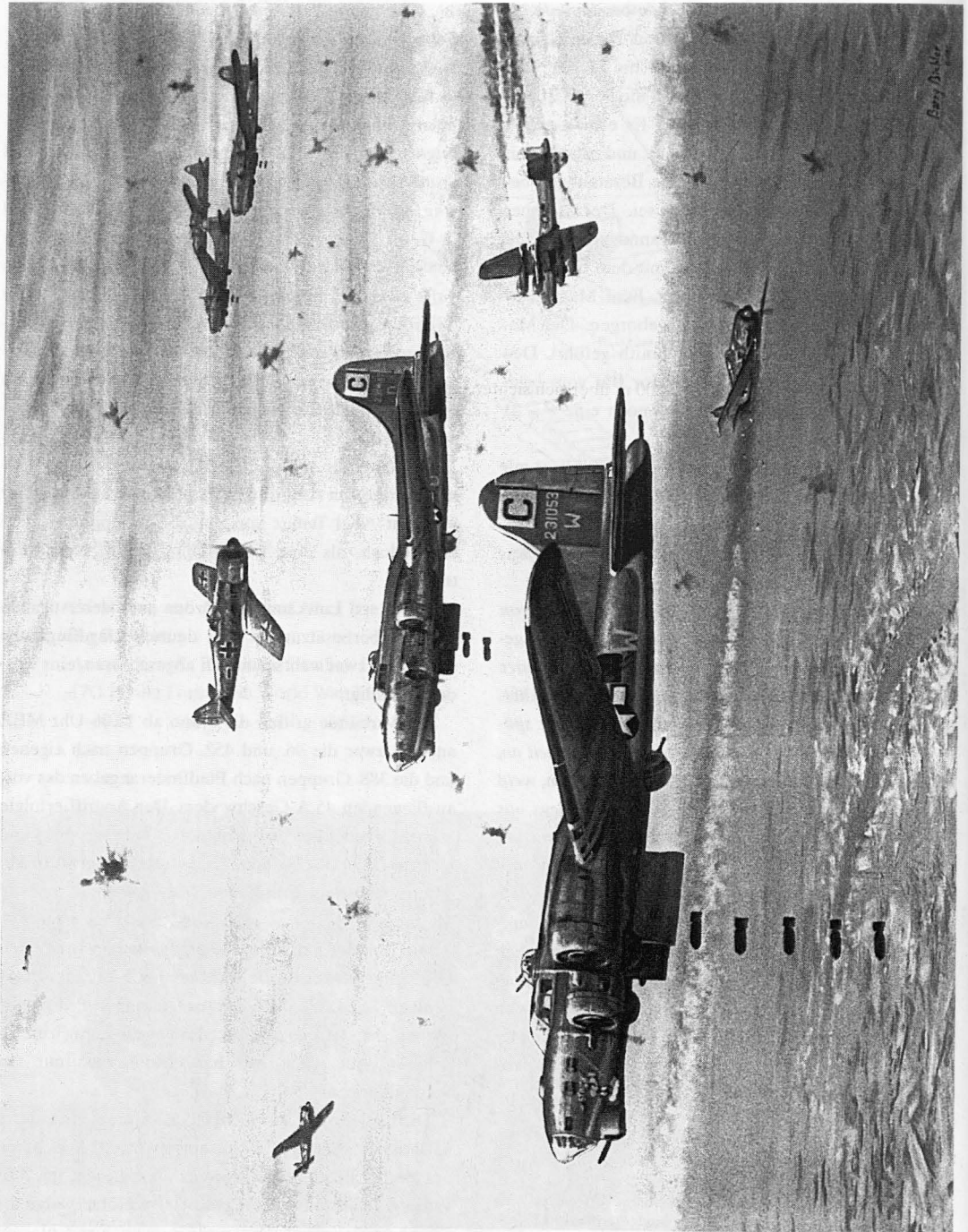


Abb. 9: Anflug der 96. B-Bombergruppe zum Angriff auf die Nimo am 21. Februar 1944. Im Vordergrund die Führungsmaschine (B-17 G) 42-31053, im Hintergrund rechts Absturz der B-17 G von Leutnant Alver R. Smith (42-39814 der 96. B-Gruppe).

Bomben auf Wolfenbüttel, ein anderes eine unbekannte Zahl auf Barnstorf. Die 388er Gruppen warfen ihre vielleicht 300 bis 340 Bomben aus etwa 6500 m Höhe auf Braunschweig ab.

Insgesamt wurden also etwa 800 bis 850 Sprengbomben zu 500 lb auf den Norden Braunschweigs abgeworfen. Diese Zahl stimmt gut mit der Angabe der Querumer Feuerwehr überein, die von etwa 800 Bomben sprach. Die in der Bevölkerung genannten Zahlen von 1000 bis 2000 sind mit Sicherheit überhöht. Nur ein Teil der Bomben traf Querum, die meisten fielen zum Glück in den Wald, die Feldmark und die Schunterwiesen. Schlimm genug war es trotzdem. Die Nimo wurde nur unwesentlich getroffen.

Die Gründe für die Fehlwürfe sind zunächst bei der starken Wolkenbedeckung und dann letztlich bei den allzu ungenauen Pfadfinderangaben zu suchen. Bei den 388er Gruppen kam hinzu, daß die Bombardierung nach den Signalen eines anderen Geschwaders erfolgen mußte.

Die Bombergruppen kehrten zwischen 17.18 und 18.04 Uhr MEZ zu ihren Heimatflughäfen in England zurück. Man war also gut sieben Stunden unterwegs gewesen.

In seinem Buch „Combat Profile: B – 17G Flying Fortress in World War 2“ hat Roger A. Freeman den Angriff auf die Nimo am 21. Februar beschrieben, wie ihn die Besatzung eines Flugzeugs der 96.B-Bombergruppe von der Vorbereitung zum Start bis zur Rückkehr erlebte. Bordfunker dieser Maschine war Robert Doherty, einer meiner Briefpartner. Er war es auch, der mir Auszüge aus dem Buch in Kopie zur Verfügung stellte. Er war mit zwanzig Jahren damals der jüngste an Bord.¹⁶ Dieser Bericht soll hier in stark verkürzter Form wiedergegeben werden, da er eindringlich die Erlebnisse einer amerikanischen Bomberbesatzung schil-

dert. Die ganze Dramatik kann allerdings bei der hier notwendigen Kürzung nicht zum Ausdruck kommen.

Gegen 5 Uhr morgens [alle Zeiten sind wieder MEZ] beginnen die Kontrollen durch einen Technischen Sergeanten, um die Fugfähigkeit der Maschine zu überprüfen. Sie werden mit großer Gründlichkeit zweimal durchgeführt. Gleichzeitig wird schon die Munition für die Maschinengewehre herbeigeschafft, und bald darauf werden auch die Bomben eingeladen, zehn Sprengbomben zu je 500 lb in jede Maschine. Danach kommen die über Nacht gesäuberten Maschinengewehre an Bord. Sie haben ein Kaliber von 12,7 mm (1/2 inch), eine Schußfolge von 850/Minute und eine wirksame Reichweite von etwa 1000 m. Nach dem Auffüllen des Treibstoffs, der Überprüfung der Reifen, des Ölstands und der Sauerstoffversorgung ist das Flugzeug einsatzbereit.

Es ist inzwischen 8.35 Uhr. Die Mannschaft ist gekommen. Nachdem die Männer mit ihren Fallschirmen aus dem Lastwagen geklettert sind, überprüft der Pilot zusammen mit dem Technischen Sergeanten noch einmal das Flugzeug und erkundigt sich auch nach der Überprüfung seiner Mängelliste, die er während des gestrigen Fluges aufgestellt hatte. Es ist alles zu seiner Zufriedenheit behoben. Er bedauert nur, daß man noch immer nicht den Spitznamen seiner Maschine auf das Flugzeug gemalt hatte: Es soll „Iron Ass“ heißen, eine mehrdeutige Bezeichnung, bedeutet doch ass sowohl Esel als auch Arsch, und mit Iron Ass ist im allgemeinen „Eiserne Zähigkeit“ gemeint!

Währenddessen bauen die Bordschützen ihre Maschinengewehre ein.

Einer wird vom Technischen Sergeanten angesprochen: „*Na, ich denke, die Babies werdet ihr heute brauchen, Braunschweig ist ein zähes Pech!*“ „Ja,“ kommt die Antwort, „*die Focke-Wulf haben gestern den B – 24-Bombern hart zugesetzt. Ich habe gehört, sie haben 8 Maschinen [bei dem Angriff auf Braunschweig] verloren. Hoffen wir, daß unsere ‚Kleinen Freunde‘ sie heute vertreiben,*“ setzte er nachdenklich hinzu.

Dann werden die Fallschirme verstaut. Die Besatzungsmitglieder müssen teilweise auf ihnen sitzen, denn im Flugzeug ist es oft zu eng, als daß sie angeschnallt werden könnten. Sie behindern auch beim Schießen. Ganz schlecht ist der Kugelturmschütze dran, der im Ernstfall etwa eine Minute braucht, um seinen Schirm anzulegen, häufig zu wenig Zeit, um zu überleben.

¹⁶ Das Buch ist in Deutschland bisher nicht erhältlich oder einsehbar. Freeman ist ein englischer Militärhistoriker, der sich insbesondere mit den Einsätzen der 8. US-Luftflotte beschäftigt hat. Er ist auch Mitarbeiter der Veteranenzeitschrift „96th Bomb Group Newsletter“ und Gruppen-Historiker („Group Historian“) für diese Gruppe und hat zusammen mit Geoffrey Ward ein weiteres Buch verfaßt: „Snetterton Falcons: The 96th Bomb Group in WW II“ (Snetterton war ein Flughafen in England). Aus diesem Buch übermittelte mir Robert Doherty ebenfalls Auszüge.

Nun ist alles fertig. Die Mannschaft kommt noch einmal für etwa eine halbe Stunde aus dem Flugzeug heraus. Vorgesehen war nur eine viertel Stunde, aber der Start mußte verschoben werden. Man raucht noch eine Zigarette, geht auch noch einmal sich erleichtern. Der Aufschub wird allerdings nur mit Unmut zur Kenntnis genommen. Die Spannung ist zu groß, als daß man gern unterbrochen wird. Die Gespräche sind zwar locker, doch keiner erwähnt den vor ihnen liegenden Einsatz und schon gar nicht das Ziel. Die Spannung wird verborgen, denn jedem ist bewußt, daß der Flug gegen Braunschweig kein „*leichter Spaziergang*“ sein wird. Braunschweig gilt als ein Ziel „*im Herzen des feindlichen Jägerlandes*“.

Die 30 Minuten sind dennoch schnell vergangen. Man steigt ein, das Bodenpersonal wünscht noch einmal „*Viel Glück, macht ihnen die Hölle heiß!*“

Noch einmal werden alle Funktionen an Bord überprüft. Dann tritt eine unheimliche Stille ein. Nur der Wind draußen ist zu hören. Die letzten Sekunden schleichen wie Stunden. Der Pilot betet. Noch 17 Sekunden, dann beginnen die Propeller sich stotternd zu drehen.

Um 9.55 Uhr kommt der Befehl zum Anrollen, und bald starten die Bomber in Minutenabständen.

Noch mehrmals muß man über England kreisen, bis sich alle Flugzeuge an ihren vorgeschriebenen Platz im Verband begeben haben. In 3000 m Höhe werden die Sauerstoffmasken angelegt, obwohl normales Atmen noch möglich wäre. Aber nicht jedem bekommt die dünne Luft, und eine mögliche leichte Lethargie oder Unwohlsein kann tödlich sein. Alle 15 Minuten wird nun die Sauerstoffzufuhr bei allen Besatzungsmitgliedern überprüft.

Die Stunden vergehen, noch immer wird gekreist und sich eingeordnet: 861 Flugzeuge wollen wohl geordnet sein!

Da fällt schon die erste Maschine des Geschwaders aus, zu dem die Iron Ass gehört, und muß umkehren, bevor England überhaupt verlassen wurde. Es ist 12.13 Uhr.

Um 13 Uhr schließlich erreicht man die englische Küste. Nun werden die Maschinengewehre geladen, eine Feuerprobe geschossen und die Bomben abwurfbereit gemacht.

Da muß die zweite Maschine des Geschwaders umkehren. Wieder heißt das, sich neu zu formieren. Und dann folgt noch eine dritte Maschine.

Um 13.31 Uhr wird nördlich von Ijmuiden die holländische Küste gesichtet. Unter den Verbänden nur Wolken! Das Wetter ist schlechter als vorausgesagt. Die Männer ziehen ihre „Flakanzüge“ an, gepanzerte Überwürfe, schwer und unbequem, aber oft lebensrettend. Es gibt keinen Zwang, die Anzüge anzuziehen, und viele warten damit auch, bis der erste Flakbeschuß beginnt.

Die deutsche Abwehr weiß schon seit einer Stunde, daß die Bomber im Anflug sind, und deshalb wird jetzt auch der Himmel sorgfältig nach Jägern abgesucht, obwohl man sie hier an der Küste noch nicht erwartet. Beruhigend wirkt es, als man den Begleitschutz 1500 – 1800 m über sich sieht.

Eine halbe Stunde später erreicht man die deutsche Grenze. Der Pilot unterrichtet seine Leute: „*Wir sind über Deutschland, Jungs.*“ Aber keiner geht darauf ein. Und da setzt auch schon Flakfeuer ein. Die Stimmung wird nervöser. Aber die Abwehr ist unschädlich, zu weit weg.

Um 14.30 Uhr, eine halbe Stunde vor dem „Initial Point“, dem Anlaufpunkt für den Angriff südwestlich Peine, von dem aus die Flugzeuge ohne Richtungsänderung ihr Ziel anfliegen und notfalls nach Zeit ihre Bomben ausklinken, muß man endgültig befürchten, daß man „blind“, das heißt nach Radarangaben der Pfadfinder bombardieren muß. Die Geschwader setzen sich nun hintereinander in Flugposition, um im Abstand von 4 Minuten Braunschweig zu erreichen. Wieder sieht man zur Beruhigung Mustangs.

14.51 Uhr. Der „IP“ ist erreicht. Die Führungsmaschine feuert gelbe Leuchtkugeln, um die letzte Richtungsänderung anzukündigen. Da setzt wieder Flakfeuer ein, aber wieder ist es zu ungenau, um zu treffen.

Plötzlich schreit einer: „*Banditen!*“ Eine Focke-Wulf taucht auf und schießt. Die Iron Ass erzittert, es riecht verbrannt, man verliert an Höhe, vom Heck sieht man Stücke wegfiegen. Der Heckschütze ist aber nicht getroffen. „*Wollt ihr aussteigen?*“ fragt der Pilot. „*Nein, wir werden es wohl schaffen,*“ kommt die Antwort. Tatsächlich bekommt man die Maschine wieder in den Griff.

Die Focke-Wulf wurde aber von der Iron Ass getroffen. Sie qualmt und verschindet in den Wolken.

Eine Staffel deutscher Jäger hatte einen Steigflugangriff geflogen, ist durch den Verband hindurch geflogen und wieder abgetaucht. Eine B – 17 wurde dabei abge-

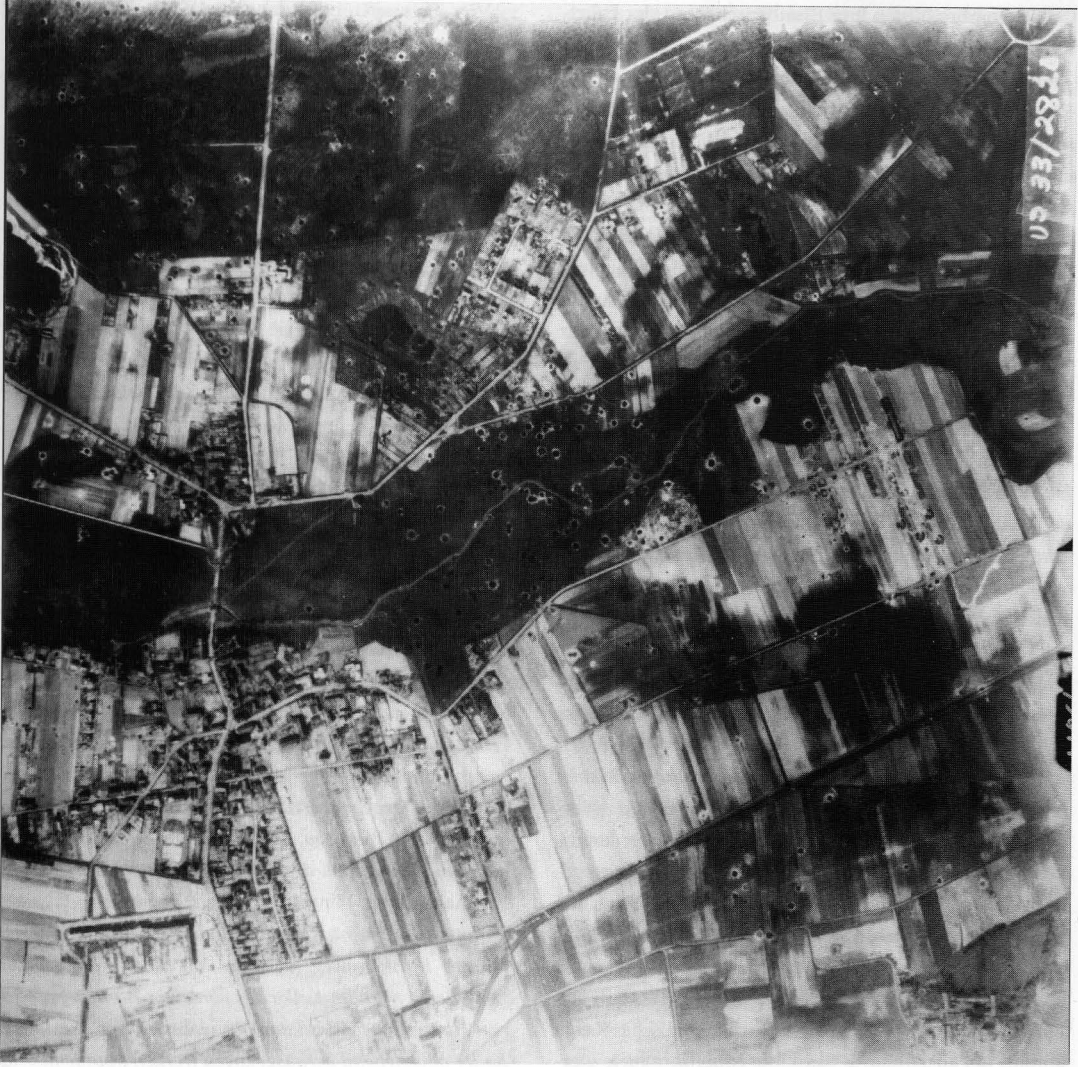


Abb. 10: Luftaufnahme der USAAF vom 11. April 1944 von Braunschweig-Querum mit zahlreichen Bombentrichtern. Die Nimo lag etwa 1,5 – 2 Kilometer westlich (außerhalb des Bildes).

schossen. Das alles dauerte nur wenige Sekunden. Ein typischer Angriff. Und noch einmal kommen die Jäger und fliegen durch die Formation hindurch.

Die Iron Ass schließt sich nun der unteren Staffel an. Man ist guter Hoffnung, daß man durchhält, wenn erst einmal die Bombenlast abgeworfen ist.

Vier Minuten vor dem Ziel werden Metallstreifen abgeworfen, um das Flakradar zu stören. („Lametta“ wurde es von der Bevölkerung genannt – und auch als solches verwendet!).

Die Pfadfinderflugzeuge fahren ihre Radarsender aus. Es ist tatsächlich alles in Wolken.

Die Bomber öffnen ihre Bombenschächte, der Fahrtwind dringt in die Flugzeuge ein.

Um 15.06 Uhr werden die Bomben nach den weißen Rauchmarkierungen der führenden Pfadfindermaschine abgeworfen. Die Iron Ass hebt sich ein paar Fuß, um 2 1/2 tons (2,3 t) Stahl und hochexplosivem Sprengstoff leichter.

Nichts erfahren wir in dem Buch über die Gefühle und Gedanken der Besatzung in diesem Augenblick.

Man dreht nach rechts ab und fliegt zum Sammelpunkt bei Vienenburg, wo die Verbände sich wieder ordnen.

Nun hat man in der Iron Ass nur noch Angst, daß die deutschen Jäger die Behinderung des Flugzeugs bemerken würden. Aber kein Jagdflugzeug zeigt sich. Bei Osnabrück trifft man zwar wieder auf Flakfeuer, es ist aber ebenso wirkungslos wie auf dem Hinflug. Endlich ist Gelegenheit, die Sauerstoffmasken einen Augenblick abzulegen und einen Schluck Kaffee zu trinken.

Plötzlich jedoch fliegt wieder ein Stück vom Leitwerk davon! Da aber nichts weiter geschieht, ist man weiter guten Mutes: Wir werden sie schon nach Hause bringen, meint der Pilot.

Um 16.25 Uhr ist man wieder über der holländischen Küste. Alle sind erleichtert, denn deutsche Jäger werden jetzt kaum mehr erwartet. Auch sind wieder amerikanische Jäger zu sehen. Die Flughöhe kann herabgesetzt und um 16.40 Uhr können die Sauerstoffmasken endgültig abgelegt werden. Man kann zum Kaffee oder zur Schokolade greifen oder auch „pee pee“ gehen, was bis dahin kaum möglich war.

Die Verbände lösen sich auf, die englische Küste kommt um 16.59 Uhr in Sicht, die Munitionsgurte werden von den Maschinengewehren abgenommen, und endlich können der Kugelturmschütze und der Heckschütze ihre unbequemen Plätze verlassen. Alle anderen müssen noch auf ihren Posten bleiben. 15 Minuten später ist der Heimatflughafen Snetterton Heath in Suffolk in Sicht, die Fahrgestelle werden ausgefahren, die Iron Ass setzt auf, sieben Stunden und 9 Minuten nach dem Start. Man stolpert aus den Türen und sieht nun die Bescherung: Der Fahrtwind hat ein 6 Fuß großes Loch in das Leitwerk gerissen. Nun ist man erst einmal hungrig und müde, aber glücklich, den Einsatz ohne entscheidende Beschädigungen und Verluste überstanden zu haben.

Vier Tage später wurden zwei Besatzungsmitglieder der Iron Ass zu einer anderen Einheit versetzt. Ihr Bomber kam von seinem Einsatz nicht zurück.

Acht Tage später wurde auch die Mannschaft der Iron Ass bei einem Flug gegen Berlin über Belgien abgeschossen. Die Mannschaft konnte aber abspringen: Fünf Mann kamen in Gefangenschaft, darunter auch Robert Doherty, fünf Mann erhielten Kontakt mit Widerstandskämpfern, die sie versteckten. Die Iron Ass wurde nach der Reparatur von einer anderen Mannschaft geflogen. Auch sie kehrte wenige Tage später nicht zurück.

Soweit der kurze Auszug aus dem 34 Seiten langen Bericht.

Wie sich die Bombardierung auf Querum auswirkte, darüber berichteten Zeitzeugen folgendes:

„Der Angriff dauerte etwa 40 Minuten und wurde von mehreren Wellen von Flugzeugen durchgeführt. Es wurde ein ‚Bombenteppich‘ gelegt, in dessen Bereich alles umgepflügt und nichts Lebendes mehr bleiben mußte. Gefallen sind nur Sprengbomben und keine Brandbomben, Bombentrichter sind auf dem Gebiet der gesamten Feldmark zwischen 1000 und 2000 gezählt. Die Bomben waren wohl alle des gleichen Kalibers, die Trichter 10 – 15 m im Durchmesser und 3 – 4 m tief. Getötet waren insgesamt 14 Personen, davon zwei in einem Erdbunker auf dem Grundstück des Schneidermeisters Bosse [Ecke Eichhahnweg u. Hinter der Kirche], erdrückt von einer unmittelbar davor gefallenen Bombe, drei im Keller des Hauses Eichhahnweg [9], alles Angehörige der Familie David, und neun im Keller des von einer Bombe getroffenen Hauses Im Fischerkamp 40, während vier aus diesem Keller noch lebend herausgezogen werden konnten.“¹⁷

„Alles Sehnen, Hoffen und Wünschen gipfelt ja jetzt für jeden Menschen in einen Gedanken: Frieden! Wir haben so fürchterliche Wochen hinter uns, und doch danke ich unserm Herrgott so innig, daß er uns alle noch so gnädig behütet hat. Beim letzten Angriff wurden in Kralenriede 10 Familien obdachlos. Viel schlimmer sieht es noch in Querum selbst aus. Auch im Walde ist es schlimm. Noch liegen viele Zeitzünder dort, und man hört die Detonationen. Unsere Schule wurde schnell um-

¹⁷ Propst Ernesti: Kirchenchronik der Evangelischen St. Lukas-Gemeinde in Querum.

*gewandelt. In den Klassen schliefen die Familien, die der Blindgänger wegen ihre Wohnungen räumen mußten. Unten im Keller bzw. der Küche war die Verpflegungsstelle. Hannali und ich haben stundenlang Brote gestrichen und hinterher unsere Kralenrieder von Haus aus versorgt. Viel Leid, viel Kummer gab es mitzuerleben, viel Tapferkeit und mutige Arbeit zu bewundern.*¹⁸

Diesen persönlichen Erlebnissen stehen die nüchternen Berichte der deutschen Luftschutzstellen gegenüber:

Der für den Luftschutz zuständige „Höhere SS- und Polizeiführer im Wehrkreis XI und Befehlshaber der Ordnungspolizei“, Generalmajor Keuck, machte in seinem Luftschutzlagebericht für die Landesregierung am 22. Februar 1944 folgende Angaben¹⁹:

„Am 21.2.1944 erfolgte in den Mittagsstunden der Einflug starker Feindverbände in den Wehrkreis II. Fliegeralarm wurde in der Zeit von 13.28 bis 15.17 Uhr in vielen Orten des Bereichs ausgelöst. Es wurden 635 Sprengbomben, davon 52 Blindgänger abgeworfen. Brandbomben sind nicht zum Abwurf gelangt. Schwerpunkt des Angriffs lag im Luftschutzort Braunschweig und südlichen Vororten des Luftschutzortes Hannover. Die Mehrzahl der Sprengbomben sind in unbebautes Gelände gefallen.

Für den LS-Ort Braunschweig gab Keuck an:
„264 Sprengbomben, davon 26 Blindgänger, wurden abgeworfen,

gefallen:

4 Angehörige der Wehrmacht,

5 Männer, 10 Frauen, 2 Knaben, 1 Mädchen, 1 Ausländer,

verwundet:

3 Männer und 5 Frauen, obdachlos: 180 Personen,

Schäden:

25 Wohngebäude total, 15 schwer, 25 mittelschwer, 91 leicht zerstört, 55 Glasschäden, 1 Kirche, 1 Schule und 1 Reichsbahnanlage leicht beschädigt, 1 Hauptwasserrohr getroffen, Wehrmachtsgebäude: 2 schwer (Fliegertechnische Vorschule Braunschweig-Querum und Garagen der Luftwaffen-Nachrichtenkasernen.“

Aus einem Schnellbrief des Luftgaukommandos VI vom 22. Februar geht noch ergänzend hervor, daß „die US-Luftwaffe bei dem gestrigen Tagesangriff Langzeitzünd-Bomben in vermehrtem Umfange zum Abwurf brachte. Es wurden z.B. an einer Stelle bei einem Abwurf von 12 Sprengbomben 5 Langzeitzünd beobachtet. Die Langzeitzünd sind zum größten Teil kurzfristig, und zwar in 1 – 2 Stunden detoniert. Besondere Vorsicht ist geboten.“²⁰

Über die Probleme, ja, manchmal das Chaos, das bei den in der „Big Week“ einsetzenden sehr harten Schlägen der Amerikaner bei der deutschen Abwehr und dem deutschen Luftschutz vor allem wohl in Braunschweig geherrscht haben muß, gibt folgendes Protokoll vom 4. März 1944 über die Sitzung des Jägerstabs Auskunft, in der Sauer über den Angriff am 21. Februar sagte:

„Wir haben letzte Woche in Braunschweig auch die Erfahrung gemacht, daß der Wald nicht unbedingt am sichersten ist. Man hat dort ganze Belegschaften in einen nahegelegenen Wald geführt, und dann ist ein Bombenteppich infolge der Luftwirkung [wohl Wetterbedingungen?] statt in das Werk, wo überhaupt kein Schaden entstanden ist, in den Wald gegangen, wo wir unerhörte Todesfälle, darunter von Führungskräften aus dem Werk gehabt haben. Hier ist also Vorsicht am Platze.“

Im weiteren Verlauf der Sitzung sprach der für Braunschweig zuständige Werksbeauftragte Kirchbach auch die Haltung der Bevölkerung an:

„Die Alarmgebung in Braunschweig ist direkt eine Katastrophe. Ich bin jetzt 14 Tage dort gewesen. Was man da erlebt, ist katastrophal. Sobald sich am Himmel 5 Jäger zeigen, rennt die ganze Gefolgschaft los und sagt: Jetzt geht das wieder los! Dann haben sie jetzt die Neuerung eingeführt, daß nachts Entwarnung gegeben wird, obwohl vorher überhaupt nichts gewesen ist. Der Kommandeur läßt dann Flakschießen machen, und es wird gesagt: 9 Schüsse werden losgelassen, falls die Sirenen versagen sollten. Jetzt ist die Sirene nicht gegangen. Aus irgendeinem Grund ist ein Funktionsschießen gemacht worden. Die ballern ein paar Schüsse heraus, und schon ist wieder das Theater da. Die Bevölkerung ist durch dieses Durcheinander so eingeschüchtert und verängstigt, daß eine ganz katastrophale Lage entstanden ist

¹⁸ „Braunschweig im Bombenkrieg – 50 Jahre danach – Den Opfern des Krieges gewidmet.“ Herausgegeben vom Friedenszentrum Braunschweig e.V., verantwortlich: Heinz Friedrich und Frieder Schöbel, 1993, Seite 80/81.

¹⁹ Staatsarchiv Bückeburg: L 4 Nr. 12545, Bll. 63 – 71. LS-Lagemeldung Nr. 334.

²⁰ Staatsarchiv Hannover. (Bestand unbekannt – mitgeteilt durch Chr. Loop).

... Wir wissen nicht, wie wir die Leute anfassen sollen. An sich liegen die Verhältnisse bei den Luther-Werken besser als bei der MIAG. Wir haben wenigstens Keller, die abgestützt sind. Ich bin gestern mit Herrn Luther bei Alarm durch die Räume gegangen. Da haben dort drei und dort fünf Mann gesessen. Es ist kein Mensch in diese Keller hineinzukriegen.“

Und ein anderes Stabsmitglied ergänzte:

„Das ist verständlich, nach den Verlusten, die wir in den Kellern gehabt haben.“²¹

4.4 Die Verluste der Amerikaner

Von den am 21. Februar gestarteten 861 Bombern erreichten tatsächlich 762 ihre vorgesehenen oder Ausweichziele. 83 Bomber schieden vorzeitig aus, 16 wurden abgeschossen (nach deutschen Quellen sollen mit Sicherheit zwanzig und dazu fünf wahrscheinlich abgeschossen worden sein²²), sieben Bomber wurden derart stark beschädigt, daß sie nach der Rückkehr nicht mehr wirtschaftlich repariert werden konnten, und 105 waren zwar mehr oder weniger beschädigt, konnten aber wieder instand gesetzt werden.

An Gefallenen hatten die Amerikaner 24 Tote an Bord und 163 galten als vermißt, da sie mit den 16 abgeschossenen Bombern abstürzten. Ein Teil davon hatte sich durch Absprung retten können, Zahlen liegen jedoch nicht vor. 20 Besatzungsmitglieder kehrten verwundet heim.

Von den 69 eingesetzten P – 38 „Lightnings“ wurde eine unreparabel beschädigt und von den 542 P – 47 „Thunderbolts“ und den 68 P – 51 „Mustangs“ gingen 5 durch Abschuß verloren und 2 waren unreparabel beschädigt. Entsprechend galten fünf Besatzungsmitglieder als vermißt. Nach deutschen Quellen wurden 7 Jäger sicher und 2 wahrscheinlich abgeschossen.²³

Die Verluste waren also insgesamt und besonders bei den Jagdflugzeugen gering.

4.5 Die Verluste der Deutschen

Über die Verluste an deutschen Jägern sind die Angaben der Amerikaner und der Deutschen außerordentlich verschieden. Die amerikanischen Quellen besagen, daß 111 deutsche Jäger sicher vernichtet, d.h. abgeschossen oder am Boden zerstört, dazu 12 wahrscheinlich vernichtet und 43 beschädigt worden seien. Die deutschen Quellen berichten dagegen nur von etwa 30 Abschüssen und 16 unter 60% beschädigten Jagdflugzeugen, dazu von 21 am Boden zerstörten Maschinen.²⁴

5. Der Angriff am 8. Mai 1944

Mit der am 26. Februar 1944 abgebrochenen „Big Week“ waren die Angriffe auf die deutsche Rüstungsindustrie und die Fliegerhorste keineswegs abgeschlossen. Die Ziele der strategischen Angriffe waren noch längst nicht erreicht. Die amerikanischen und englischen Bombardierungen wurden daher ununterbrochen fortgesetzt.

In der Braunschweiger Tageszeitung teilte das „Gau-presseamt der NSDAP“ am 9. Mai 1944 in üblicher Propagandamanier mit:

„Im Verlauf der Einflüge feindlicher Terrorflieger in den Vormittagsstunden des 8. Mai wurden erneut durch die amerikanischen Luftgangster Bomben auf das Stadtgebiet von Braunschweig und im Landgebiet Braunschweig abgeworfen. Es entstanden Schäden vor allem in Wohnhäusern unserer Zivilbevölkerung. Dem Terror des Feindes sind nach den bisherigen Feststellungen bislang 8 Volksgenossen zum Opfer gefallen; hinzu kommen zahlreiche Verletzte. Durch den Bombenabwurf wurden darüber hinaus weitere Volksgenossen obdachlos. Das Hilfs- und Betreuungswerk für die betroffene

²¹ Bundesarchiv Koblenz (Bestand R 3) und im Bundesarchiv – Militärisches Zwischenarchiv Potsdam – (Bestand WF – 02); Stenographische Protokolle der Sitzungen des Jägerstabes. (Mitteilung von Chr. Loop).

s. ferner: Wood/Gunston: Die Luftwaffe.
²² B. Schmidt: Der Einsatz der deutschen Luftwaffe gegen die Alliierten im Westen 1943 – 1945. Unveröffentlicht. (Ausdruck erhalten von Chr. Loop).

²³ s. Anm. 22

²⁴ Die Zahlen wurden mir von Chr. Loop aus folgenden Quellen genannt:

- 1. Jochen Prien und Peter Rodeike: Jagdgeschwader 1 und 11. Eutin 1994. [Das JG 1 war für Norddeutschland zuständig.
- 2. Einsatzberichte der fliegenden Verbände vom 1.8.1943 – November 1944.
- 3. German Air Force Losses in the West January – April 1944. (Englische Übersetzung von Unterlagen der Luftflotte Reich).

Bevölkerung setzte auch diesmal wieder unter Führung der Partei unverzüglich ein.“

Und im Wehrmachtsbericht hieß es:

„Nordamerikanische Bomber richteten am gestrigen Tage erneut Terrorangriffe gegen das Reichsgebiet. Sie warfen auf die Reichshauptstadt und im Raum von Braunschweig Spreng- und Brandbomben, die Gebäudeschäden und Verluste unter der Bevölkerung zur Folge hatten. Luftverteidigungskräfte vernichteten bei diesen Angriffen 86 nordamerikanische Flugzeuge, darunter 68 viermotorige Bomber.“

5.1 Die eingesetzten Flugzeuge und die Angriffsziele

Die Angriffe am 8. Mai wurden wieder von der 1., 2. und 3. Bomberdivision geflogen. Es starteten 500 B – 17G der 1. und 3. Division gegen Berlin und 307 B – 24 der 2. Division gegen Braunschweig.

Aber wie stets fielen schon in der Startphase viele Flugzeuge aus: Statt der genannten 500 B – 17G kamen nur 453 und statt der 307 B – 24 nur 289 zum tatsächlichen Einsatz, und von diesen erreichten auch nicht alle ihre Ziele, wie wir noch sehen werden.

Mir liegen nähere Angaben leider nur von den 96er Bombergruppen vor. Diese Gruppen sollten eigentlich nicht Braunschweig, sondern Berlin angreifen, schlossen sich aber der zweiten Division an.

Die beiden 96er Gruppen gehörten wieder zum 45.A- und 45.B-Geschwader der 3. Division, zu der ferner auch wieder das 13. Geschwader gehörte.

Die 96er Bombergruppen waren mit zusammen 30 Maschinen gestartet. Drei Flugzeuge mußten wegen mechanischer Mängel und das Pfadfinderflugzeug, das das Geschwader führen sollte, wegen Sauerstoffmangels vorzeitig umkehren.

Die drei Divisionen wurden von 729 Jägern begleitet, davon waren 295 P – 47 „Thunderbolts“, 282 P – 51 „Mustangs“ und 152 P – 38 „Lightnings“.

5.2 Der Ablauf der Angriffe

Weder der Hin- noch der Rückflug wurden durch die Flakabwehr nennenswert gestört. Einige Besatzungen berichteten von drei hoch über der Formation explodierten Raketen im Gebiet des Dümmer.

Umsomehr setzten die deutschen Jäger den Verbänden zu. Sie brachten die Einsätze zumindest der 96er

Bombergruppen völlig durcheinander und fügten ihnen hohe Verluste zu.

Die Braunschweiger Landeszeitung und die Braunschweiger Tageszeitung berichteten am Mittwoch, dem 10. Mai, folgendes (hier ein Ausschnitt aus dem Bericht der BLZ, der Bericht der BTZ enthielt im wesentlichen die gleichen Informationen):

„Bei ihrem Montag-Angriff [am 8. 5.] glaubten die USA-Flieger sich wieder das schlechte Wetter zum Verbündeten machen zu können und hofften auch diesmal, infolge des schlechten Wetters mit geringen Verlusten davonzukommen. Diese Hoffnung erwies sich als eine peinliche Fehlrechnung. Trotz der teilweise starken Behinderung durch Schlechtwettergebiete konnte die deutsche Luftverteidigung bei diesem Angriff der Nordamerikaner wieder einen beachtlichen Abwehrerfolg verzeichnen. Bereits beim Einflug in das Reichsgebiet nahmen starke deutsche Jagdstreitkräfte die Bekämpfung der amerikanischen Bomberformationen auf, die wie immer von zahlreichen Fernjagdverbänden umgeben waren. Besonders im Raum westlich der Elbe entwickelten sich ausgedehnte Luftschlachten. Während einige amerikanische Bomberverbände hier zu Angriffen auf mitteldeutsche Orte abzweigten (die BTZ schreibt: „Die konzentrierten Angriffe unserer Jäger zwangen den Gegner bereits in Mitteldeutschland dazu, einige ihrer angeschlagenen Bomberpuls zu Angriffen gegen mitteldeutsche Orte abzuweichen“), drangen die anderen Teilkkräfte des Feindes wiederum zur Reichshauptstadt vor. Sie waren bis über das Zielgebiet, über dem eine dicht geschlossene Wolkendecke lag, weiteren laufenden Angriffen der deutschen Jagdflieger ausgesetzt. Wie am Tage vorher wurden die Bomben ohne jede Erdsicht ausgelöst. Auch der Rückflug der angeschlagenen Feindverbände stand im Zeichen heftiger Luftgefechte. Einige schwer angeschossene Bomber, die aus ihren Formationen ausscheren mußten, versuchten, sich mit Nordkurs auf See oder auf norwegisches Gebiet zu retten. Aber nur wenigen Maschinen gelang dieser Versuch. Eine von ihnen stürzte an der schwedischen Südküste ins Wasser und sank, während eine andere in Südschweden notlanden mußte. Insgesamt mußten die Nordamerikaner den erneuten Versuch, unter Ausnutzung einer geschlossenen Wolkendecke die Wohngebiete von Berlin zu zerstören, mit dem Verlust von 86 Flugzeugen, von denen 68 viermotorige Bomber sind, bezahlen.“

Die Braunschweiger Tageszeitung zitierte am 10. Mai 1944 die United Press:

„Bei dem amerikanischen Luftangriff am Montag ist es zu Luftkämpfen von bisher noch nie dagewesener Wildheit und Verbissenheit gekommen. Die Piloten unserer Formationen, die Braunschweig bombardiert hatten und infolge des kürzeren An- und Abfluges früher zurückkehrten als die gegen Berlin eingesetzten Maschinen, berichteten, daß über hundert Messerschmitt 109 und Focke-Wulf 190 durch die Wolkendecke brachen und sich auf die amerikanischen Formationen stürzten, kurz bevor diese ihr Ziel erreichten. Ein halbe Stunde lang griffen die deutschen Jäger die Bomberformationen immer wieder an, obwohl die Liberators eine dichte Feuersperre schossen. Andere Piloten, die von Berlin zurückkehrten, berichteten, daß auch die Kämpfe über Berlin sehr heftig gewesen seien. Die Temperatur sei auf 45 Grad unter Null gefallen, als die Bomber die mehr als 6500 Meter hohe Wolkenschicht durchbrachen. Es entwickelten sich dabei derart dichte Kondensstreifen, daß die nachfolgenden Bomber zum Instrumentenflug übergehen mußten. Zum zweiten Male mußte Berlin infolge der Wetterlage mit Hilfe von Spezialinstrumenten bombardiert werden. Als Folge davon konnten die Ergebnisse der Bombenabwürfe nicht festgestellt werden.“

Soweit die deutschen amtlichen Verlautbarungen. Sie deckten sich im wesentlichen mit den amerikanischen Berichten der 96er Gruppen:

Ein Pfadfinderflugzeug mußte noch über dem Kanal vorzeitig umkehren. Die Führung übernahm das stellvertretende Pfadfinderflugzeug unter Leutnant White.

Im Gebiet des Dämmers wurden die 45er Geschwader durch ein Geschwader von B – 24 „Liberators“ gestört und leicht nach Norden abgedrängt. Die B – 24 zogen sich dann in einiger Entfernung und parallel zu den 45er-Verbänden zurück.

Als sich die 45er Geschwader etwa bei Hoya gerade wieder formiert hatten, fielen plötzlich 14 Fallschirmbomben aus einer Höhe von etwa 7600 m auf die amerikanischen Flugzeuge. Solche Bomben hatten die Form eines Zylinders und waren etwa 30 cm lang. Eine dieser Fallschirmbomben traf den Flügel einer B – 17G. Sie fing Feuer und stürzte ab.

Kurz darauf, um 10.55 Uhr MEZ, griffen 30 bis 40 deutsche Jäger, etwa 6 bis 8 Me 109 und im übrigen FW 190, aus nordöstlicher Richtung an. Sie flogen in einer

rechteckigen Blockformation zunächst vorbei, kamen dann von oben aus der Sonne und griffen die Spitze und die 96er Gruppen an.

Bei diesem ersten Jägerangriff wurden das nach dem Ausfall über dem Kanal inzwischen führende Pfadfinderflugzeug unter Leutnant White, die Führungsmaschine der tieffliegenden 96.B-Gruppe und einige andere Flugzeuge der beiden 96.er Gruppen abgeschossen. Die deutsche Blockformation bestand aus Wellen oder Gruppen von drei oder sechs Jägern. Sie flogen auf das 45.A-Geschwader zu, durch die Verbände hindurch und dann zurück in die 45.B-Formation. Sie machten dann eine Rechtskurve, kamen zurück und griffen noch einmal in genau der gleichen Art an. Der Angriff endete um 11.00 Uhr.

Die 96er Gruppen formierten sich wieder, nun unter der Führung der nächst zuständigen Stellvertretermaschine in der 96.A-Gruppe unter Leutnant Sterler, der aber schon verwundet war und deshalb keine Zielangaben machen konnte. Daher übernahm jetzt der Führer der 96.B-Gruppe die Führung. Da nun kein Pfadfinderflugzeug mehr zur Verfügung stand, mußten die Bomben nach Rauchzeichen der Pfadfindermaschine der 2. Division abgeworfen werden, deren Pfadfindermaschine allerdings bei dem kurz danach erfolgenden zweiten Angriff der deutschen Jäger ebenfalls noch abgeschossen wurde. Die Berichterstatter konnten daher später die Abwurfpositionen nicht benennen. Die 96er Gruppen hatten sich also den B – 24 angeschlossen und griffen nun ebenfalls Braunschweig an.

Die 452. Bombergruppe in der 3. Division hatte die Formation verlassen. Sie flog weiter gegen Berlin.

Um 11.25 Uhr griffen wieder deutsche Jäger an, und wieder trafen sie die Führungsmaschine der beiden Gruppen und verschiedene andere Flugzeuge, darunter, wie schon erwähnt, die Führungsmaschine der 2. Division. Die Jäger trennten die beiden 96er Gruppen und wiederholten die Taktik des ersten Angriffs. In diesem Augenblick, um 11.30 Uhr, kamen amerikanische Jäger dazu, und die deutschen verschwanden.

Eines der abgestürzten Flugzeuge war von einer FW 190 gerammt worden, die offensichtlich völlig außer Kontrolle geraten war.

Jeder der Angriffe erfolgte durchgehend über etwa 15 – 20 km. Die meisten der FW 190 waren silbern oder weiß mit schwarzen Rümpfen und Flügeln, die Me 109 hatten gelbe und blaue Nasen.

Der amerikanische Berichterstatter schrieb:

„Der Widerstand der Feindflugzeuge war heute besonders hart. Die Piloten dieser Flugzeuge feuerten erst, als sie ziemlich dicht in Reichweite waren und führten ihre Angriffe bis zu einem gefährlich dichten Abstand fort. Die Angriffe beweisen, daß die Feindpiloten ausnahmslos erstklassig waren.“

Zumindest die 96.B-Gruppe, die ja von der 96.A abgetrennt worden war, wurde völlig zerstreut. Da sie führungslos war, schlossen sich die Flugzeuge anderen Formationen an oder warfen ihre Bomben verstreut im Lande ab.

Letztlich haben von der 1. und 3. Division 386 Maschinen Berlin, 42 Braunschweig, 8 Magdeburg und 17 Brandenburg und von der 2. Division 288 Braunschweig und eine sonstige Ausweichziele angegriffen.

Insgesamt wurden 896 tons = 813 t Spreng- und Brandbomben auf Braunschweig abgeworfen. Die amerikanischen Berichte geben folgende Zahlen an: Es wurden von acht Flugzeugen der A-Gruppe 74 x 500 lb Sprengbomben und von fünf Flugzeugen der B-Gruppe, die sich der A-Gruppe angeschlossen hatten, 204 Brandbombenbündel abgeworfen [„Dieses war ungefähr in der Nähe von Braunschweig“]. Ergebnisse konnten nicht beobachtet werden. Weitere Bomben wurden von einem Flugzeug bei Kornau (etwa 10 km nordöstlich von Diepholz), von einem bei Heiligenrode (südlich von Bremen), von einem dritten bei Neinberg (?) und weitere bei Celle abgeworfen, ohne daß Ergebnisse beobachtet wurden.

Braunschweig und auch Querum wurden etwa um 12.15 Uhr MEZ schwer getroffen, doch die Industriebetriebe hatten wieder nur geringe Schäden zu verzeichnen. In Querum gab es fünf Tote.

Eine Zeitzeugin berichtete:

„In der Waldrandsiedlung sieht es toll aus. Fast jedes Haus ist kaputt.“²⁵

Die Querumer Feuerwehren („Freiwillige Löschgruppe Querum“ – F.L. – und die „Löschgruppe Querum des Feuer- und Entgiftungsdienstes“ (F.u.E.-Dienst) waren am 8. Mai in Querum nur in der Truppführerschule des Reichsarbeitsdienstes (RAD) am Peterskamp (heute die Sozialstation der Arbeiterwohlfahrt) tätig. Offensichtlich brannte es an den anderen

Schadenstellen in Querum nicht, so daß ein Einsatz dort trotz der Zerstörungen nicht infrage kam. Vorher war der F.u.E.-Dienst im Süden der Stadt Braunschweig, im Gaswerk Taubenstraße und in den Flugmotorenwerken (Flumo) bei Kralenriede tätig. Die Berichte lauteten:²⁶

„Beim Eintreffen auf der Brandstelle brannten das Kasino, Geräte- u. Essraum [des RAD-Lagers]. Die Freiw. Löschgr. Querum hatte ich sofort bei Erkennen des Brandes nach dort entsandt. Bei unserm Eintreffen waren Freiw. L. Querum, 1 Wehrmachts-Gruppe, 1 R.A.D.-Gruppe, 1 Freiw. Hondelage anwesend. Auf Befehl von Ltn. Prescher rückte unsere L.-Gruppe zu den brennenden Ölleitungen in ... [unleserlich] des Flugplatzes Waggum. Beim Eintreffen auf dieser Brandstelle waren 5 Wehrm.-Gruppen in der Entwicklung. Ltn. Prescher ordnete unsere Rückkehr zur Unterkunft an. Durch die L.S. Leitung bekamen wir Einsatz nach Büsing N.A.G. [Salzdahlumer Straße]. Auf Befehl von Herrn Major Dr. Dürmann rückten wir wieder nach Querum mit eigenem Einsatzbefehl. Wir fuhren wieder zur Brandstelle R.A.D. Beim Eintreffen waren die anwesenden L. Gruppen in Wassernot. Wir legten an den Hydranten Peterskamp 1 an, löschten die heruntergebrannten Baracken mit ... [Fehlstelle] und 2 C Rohren ab und füllten das dortige Wasserbecken. O. Berking Zgw. 1.L.S.... [unleserlich].“

Die F.u.E.-Gruppe war in Querum von 13.00 bis 16.00 Uhr im Einsatz.

„Brandstelle: Truppführerschule (RAD) Forst Querum.

Umfang des Brandes: Beim Eintreffen der Gruppe [Freiwillige Löschgruppe] brannten zwei Baracken, und der Aufenthaltsraum mit anschließender Küche. Das Feuer wurde an letztgenannten Objekt auf seinen Herd beschränkt. Die Küche wurde erhalten. Das Übergreifen des Feuers auf eine Nachbarbaracke wurde verhindert. Willi Eggeling, Meister der Feuerwehr.“

Die F.L.-Querum war von 10.05 bis 15.05 Uhr im Einsatz.

5.3 Die Verluste der Amerikaner

Die Gesamtverluste der Amerikaner an diesem Tage waren normal. Sie betrugen insgesamt:

²⁵ „Braunschweig im Bombenkrieg ...“, Seite 80.

²⁶ Stadtarchiv Braunschweig: E 37 II: 4.1 und 4.3.

1. Division: 7, 2. Division: 11, 3. Division: 18 Bomber, zusammen also 36 von 742 (5%). Dazu kamen an nicht mehr wirtschaftlich reparablen Flugzeugen 1 B – 17G und 7 B – 24 und an sonst beschädigten Flugzeugen 169 B – 17G und 28 B – 24. Eine B – 24 ging noch durch die Explosion einer Splitterbombe an Bord auf dem Flugplatz von Woodbridge verloren.

Die 92. Gruppe und 1 Flugzeug der 306. Gruppe (beide zur 1. Division gehörig) flogen nach Schweden.

373 Besatzungsmitglieder waren vermißt und 8 Gefallene und 15 Verwundete befanden sich noch an Bord.

Die 96. Bombergruppe erlitt ihre zweithöchsten Verluste in ihren zwei Kampffahren auf dem europäischen Kriegsschauplatz und die zweithöchsten in der 8. Luftflotte, nämlich zehn Flugzeuge von 26.

Über die Schicksale dieser zehn Maschinen liegen detaillierte Berichte vor. Sie sollen hier auszugsweise wiedergegeben werden:

Das Pfadfinderflugzeug 631 unter Lt. John White (96.A) wurde zuletzt mit brennendem Motor gesehen, wie es nach dem ersten Angriff hinabtrudelte. Das Fenster des Co-Piloten war zerschossen, und ein Mann hing aus dem Fenster. 2 Fallschirme des Flugzeugs wurden beobachtet. Drei Besatzungsmitglieder waren gefallen, sieben kamen in Gefangenschaft.

Das Flugzeug 525 (96.A) fiel nach dem ersten Jägerangriff zurück und stürzte bei Holtorf bei Nienburg ab. Es wurden zwar zehn Fallschirme aus diesem Flugzeug gesehen, doch waren acht Besatzungsmitglieder tot und zwei kamen in Gefangenschaft.

Flugzeug 451 unter Lt. Sterler, das nach dem ersten Angriff die Führung der 96. Bombergruppe übernommen hatte, hatte den rechten Flügel in Flammen und stürzte nach dem zweiten Angriff bei Sehlede außer Kontrolle ab. Fallschirme wurden nicht gesehen. Acht Männer starben, zwei kamen in Gefangenschaft.

Flugzeug 998, das unter Capt. Shoesmith die 96.B-Gruppe führte, drehte nach dem ersten Angriff bei Resthausen bei Cloppenburg mit brennendem 4. Motor nach links ab. Es wurden nur fünf Fallschirme gesehen, doch überlebten alle zehn Besatzungsmitglieder.

Flugzeug 62 (96.B-Gruppe) ging bei Ostenholz südlich Fallingbostal mit halb abgeschossenem Heck und Stabilisator langsam unter Kontrolle nieder. Man sah nur fünf Fallschirme aus der Rumpftür fallen, doch war

nur ein Besatzungsmitglied gefallen, und neun kamen in Gefangenschaft.

Flugzeug 403 (96.B) stürzte bei Hiddestorf westlich Verden nach dem ersten Angriff mit abgesprengtem Heck und brennendem 1. Motor steil ab, wobei sich der rechte Flügel löste. 3 Fallschirme wurden gesehen, bevor es in den Wolken verschwand.

Flugzeug 482 (96.B) stürzte westlich Wolfenbüttel nach dem ersten Angriff mit zwei brennenden Motoren und dem linken Flügel in Flammen senkrecht ab. 5 Fallschirme wurden beobachtet. Drei Mann waren gefallen, sieben kamen in Gefangenschaft.

Flugzeug 190 stürzte bei Lindhorst (nordöstlich Stadthagen) ab und hatte neun Tote und einen Gefangenen zu beklagen.

Flugzeug 782 kollidierte bei Daverden (nordwestlich Verden) mit einer FW 190, die offensichtlich völlig außer Kontrolle geraten war. Beide Flugzeuge fingen Feuer und stürzten ab. Es gab drei Gefallene und sieben Gefangene. Der Pilot der FW 190 war vermutlich Lt. Leopold Münster, der Staffelführer der V. Gruppe des Jagdgeschwaders 3.

Flugzeug 444 wurde bei Rethem südöstlich Verden abgeschossen, alle zehn Besatzungsmitglieder kamen in Gefangenschaft.

Ein Flugzeug wurde von einer Fallschirmbombe getroffen und stürzte ab.

Ferner wurde Flugzeug 133 (96.A) unter Lt. Musser mit dem Bombenschützen Lt. Flanyak und dem Turmschützen T-Sergeant Sweatt trotz beschädigter Propellerkontrolle, großer Löcher im Rumpf und Zerstörung des linken Stabilisators sicher zur Basis zurückgebracht. Der linke Rumpfschütze wurde jedoch getötet, und die anderen sechs Besatzungsmitglieder wurden abgeworfen. Es wurden auch noch 2 Besatzungsmitglieder einer B – 24 über Bord geworfen. Dieses geschah jeweils dann, wenn das Überleben von Verwundeten an Bord nicht gewährleistet werden konnte.

Der Pilot Lt. Palmund und der Turmschütze des Flugzeugs 153 wurden durch eine 20 mm-Granate im Gesicht verwundet.

Bei den Jägern dagegen waren die Verluste gering: Von den 729 eingesetzten Maschinen wurden 13 abgeschossen, 2 waren unreparabel und 4 mehr oder weniger beschädigt. 13 Besatzungsmitglieder waren vermißt, also gefallen oder in Gefangenschaft geraten, und ein Mann kehrte verwundet zurück.

5.4 Die Verluste der Deutschen

Die amerikanischen Quellen berichten, daß ihre Jäger 55 Abschüsse, 4 wahrscheinliche Abschüsse und 20 Beschädigungen, und daß die amerikanischen Bomber dazu 76 Abschüsse, 16 vermutliche Abschüsse und 36 Beschädigungen von deutschen Jagdflugzeugen geltend gemacht hätten. Angaben aus deutschen Quellen liegen mir leider nicht vor.

6. Schlußbetrachtung

Viele Militärs, Historiker, Politiker, spätere Kommentatoren und nicht zuletzt die betroffenen Menschen, auch in den USA und Großbritannien, haben an dem strategischen Konzept der offensiven Bombardements Kritik geübt, weil die deutsche Produktion an Panzern, Flugzeugen und anderen Waffen kaum beeinträchtigt, der Krieg nicht verkürzt worden, wohl aber erhebliches Leid über die Bevölkerung gekommen war.²⁷ Die deutsche Propaganda bezeichnete die Luftkriegsführung und die ungezielten Bombenabwürfe als „Terrorangriffe“, und auch die Bevölkerung empfand sie weitgehend so. Die Folge war nicht selten Lynchjustiz an abgesprungenen und überlebenden Besatzungsmitgliedern.

So zitierten zum Beispiel die Braunschweiger Tageszeitung, das amtliche Organ der NSDAP, und die Braunschweiger Landeszeitung am 11. Mai 1944 die englischen Militärkommentatoren Cyrill Falls und Liddell Hart. Sie hätten festgestellt, daß die Verluste der britischen Nachtbomber *„eine sehr gefährliche Höhe erreicht hätten, und daß es offensichtlich geworden sei, daß man sich Ausfälle dieses Umfangs nicht länger leisten kann.“* Man habe geglaubt, die Nachtbombardements allein könnten den Endsieg sicherstellen. Inzwischen habe sich das als eine Unmöglichkeit herausgestellt.

Das Experiment der strategischen Bombenangriffe habe immer wieder erkennen lassen, daß man wesentlich stärkere Kräfte einsetzen müsse, um eine Entscheidung zu erzielen. Denn trotz aller Anstrengungen in der Luft sei der Feind bisher weder zusammengebrochen noch sei seine Widerstandskraft gelähmt worden.

Abgesehen davon, daß hier in erster Linie die englischen Flächenbombardements in der Nacht angesprochen wurden, wurde natürlich kein Wort zu den deutschen Luftangriffen auf europäische Städte oder gar darüber gesagt, wer den Krieg vom Zaun gebrochen hatte. Es soll hier aber auch nichts aufgerechnet werden, denn Leid kann man nicht aufrechnen. Wohl aber muß der Schuld an der Anzettelung des Krieges gedacht werden.

Freeman geht in seinem Buch *„The Mighty Eighth War Diary“* auf die Kritik am Mißlingen der strategischen Luftkriegsführung ein und hält ihr entgegen, daß die 8. Luftflotte nie ihre Sollstärke erhalten hatte, darüber hinaus Teile davon nach Afrika und Italien abgezogen worden waren, und daß sie ihr Konzept der offensiven Bombardements auf Schlüsselindustrien allzu häufig zugunsten taktischer oder defensiver Aufgaben zurückstellen mußte. Trotzdem habe aber die 8. Flotte entscheidend zum Sieg in Europa beigetragen. Er sieht neben dem oft behaupteten Versagen des Bombereinsatzes vor allem einen weiteren Grund, der zu der negativen Beurteilung der Bombardements führte: die emotionale Thematisierung des Gemetzels an der feindlichen Zivilbevölkerung (*„The emotive issue of the slaughter of enemy civilians“*). Er weist aber auch zu Recht darauf hin, daß die Opfer unter der Zivilbevölkerung eine unvermeidbare Folge der Einbeziehung einer ganzen Nation in die moderne Kriegsführung war. Man denke an die Rede von Göbbels mit dem berühmt-berüchtigten Satz: „Wollt ihr den totalen Krieg?“ Die Führung der Royal Air Force habe dieses laut Freeman mit ihren Flächenbombardements akzeptiert, während sich die Führung der USAAF dagegen der „älteren Moral“ verpflichtet gefühlt habe (*„While the leaders of RAF Bomber Command accepted this ... the USAAF command leaders were more sensitive to the old morality.“*). Freeman entschuldigt die Taktik der Engländer damit, daß sie keine anderen Möglichkeiten gehabt hätten, während die Amerikaner im Gegensatz dazu ab Herbst 1943 Methoden der Präzisionsbombardements, nämlich des radargesteuerten Bombenab-

²⁷ Werner Oswald: *Mercedes-Benz-Lastwagen und Omnibusse 1886 – 1986*. Motorbuchverlag 1986. Hierin werden folgende Produktionszahlen der Nimo genannt: 1941 1057, 1942 2501, 1943 4140, 1944 6037 Motoren.

wurfs, entwickelt hatten. Dennoch gesteht er zu, daß auch die gezielten Tagesbombardierungen Opfer forderten, wenn auch weniger: Das bei Wolkenbedeckung eingesetzte Radar war nicht genau genug, hinzu kam eine unvermeidbare Streuung der Bomben und nicht selten falsche Identifizierungen der Ziele.

Charles J. V. Murphy schrieb schon im Oktober 1944 in seinem Bericht „The Unknown Battle“, daß die Amerikaner von Anfang an nicht geglaubt hätten, daß die Bombardierung der Wohnhäuser und Fabriken den deutschen Kampfeswillen und die Moral schwächen würden. Man habe vielmehr den britischen Aufwand für Verschwendung gehalten.

Anschrift des Verfassers:

Rolf Siebert

Im Ziegenförth 8

38108 Braunschweig

Wolfgang Winkel

Der Wendehals (*Jynx torquilla*) als Nisthöhlenbrüter

Befunde aus dem Braunschweiger „Höhlenbrüterprogramm“

des Instituts für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“

Einleitung

Der Wendehals – ein „Höhlenbrüter“ – gehört zur Familie der Spechte. Im Vergleich zu den in Höhlen brütenden Singvögeln (z.B. Meisen und Trauerschnäppern) hat er eine Reihe von Besonderheiten aufzuweisen. Ein Spechtmerkmal ist z.B. die lang ausstreckbare Leimrutzunge, mit deren Hilfe dieser Nahrungsspezialist seine Hauptbeute (Ameisenlarven und -puppen) auch aus engen Spalten herausholen kann.

Aus der Ferne betrachtet sieht der Wendehals unscheinbar graubraun aus, aber bei näherem Hinschauen

offenbart sich seine ganze Schönheit: Das weiche, lockere Gefieder besitzt eine feine Rindenzeichnung (Abb. 1), so daß die Vögel im Geäst ausgezeichnet getarnt sind. Die vorherrschenden (oft ineinander verschmelzenden) Farbtöne sind aschgrau, rostgelb, braun, schwarz und weiß. Dazu kommen hübsch geformte Flecken und Wellenlinien vor allem im Bereich der Flanken und an der Kehle. Ein vom Nacken bis zum Rücken herabziehender braunschwarzer Streif und die zickzackförmigen dunklen Binden auf dem Schwanz sind artkennzeichnend. Der insgesamt recht schlank wirkende Wendehals ist größer als ein Haussperling,



Abb.1: Das eulenartig weiche Gefieder des Wendehalses ist wie Baumrinde gemustert. Fotos (Abb. 1, 2, 5 – 9) von Doris Winkel.

aber kleiner als ein Star. Man kann die Geschlechter feldornithologisch nicht unterscheiden.

In bestimmten Situationen – z.B. bei Gefahr – wendet und verrenkt *Jynx torquilla* in seltsamer Weise Kopf und Hals (Näheres hierzu siehe unten). Dies hat der Art den deutschen Namen „Wendehals“ eingebracht. Aber auch der wissenschaftliche Artnamen steht in Beziehung zu diesem Verhalten, denn mit dem lateinischen Wort „*torquilla*“ (=drehend, wendend) werden ebenfalls die eigenartigen Drehbewegungen angesprochen.

Als einziger Zugvogel unter den heimischen Spechten verbringt der Wendehals den Winter in Afrika bis südlich zum Äquator (8). Herbstbeobachtungen des Wendehalses sind im Braunschweiger Raum normalerweise bis spätestens Mitte September möglich, und die Ankunft im Frühjahr fällt meist in die Zeit von Mitte bis Ende April (4). Seine Anwesenheit „verrät“ er dann durch eine weithin vernehmbare, charakteristische Balzstrophe. Die 8- bis 15-silbige Serie nasal klingender „wäd“-Laute wird von beiden Geschlechtern vorgetragen, manchmal sogar im Duett.



Abb.2: Der Bahrddorfer Kiefernforst ist eines der Untersuchungsgebiete im Braunschweiger Raum, in denen wir den Wendehals fast alljährlich als Nistkastenbrüter feststellen können.

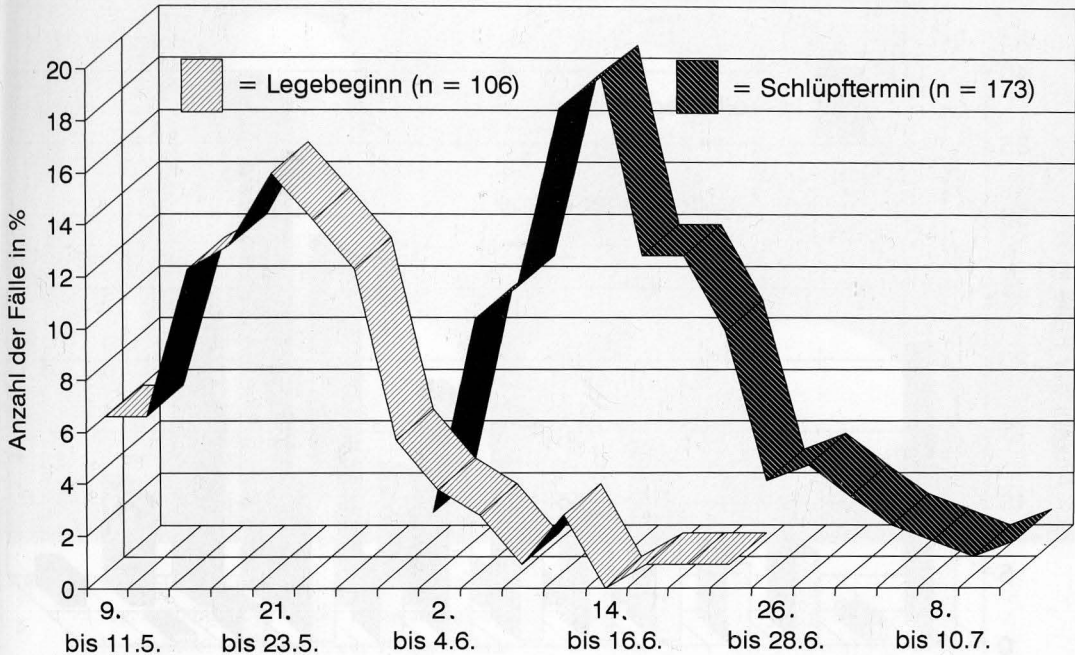


Abb.3: Legebeginn und Schlüpftermin (Daten von 1956 – 1994), nach (12) verändert und ergänzt.

Im Rahmen der von Dr. Rudolf Berndt (1987 †) aufgebauten und bis 1977 geleiteten Untersuchungen an Höhlenbrütern in Braunschweiger Versuchsgebieten konnten bis 1994 unter Mithilfe zahlreicher ehrenamtlicher Helfer auch insgesamt 2886 Wendehäse (2536 Nestlinge und 350 Altvögel) mit Ringen der „Vogelwarte Helgoland“ markiert werden.

Zum Lebensraum des Wendehalses

Der Wendehals bevorzugt halboffene Gebiete mit reichen Ameisenvorkommen. Besiedelt werden z.B. Laub-, Misch- und Nadelwälder (Abb. 2), besonders wenn sie aufgelockert und an der Grenze zu offenen Flächen (Feldflur, Lichtungen usw.) gelegen sind, ferner Moore mit Baumanflug und auch Gärten, Parkanlagen, Friedhöfe und baumbestandene Ortsränder (4). Voraussetzung für eine Brut ist aber in jedem Fall, daß auch geeignete Höhlen vorhanden sind.

Von der Eiablage bis zum Flüggewerden der Nestlinge

Obwohl der Wendehals zu den Spechten gehört, ist er nicht in der Lage, seine Bruthöhle selbst zu zimmern. Die Art ist deshalb zum Brüten auf Spechtlöcher, Natur- und Kunsthöhlen angewiesen. Normalerweise legt der Wendehals seine Eier unmittelbar auf den Höhlenboden, er baut also kein eigenes Nest. Ist die von ihm zur Brut ausgewählte Höhle schon von einem anderen Vogel – z.B. einer Meise – bewohnt, wird in der Regel zunächst das vorhandene Nistmaterial herausgetragen, und dieser „Säuberung“ können selbst Eier und Junge des Vorbesitzers zum Opfer fallen.

Eine Zusammenstellung unserer Befunde zum Legebeginn zeigt, daß 68% aller Gelege zwischen dem 15. und 29. Mai begonnen wurden (Abb. 3). Bei den Juni-erten dürfte es sich zum Teil um Nachgelege handeln. Bei früher Rückkehr aus dem Winterquartier undzeitigem Legebeginn sind beim Wendehals sogar Zweitbr-

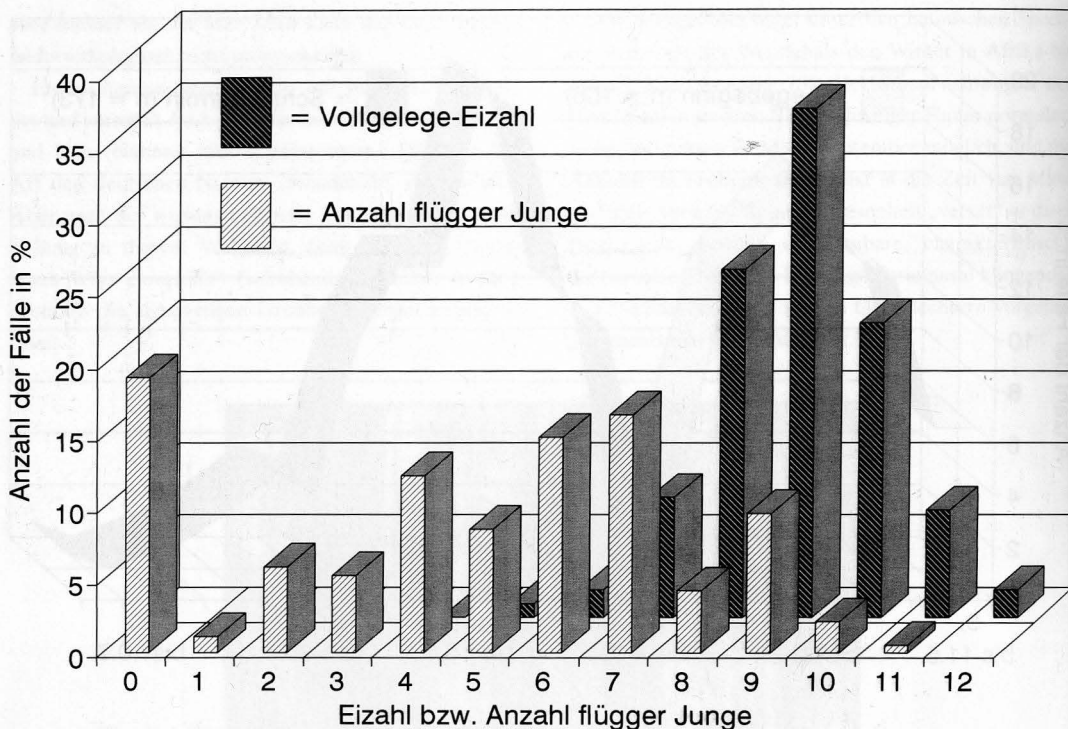


Abb.4: Vollgelege-Eizahl und Anzahl flügger Junge
(Zahl erfaßter Bruten = 108 bzw. 188, (Daten von 1956 – 1994), nach (12) verändert und ergänzt.

ten möglich. Das Vollgelege des Wendehalses besteht aus 5 – 12 mattweiß gefärbten Eiern, die in der Regel im Abstand von jeweils 1 Tag gelegt werden. Am häufigsten sind in unseren Gebieten Gelege mit 9 Eiern (in 35% aller Fälle, Abb. 4), der Mittelwert liegt bei 8,9 Eiern.

Beim Wendehals brüten beide Partner. Die Jungen schlüpfen meist schon nach einer Bebrütungsdauer von nur 12 – 14 Tagen. In unseren Versuchsgebieten entfallen 83% aller erfaßten Schlüpfdaten auf die Zeitspanne vom 4. – 21. Juni (Abb. 3). Die erst Ende Juni oder noch später schlüpfenden Jungen gehen vermutlich – zumindest teilweise – auf Ersatzgelege zurück. Wendehals-Nestlinge sind beim Schlüpfen vollständig nackt und besitzen keinerlei Dunen (Abb. 5). Ihre eigenartigen Hornpapillen an den Fersen (Abb. 6) sind ein „Speckmerkmal“, das im Zusammenhang mit dem kahlen Höhlenboden, auf dem die Nestlinge hocken, zu sehen ist. Diese „Sitzschwien“ bilden sich allerdings schon

nach der ersten Lebenswoche wieder zurück und sind später von gewöhnlichen Schuppen am Lauf nicht mehr zu unterscheiden.

Die ersten Federanlagen werden im Alter der Nestlinge von 2 Tagen als dunkle Punkte unter der Haut sichtbar (11), und beim 5-tägigen Jungvogel sind bereits deutlich die Federfluren zu erkennen (Abb. 7). Die weitere Federentwicklung verläuft nun sehr rasch: Beim 6-tägigen Jungen überragen die Handschwingenkiele bereits den Flügel, beim 7- bis 8-tägigen platzen die ersten Kiele auf, und im Alter von 17 Tagen sind die Federfahnen dann schon so groß, daß noch vorhandene Kiele bereits völlig überdeckt werden (Abb. 8).

Kleine Junge bilden im Nest normalerweise eine „Wärmepyramide“, d.h. sie sitzen einander zugewandt auf ihren Fersen, berühren sich mit den Bäuchen und legen die Hälse gegenseitig über die Schultern (8). Dies ändert sich erst ab dem 9. – 14. Tag, wenn diese Position



Abb.5: Eier, Ei-Reste und Nestlinge im Alter von 0 – 1 Tag. Auffällig ist der weiße „Eizahn“ auf dem Oberschnabel der Jungen, ein horniges Hautgebilde, das später abfällt (mit Hilfe des Eizahnes durchbricht der Jungvogel die Eischale). Die Eischalen bleiben in der Höhle und werden später von den Nestlingen (und zuweilen auch von den Altvögeln) verzehrt.

Abb.6: Die Ferse des Nestlings ist schwielig verdickt und mit Warzen, die in konzentrischen Kreisen angeordnet sind, versehen (das Bild zeigt die Ausprägung bei einem 5-tägigen Jungvogel).





Abb.7: Nestling im Alter von 5 Tagen.

einer dachziegelartigen Sitzordnung der Jungen weicht, bei der alle Nestlinge in die jeweils gleiche Richtung blicken.

Die Jungen verlassen das Nest im Alter von 19 bis 24 Tagen. Zur Frage der Ausfliegerate liegen aus unseren Versuchsgebieten Angaben für insgesamt 188 Bruten vor (Abb. 4). Nur in 81% aller Fälle waren die Wendehälse „erfolgreich“, d.h. es wurde mindestens 1 Nestling flügge. Im Mittel aller Bruten verließen 4,7 Junge die Höhle, was – verglichen mit der durchschnittlichen Vollgelege-Eizahl – einem Ausfliege-Erfolg von nur 53% entspricht.

Ansiedlung und Brutortstreue

Bislang konnten wir für nur 4 nestjung beringte Wendehälse Ansiedlungsnachweise erbringen. Die geringste Entfernung zwischen Geburts- und Bruthöhle betrug 1310 m, die weiteste 28,0 km (5). Eine Richtungsbevorzugung ist dabei nicht erkennbar. Von den als Altvögel

beringten Wendehälse wurden 12 Individuen in mindestens einer späteren Brutsaison erneut kontrolliert (5). Ein Wendehals brütete auch in den zwei folgenden Jahren jeweils wieder in derselben Nisthöhle, während die anderen Individuen im folgenden Jahr stets einen neuen Brutort aufsuchten (7 x bis maximal 100 m entfernt, 5 x bis maximal 500 m und je 1 x in einer Entfernung von 625 und 1750 m).

Besonders interessant sind die Daten des Weibchens Nr. 80 962 557, das von unserem ehrenamtlichen Mitarbeiter Horst Sprötge im „Kampstüh“/Lehre in der Bruthöhle gefangen und beringt wurde. Dieser Vogel zog auch in den folgenden drei Jahren wieder im selben Versuchsgebiet erfolgreich Junge groß (Entfernung zwischen den Nisthöhlen nur 25 – 65 m). Da in allen vier Jahren auch das Männchen jeweils individuell kontrolliert werden konnte, ließ sich nachweisen, daß im zweiten Jahr wieder dasselbe Paar miteinander nistete (wahrscheinlich trafen die Partner aufgrund ihres jeweils in gleicher Weise ausgeprägten Ortstreueverhaltens wieder am selben Platz zusammen). In den beiden



Abb.8: Jungvogel kurz vor dem Flüggewerden. Das Jugendkleid ähnelt bereits sehr dem Brutkleid der Altvögel.

folgenden Jahren war das Weibchen dann allerdings mit einem jeweils neuen Männchen verpaart, über deren Herkunft und weiteren Verbleib nichts bekannt ist (5).

Unsere Befunde zeigen, daß beim Wendehals einjährige Heimkehrer eine weniger ausgeprägte Orts-treue zu ihrem Geburtsplatz haben als mehrjährige Vögel gegenüber ihrem Vorjahrsbrutplatz, was z.B. auch für zahlreiche Singvogelarten – z.B. den Trauerschnäpper (12) – zutrifft.

Reaktion bei Störung an der Bruthöhle

Fühlt sich ein brütender oder hudernder Wendehals bedroht, z.B. wenn die Vorderwand des Nistkastens vom Menschen entfernt wird, fächert der Vogel seinen

Schwanz, sträubt das Stirngefieder und reckt mit aufwärts weisendem Schnabel seinen Körper und Hals langsam in Richtung auf die Gefahrenquelle empor. Sobald die höchste Position erreicht ist, schnellert er jedoch plötzlich mit schlangenartigen Zischlauten wieder in sich zusammen und schlägt dabei außerdem kurz mit den Flügeln (8). Mit diesem eindrucksvollen Abwehrverhalten sollen potentielle Feinde erschreckt und in die Flucht geschlagen werden, was sicher auch oft zum Erfolg führt.

Wird ein Wendehals z.B. beim Füttern seiner Jungen zwecks Beringung gefangen, beginnt der Vogel – wenn man ihn in der Hand hält – normalerweise sofort, seinen Kopf in eigenartiger Weise zu verdrehen: Zunächst wird der Kopf nach oben gerichtet, dann dreht ihn der Vogel etwa 90° nach seitwärts und streckt ihn anschließend soweit nach vorn, bis er mit dem Rücken in einer



Abb.9: In der Hand gehaltener Altvogel. Die Kopffedern werden bei Erregung zur Holle gesträubt.

Ebene liegt (der Schwanz wird dabei gespreizt und das Kopfgefieder gesträubt, Abb.9). Danach läuft die Bewegung zur Ausgangsposition zurück, bevor der Vogel die genannten Verhaltensabläufe stereotyp zu wiederholen beginnt (8). Dadurch kann ein Räuber so stark verwirrt werden, daß er selbst einen schon in seiner Gewalt befindlichen Wendehals wieder entkommen läßt.

Bestandsverlauf in Braunschweiger Versuchsgebieten

Für den Wendehals sind starke Schwankungen der jährlichen Brutpaarzahlen typisch (4). Doch kann dies nicht

über den signifikanten Bestandsschwund im Verlauf der Untersuchungsjahre hinwegtäuschen. Die Befunde ab 1990 lassen allerdings die Hoffnung auf eine gewisse Bestandserholung aufkommen (Abb. 10). Dagegen ist das Brutvorkommen des Wendehalses in unserem Versuchsgebiet bei Lingen/Emsland, das schon in der „Verdünnungszone“ des Verbreitungsareals der Art liegt (4), bereits vor Jahren erloschen (1). Da der Bestand des Wendehalses leider auch in anderen Regionen abnimmt (4), mußte die Art in den „Roten Listen“ der Bundesrepublik Deutschland und von Niedersachsen in die Kategorie „Bedrohte Arten“ aufgenommen werden.

Über die Ursachen für den negativen Bestandsverlauf bestehen lediglich Vermutungen. Möglicherweise ist der Rückgang des Wärme und Trockenheit liebenden Wendehalses eine Folge der in unserer Region innerhalb der letzten Jahrzehnte aufgetretenen Klima-

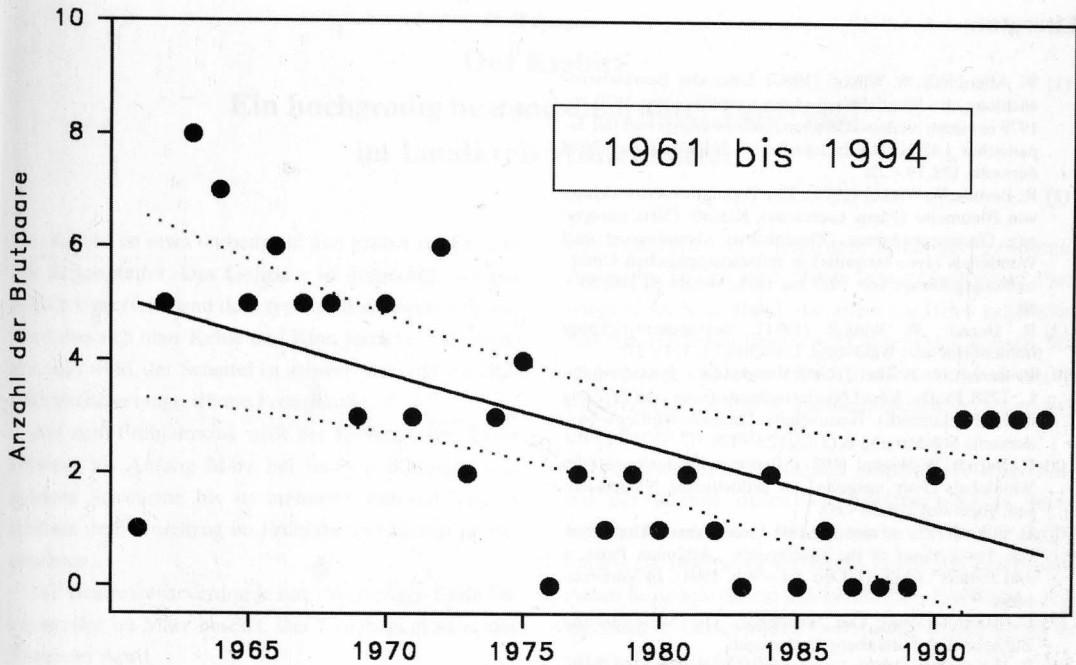


Abb.10: Anzahl der in künstlichen Nisthöhlen brütenden Paare (Befunde aller von 1961 – 1994 durchgängig kontrollierten Versuchsgebiete im Braunschweiger Raum). Durchgezogene Linie = Regressionsgerade, gepunktet = 99% Vertrauensbereich. Ergänzt und verändert nach (14).

schwankungen in Richtung eines stärker maritim geprägten Klimas (10). Doch dürften für den Rückgang auch noch andere Negativfaktoren mit verantwortlich sein, z.B. Lebensraumveränderungen und Verluste durch menschliche Verfolgung während des Zuges und im Winterquartier (s. Diskussion bei (2) und (3)). Auch Nahrungsverknappung könnte eine Rolle spielen; denn durch die zunehmende Eutrophierung des Bodens infolge hoher Stickstoff-Einträge wird das bodennahe Kleinklima für Erdameisen – die Hauptnahrung des Wendehalses – in negativer Weise verändert (9).

Wegen des Höhlenmangels in unseren Wirtschaftswäldern kann dem Wendehals in potentiellen Brutgebieten unter Umständen mit dem Aufhängen von Nisthöhlen geholfen werden. Aber wichtig ist vor allem auch, daß eine ausreichend gute Ernährungsbasis vorliegt. Es sollte deshalb auf jegliche Anwendung von Insektiziden großräumig verzichtet werden.

Wendehals und Liebeszauber im antiken Griechenland

Da im antiken Griechenland Vögel in vielerlei Hinsicht von Bedeutung waren, hat man sie oft auch in der Kunst verewigt. Elke Böhr (6) konnte nun durch ihre Recherchen zeigen, daß auf griechischen Vasen auch der Wendehals – meist in Verbindung mit Eros und Aphrodite – als Motiv zu finden ist. Bei den Griechen hat man diesen Vogel, den sie „jynx“ nannten (der heutige wissenschaftliche Gattungsname lautet ebenso), angeblich zum Liebeszauber benutzt (nach einer Zusammenstellung bei Menzel (7): Man band ihn um ein Rad und drehte letzteres unter Zaubergesängen und Anrufung des oder der Geliebten. Auch dieses Zauberrad hieß übrigens – ebenso wie der Vogel – „jynx“. Doch ist unbekannt, wem dieser Name zuerst gegeben wurde.

Literatur

- (1) W. Altenkirch, W. Winkel (1980): Über die Bestandsentwicklung des Wendehalses (*Jynx torquilla*) von 1970 bis 1979 in einem niedersächsischen Aufforstungsgebiet mit Japanischer Lärche (*Larix leptolepis*). Vogelkdl. Ber. Niedersachs. 128, 19 – 22.
- (2) R. Berndt, W. Winkel (1979): Zur Populationsentwicklung von Blaumeise (*Parus caeruleus*), Kleiber (*Sitta europaea*), Gartenrotschwanz (*Phoenicurus phoenicurus*) und Wendehals (*Jynx torquilla*) in mitteleuropäischen Untersuchungsgebieten von 1927 bis 1978. Vogelwelt 100, 55 – 69.
- (3) R. Berndt, W. Winkel (1981): Bestandsentwicklung höhlenbrütender Waldvögel. Umschau 81, 374 – 375.
- (4) R. Berndt, W. Winkel (1986): Wendehals – *Jynx torquilla* L., 1758. In: Die Vögel Niedersachsens (hrsg. von H. Zang & H. Heckenroth). Naturschutz Landschaftspflege Niedersachs. Sonderreihe B (2.7.), 122 – 126.
- (5) R. Berndt, W. Winkel (1987): Brutzeit-Wiederfänge vom Wendehals (*Jynx torquilla*) im südöstlichen Niedersachsen. Vogelwelt 108, 58 – 60.
- (6) E. Böhr (1995): A rare Bird on Greek Vases: The Wrynneck. Proceedings of the Conference „Athenian Painters and Potters“ (Athens, Dec. 1st – 4th, 1994). In Vorbereitung.
- (7) H. Menzel (1968): Der Wendehals. Die Neue Brehm-Bücherei 392. Wittenberg-Lutherstadt.
- (8) E.-R. Scherner (1980): *Jynx torquilla* Linnaeus 1758- Wendehals. In: Glutz von Blotzheim, U.N., & K.M. Bauer: Handbuch der Vögel Mitteleuropas. Bd. 9, 881 – 916.
- (9) E.-R. Scherner (1989): Wendehals und Populationsökologie – der „Vogel des Jahres 1988“ und die Pflicht zur Forschung. Laufener Seminarbeitr. 3/89 [1990], 24 – 39.
- (10) J.T.R. Sharrock (1976): The Atlas of Breeding Birds in Britain and Ireland. BTO, Tring.
- (11) W. Winkel (1970): Hinweise zur Art- und Altersbestimmung von Nestlingen höhlenbrütender Vogelarten anhand ihrer Körperentwicklung. Vogelwelt 91, 52 – 59.
- (12) W. Winkel (1982): Zum Ortstreue-Verhalten des Trauerschnäppers (*Ficedula hypoleuca*) im westlichen Randbereich seines mitteleuropäischen Verbreitungsgebietes. J.Orn. 123, 155 – 173.
- (13) W. Winkel (1992): Der Wendehals (*Jynx torquilla*) als Brutvogel in Nisthöhlen-Untersuchungsgebieten bei Braunschweig. Beih. Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Bad.-Württ. 66, 31 – 41.
- (14) W. Winkel (1993): Langfristige Bestandsdynamik von Höhlenbrütern (*Parus*, *Sitta*, *Phoenicurus*, *Ficedula*, *Jynx*) im Braunschweiger Raum. Jber. Institut Vogelforschung 1, 20 – 21.

Dr. Wolfgang Winkel
 Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“
 Außenstation Braunschweig
 Bauernstr. 14
 38162 Cremlingen-Weddel

Rolf Jürgens

Der Kiebitz

Ein hochgradig bestandsbedrohter Brutvogel im Landkreis Wolfenbüttel

Der Kiebitz ist etwa taubengroß und gehört zur Familie der Regenpfeifer. Das Gefieder ist grünschillernd mit weißer Unterseite und dem typischen schwarzen Brustband, das sich über Kehle und Kinn fortsetzt. Die Wangen sind weiß, der Scheitel ist schwarz und hat die charakteristische lange, dünne Federhaube.

Auf dem Frühjahrszug trifft der Kiebitz schon Ende Februar bis Anfang März bei uns ein. Kleinere und größere Schwärme bis zu mehreren hundert Vögeln sind auf dem Durchzug im Frühjahr und Herbst zu beobachten.

Die Brutreviere werden je nach Wetterlage Ende Februar oder im März besetzt. Der Legebeginn ist in der Regel der April.

Die einfache Nestmulde legt der Kiebitz vorwiegend in feuchten Wiesen, auf Saat- und Rübenäckern an, wo er durch die noch niedrige Vegetation eine weite Übersicht hat. Das Weibchen legt, wie alle Regenpfeifer, meistens vier Eier, die es abwechselnd mit dem Männchen 24 bis 28 Tage bebrütet. Die gefleckten Jungen bleiben nur kurze Zeit im Nest und halten sich dann in der Umgebung des Nestes auf.

Im Landkreis Wolfenbüttel ist der Kiebitz als Brutvogel nur noch spärlich vertreten. Die von ihm bevorzugten Lebensräume sind überwiegend die tieferen Lagen, wie Flußniederungen oder flache Talmulden. Es handelt sich dabei in unserem Gebiet hauptsächlich um die Einzugsgebiete von Altenau, Innerste, Oker, Wedde und Warne.

Wie Arnold Löbbecke 1949 in „Die Vogelwelt des Kreises Wolfenbüttel“ schreibt, war der Kiebitz ein häufiger Brutvogel auf feuchten Wiesen und angrenzenden Feldern und fast im gesamten Braunschweiger Hügelland anzutreffen, wenn auch in wechselnder Dichte. Die stärksten Konzentrationen lagen in der Flußaue von Oker, Schunter, Aller und im Großen Bruch.

Seit Anfang der 50er Jahre hat der Kiebitz-Brutbestand überall abgenommen. Der Grund dafür ist die Umstrukturierung in der Landwirtschaft. Entwässerung

und Umbruch von Wiesen und Ackerland gewaltigen Ausmaßes fanden statt. Heute brütet der Kiebitz überwiegend im Kulturland, vor allem auf frisch gepflügten Äckern, auf Brachflächen oder in feuchten Wiesen. Seine Nahrung sind vorwiegend Insekten und Larven, besonders Käfer, Fliegen, Spinnen, Molusken, Schnecken und pflanzliche Kost.

Es gelang dem Kiebitz, sich umzustellen, denn heute hat der Kiebitz durch Landschaftszerstörung keine feuchten Wiesen und Weiden mehr zur Verfügung. Er mußte als Notlösung im Laufe der Jahre zunehmend Äcker besiedeln. Wenn jedoch eine feuchte Wiese - sein eigentlicher Lebensraum - vorhanden ist, nimmt er sie sofort als Brutstätte an.

Der Kiebitz ist ein eindringliches Beispiel dafür, wie eine Art in niedersächsischen Landschaften durch jahrzehntelange Dränage von Wiesen, seinem angestammten Lebensraum, verdrängt worden ist.

Seit vielen Jahren erfasse ich im südlichen und südöstlichen Raum des Landkreises Wolfenbüttel alljährlich den Kiebitzbrutbestand. - Leider zeigen die durchgeführten Brutbestandserhebungen nun einen katastrophalen Abwärtstrend dieses ehemals häufigen Wiesenvogels.

Die wenigen festgestellten Brutpaare habe ich vorwiegend auf Ackerflächen (Zuckerrübenäckern) feststellen können. Zwischen Barnstorf und Warle brüteten zwei Paare mit Erfolg auf einer versumpften Brachfläche, welche bereits als § 28a-Biotop Bestandsschutz genießt. - Nordöstlich des Dettumer Bahnhofs an der Altenau konnte ich ebenfalls auf einer versumpften Ackerbrachfläche ein Kiebitz-Paar mit nur wenige Tage alten Jungen feststellen.

Auch südlich des Filgensees im Altenautal bestand 1995 für weitere drei Paare Brutverdacht.

Brutvögel auf intensiv bewirtschafteten Ackerflächen erleiden hohe Brutverluste durch die Zerstörung der Gelege, insbesondere durch Einbringung von Wachstumsstoffen, Bearbeitung der Äcker mit Maschineneinsatz durch Rübendrühen, Combikrümlern,



Abb. 1: Kiebitz rastend auf Schlammfläche der Klärteiche.

Abb. 2: Feuchtwiese, Lebensraum für den Kiebitz bei Barnstorf.





Abb. 3: Kiebitz-Nest mit Gelege, eine flache Mulde im Acker oder Wiese.

Walzen und so weiter. Durch die permanenten Störungen, ca. 10 mal während der Brutperiode, haben die Kiebitze absolut keine Chance, ihre Brut erfolgreich aufzuziehen.

In den von mir untersuchten Gebieten, in denen der Kiebitz auf „Schwarzackerflächen“ brütet, ist er fast überall verschwunden. Durch den intensiven Einsatz von Pflanzengiften sind diese Äcker für den Kiebitz so nahrungsarm, daß für die wenigen hochgekommenen Kiebitzjungen keine Nahrung vorhanden ist. Und so müssen die Jungen verhungern. - Für den Kiebitz eine verhängnisvolle Tragik.

Es muß festgestellt werden, daß sich das Ausweichen des Kiebitzes auf Ackerflächen, das zunächst als Chance für diese Feuchtwiesenart angesehen wurde, als ökologische Falle entpuppt hat.

Um eine Lebensraumsicherung für den Kiebitz und andere bedrohte Wiesenvögel zu erreichen, müssen die wenigen verbliebenen Feuchtgrünlandgebiete und Feuchtbrachgebiete in ein Schutzprogramm aufgenom-

men und in einem naturnahen Zustand erhalten bzw. entwickelt werden.

Nur ein entsprechendes Management kann dem Kiebitz ein Überleben im Landkreis Wolfenbüttel ermöglichen!

Fotos: Rolf Jürgens, Schöppenstedt

Anschrift des Verfassers:

Rolf Jürgens

Am Krähenfelde 7

38170 Schöppenstedt

Rolf Jürgens

Seltene Schmetterlinge im Elm

Die Schmetterlinge gehören zu den farbenprächtigsten und vielfältigsten Tieren überhaupt. Durch ihre Lebensweise wird ihnen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ihre Beliebtheit beruht überwiegend auf ihrer farbenprächtigen Erscheinung und ihrer leichten, eleganten Art zu fliegen.

In den vergangenen Jahren beobachtete ich besonders intensiv die Schmetterlinge während der langandauernden heißen, hochsommerlichen Wetterperioden im Juli und August im Elm und speziell in einem Gebiet des Elms oberhalb von Ampleben.

So stellte ich an heißen und sonnigen Tagen an einem Waldweg in üppigem Bestand eines Wildkrautbestandes, welcher in voller Pracht blühte, eine besondere Vielfalt an Schmetterlingen fest:

Hunderte an Tagpfauenaugen und Dickkopffaltern. Admirale, Kleine Füchse, einzelne Exemplare des C-Falters und einen Großen Fuchs sowie einige Bläulinge. Auch die sich in ihrer Sommerfarbe zeigenden, prächtig gefärbten Landkärtchen-Falter. Die Landkärtchen gehören zu den kleineren der bunt gefärbten Edelfalter. Die Raupen leben auf Brennesseln! Zahlreich die Falter des Waldbrettspiels. Besonders bemerkenswert waren die großen Bestände des Mohrenfalters.

Außerdem konnte ich sieben Tiere des Kaisermantel in einmaliger Farbenpracht beobachten. Ein Weibchen des Kaisermantels, dessen Grundfärbung sich bronzegrün zeigte, bereitete mir besonderes Kopfzerbrechen, da die Weibchen des europäischen Kaisermantels normalerweise dunkelorangebraun gefärbt sind. Auch einige ebenfalls im Bestand gefährdete Perlmutterfalter stellte ich im Elm fest.

Völlig überraschend waren an einem Waldweg gleich zehn Exemplare des besonders im Bestand gefährdeten Großen Schillerfalters zu sehen. Der Schillerfalter ist eine typische Art der lichten Auenwälder. Seine Färbung, die durch jeweiligen Lichteinfall verändert wird, bedeutet eine Anpassung an ständig wechselndes Spiel von Licht und Schatten in seinem Lebensraum. - Von Juni bis August fliegen diese Falter. In den Vormittagsstunden kann man sie und andere Arten beobachten, wie sie an Pflügen Aas und Tierexkrementen saugen.

Gern laben sie sich an Baumsäften oder Honigtau. Leider aber werden die naturnahen lichten Auwälder immer weniger, und dadurch sind die Schillerfalter bei uns vom Aussterben bedroht.

Da die Schmetterlinge wie die Reptilien zu den Kaltblütern zählen - ihre Körperwärme richtet sich nach der Außentemperatur - wärmen sie sich durch „Sonnenbaden“ auf. Bei starkem Wind fliegen sie im allgemeinen nicht.

Besonders Trockenstandorte stellen die artenreichsten Schmetterlingsbiotope dar, da der größte Teil unserer europäischen Schmetterlingsarten grundsätzlich an warme, sonnige Lebensräume gebunden ist.

Damit eine Schmetterlingsart überleben kann, genügt es nicht allein, daß die Futterpflanze der Raupe vorhanden ist. Die Pflanze muß auch die für die Eiablage des Weibchens wichtigen Teile, zum Beispiel Blüten, aufweisen. Vor allem muß die nötige Menge in der nötigen Wuchshöhe vorhanden sein; es ist also besonders wichtig, daß nicht jeder Wegrand abgemäht wird. Auch die Strukturierung des Lebensraumes spielt eine Rolle (Versteckplätze, Ruheplätze, Verpuppungsplätze, Paarungsplätze).

Eine weitere bedeutende Maßnahme zum Schutz unserer Schmetterlinge ist der Schutz der Lebensgemeinschaft. Ferner der Verzicht auf den Einsatz von Herbiziden, denn die Gifte töten ein breites Spektrum von Nahrungspflanzen ab. Schmetterlinge aber sind während ihrer Entwicklung stark von bestimmten Wirtspflanzen abhängig.

Nicht nur der Einsatz von Giften, sondern auch die Veränderung von Lebensräumen beeinflusst die Zusammensetzung der Pflanzengesellschaften. - Schmetterlinge sind Tiere der offenen Landschaft und bevorzugen sonnenbeschienene Standorte.

Schillerfalter, Kaisermantel, Perlmutterfalter und Landkärtchen sind typische Schmetterlinge der Auenwälder. Da es bei uns nur noch wenige natürliche Auenwälder gibt, gehören diese Falter zu den wirklich seltenen und hochgradig bedrohten Arten. Somit sind diese Schmetterlinge akut vom Aussterben bedroht.

Es bleibt zu hoffen, daß letzte wertvolle Lebensräume unserer Landschaft erhalten und wieder zunehmen

werden, damit wir uns weiterhin an den heimischen Faltern erfreuen können.

Nur wenn die letzten Lebensräume für Schmetterlinge erhalten werden, können sie überleben!

Abbildungen auf der Titelseite, Fotos: Rolf Jürgens, Schöppenstedt

Anschrift des Verfassers:

Rolf Jürgens

Am Krähenfelde 7

38170 Schöppenstedt

Buchbesprechungen

Jürgen Hodemacher: Braunschweigs Straßen, ihre Namen und ihre Geschichten. Band 1: Innenstadt. Cremlingen: Elm-Verlag 1995. 347 S. DM 49,80.

Die Qualität eines Nachschlagewerks, eines Sachbuchs allgemein, mißt sich an seiner inhaltlichen Zuverlässigkeit. Das gilt gleichermaßen für Pilz-Bestimmungsbücher, für Leitfäden zur Steuererklärung und für Bücher über Straßennamen und Stadtgeschichte. Der Autor muß etwas von der Sache verstehen, über die er informieren will; der Inhalt muß stimmen. Buchkünstlerische Ausstattung ist dagegen eher Beiwerk; sie kann inhaltliche Mängel nicht ausgleichen.

Das hier anzuzeigende Buch besitzt einen ansehnlichen Umschlag, ist auf schwerem Glanzpapier gedruckt, mit Fadenheftung ausgestattet und reichhaltig mit Photos aus älterer und jüngerer Zeit bebildert. Im Text, also in seinem inhaltlichen Kern, der den eigentlichen Nutzwert des Buches ausmacht, ist es jedoch so sehr mit Fehlern verschiedenster Art behaftet, daß es insgesamt als mißglückt bezeichnet werden muß.

Der Verfasser, Journalist, Publizist und Verlagslektor von Beruf, hatte sich (wie uns der Buchtitel mitteilt) vorgenommen, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: er wollte die Namen von Straßen erklären und zugleich auch „ihre [d.h. der Straßen] Geschichten“ darbieten. So weit, so gut. Was aber sind „Geschichten von Straßen“? Für den Verfasser gehört dazu nicht unbedingt die topographische Geschichte einer Straße. Wo sich die jeweilige Straße befindet bzw. einmal befunden hat, wird oft angegeben (etwa bei der Monumentstraße und der Ottmerbrücke), manchmal aber auch nicht. Wo z.B. der „Gieseler“ in Braunschweig ist, muß man als Leser eben wissen. Hilfreich wäre da, zumal für ortsfremde Leser und für Zugezogene, ein Anhang mit ein paar Stadtplänen, früheren und heutigen, gewesen. Angesichts der sonst so gediegenen Ausstattung des Buches ist das Fehlen eines solchen Anhangs erstaunlich.

Was nun die „Geschichten der Straßen“ angeht, so merkt man beim Lesen bald, daß dies vor allem diejenigen Geschichten sind, die dem Autor zu den Straßen so eingefallen sind. Die 170 je zwei Druckseiten langen Kapitel, von „Abelnkarre“ bis „Ziegenmarkt“, sind zuvor in der „Braunschweiger Zeitung“ abgedruckt gewesen, und da war wohl jedesmal eine vorgegebene Spalten- und Zeilenzahl zu füllen. Die Möglichkeit, zu

einem Stichwort, das weniger ergiebig ist, weniger zu schreiben und bei einem anderen dafür umso mehr, bestand offenbar nicht. Und so berichtet der Verfasser denn unter dem Vorwand, von Straßen zu erzählen, in Wirklichkeit nicht nur über manche Gebäude, die an den Straßen stehen oder einmal gestanden haben, sondern auch noch über Leute, die darin geboren und gestorben sind oder gewohnt haben (oder auch: die dort gerade nicht gewohnt haben; s.u.). Und wenn im Einzelfall keine prominenten einstigen Bewohner zu finden sind, müssen eben andere herhalten. Streckenweise füllt der Verfasser seine Seiten deshalb mit der trockenen Aufzählung von gänzlich unbekannten Eigentümern einzelner Häuser in der jeweiligen Straße, über viele Generationen und mehrere Jahrhunderte hinweg. Wer will das wissen? Und er erzählt noch manches andere, was sich gerade anknüpfen läßt, und gerät dabei bisweilen vom Hundersten ins Tausendste.

Daher handelt der Artikel „Mandelstraße“ überwiegend von den Lebensumständen des Jean Baptiste Feronce von Rotenkreutz, der Artikel „Steinstraße“ zur Hälfte vom Collegium Carolinum, das sich dort zwar nie befunden hat, dessen Mit-Initiator, der Abt Jerusalem, aber im Haus Steinstraße 3 gestorben ist. Im Artikel „Neuer Weg“ befaßt sich der Autor so gut wie ganz mit dem Wirken des Architekten Friedrich Maria Krahe und mit dem Neuen Petritor. Dafür bringt dann aber der Artikel „Am Neuen Petritor“, weil das Pulver schon andernorts verschossen ist, wenig über das Neue Petritor, sondern berichtet von verschiedenen ganz anderen Dingen. Wenn man Hodemachers Buch auf einen Sitz durchliest, erfährt man bei diesem Erzählprinzip eine Menge aus der Geschichte Braunschweigs, allerdings meist an Stellen, wo man es weder erwartet hätte noch suchen würde. Das Bedauerliche ist nun: In diesem an sich ja als Nachschlagewerk gemeinten Buch kann man von alledem im nachhinein so leicht nichts wiederfinden. Es gibt weder ein Personen- noch ein Sachregister, genauso wenig ein Register, in dem man die zahlreichen im Buch erwähnten heute nicht mehr gebräuchlichen Straßennamen (etwa: Ottilientheil, Vedekenstrate) auffinden könnte. Dies alles zeugt nicht von sorgfältiger Planung und mindert den Gebrauchswert des Buches erheblich.

In den Sacherklärungen zu den Straßennamen läßt das Buch seine Benutzer (die doch wissen möchten, wie der Name einer Straße zu erklären sei) an vielen Stellen im Stich. Nehmen wir die Straßennamen „Hagenscharrn“ und „Scharnstraße“. In keinem der beiden Artikel wird erklärt, was das mittelniederdeutsche Wort *scharne* bedeutet (nämlich: eine Bank, auf der Fleisch oder andere Waren zum Verkauf angeboten wurden). Vielmehr verwendet der Autor den Ausdruck *Scharren* so, als kenne der Leser seine Bedeutung. Dasselbe ist im Artikel „Garküche“ der Fall, wo das Wort *Scharren* gleichfalls vorkommt, aber wiederum nicht eindeutig erklärt wird. Die Erklärung der Wortbedeutung findet sich dann ganz unverhofft im Kapitel „Neue Knochenhauerstraße“, aber wer soll das ahnen? Entsprechend verhält es sich mit der Berufsbezeichnung *Kannengießer* im Artikel „Kannengießerstraße“. Was Kannengießer waren, nämlich Zinngießer, erfährt man nicht. Stattdessen ist dort so ausgiebig von Geschütz- und Glockenguß die Rede, daß der Leser leicht auf eine falsche Fährte geraten kann (und man sich fragt, auf welcher Fährte der Autor wohl sein mag). Mehrfach erscheint in den hier und da angeführten urkundlichen Belegen der mittelniederdeutsche Begriff *orthûs*. Daß *orthûs* ‚Eckhaus‘ bedeutet, wird dem Leser nicht erklärt.

Da die Artikel in größeren Zeitabständen über Jahre hinweg im Zeitungs-Vorabdruck erschienen sind, hatte der Autor bei der Niederschrift eines neuen Artikels wohl manchmal vergessen, daß er ein und denselben Straßennamen bei früherer Gelegenheit bereits anders erklärt hatte. Beim erneuten Abdruck in Buchform hat er sich nun nicht die Mühe gemacht, derlei Widersprüchlichkeiten und Inkonsistenzen zu beseitigen. So liest man zunächst unter dem Stichwort „Rehnstoben“ die zutreffende Erklärung des Namens: zugrunde liegt das mittelniederdeutsche Wort *rodenstove* mit der Bedeutung ‚Hopfendarre‘ (wörtlich: ‚Hopfenstube‘). Unter „Stobenstraße“ aber präsentiert uns der Verfasser eine (auf K.F.A. Scheller zurückgehende; über ihn s.u.) ganz unsinnige Herleitung des Straßennamens aus einem erdachten Wort **rinnenstoven* ‚Rinnenbad‘, so daß der Rehnstoben dann ursprünglich „eine Badeanstalt an einem kleinen Graben“ gewesen wäre. Ähnlich verhält es sich mit dem Namensteil Wenden in den Artikeln „Wendenstraße“ und „Am Wendentor“. Am Beginn des Buches, im Kapitel „Am Wendentor“, lesen

wir, daß im Namen des Wendentors der Name der Wenden (Slawen) stecke und daß dies auch beim Namen der Wendenstraße (1268: *platea slavorum*) der Fall sei. Damit hat der Verfasser das Richtige getroffen. Im Kapitel „Wendenstraße“ jedoch, weiter hinten im Buch, soll das alles plötzlich nicht mehr wahr sein: „Die Wendenstraße erinnert nicht, wie allgemein behauptet wird, an den Volksstamm der Wenden“, schreibt der Autor auf S. 332. Seine sich dort anschließenden Ausführungen über den Dorfnamen *Wenden* und den Namen des Völkerstammes der Wenden sind dann so abwegig und konfus, daß der Platz nicht ausreicht, sie hier richtigzustellen.

Nicht nur von Kapitel zu Kapitel hat der Autor manchmal vergessen, was er dem Leser eigentlich hatte sagen wollen. Auch mitten im Text eines Kapitels verliert er bisweilen das angekündigte Ziel aus den Augen. So zitiert er im Artikel „Kohlmarkt“ den Archäologen H. Rötting mit den Worten „Was früher nur Hypothesen waren, ist jetzt bewiesen“. Worum es aber bei diesem Nachweis durch Grabungsfunde eigentlich geht (nämlich um die Existenz von Siedlung und Kirche am Kohlmarkt schon im 9. Jahrhundert, nicht erst im 11.), das behält Hodemacher versehentlich für sich. Ähnliches passiert ihm im Kapitel „Hohetorwall“. Dort kündigt er dem Leser an, die fingierte Braunschweiger Adresse Hitlers am Hohetorwall mitzuteilen, unter der dieser 1932 deutscher Staatsbürger hat werden können. Aber nach dieser Ankündigung gerät er ins Erzählen, vergißt die Nennung der Hausnummer und schreibt trotzdem wenige Zeilen später von der „angegebenen Adresse“. Wo angegeben? Der Neudruck seiner in vielerlei Hinsicht von Flüchtigkeit gekennzeichneten Zeitungsartikel hätte dem Autor die Chance der Präzisierung und, wo nötig, der Korrektur gegeben. Er hat sie nicht genutzt.

Auch sonst enthält das Buch eine erstaunliche Anzahl von sachlichen Fehlinformationen, viel mehr, als daß sie hier alle erwähnt werden könnten. Wenige Beispiele müssen genügen.

Beispiel 1: Im Kapitel „Bohlweg“ wird (S. 75) die Behauptung aufgestellt, das 1745 eröffnete Collegium Carolinum sei eingerichtet worden, um „jungen Menschen nach einer Idee des [...] Abtes [...] Jerusalem eine naturwissenschaftlich und technisch orientierte Bildung“ zu vermitteln. In Wahrheit hätte dem Abt Jerusalem wohl kein Bildungsziel ferner gelegen als dieses. Der

Autor präsentiert seine mißweisende Auskunft über das Bildungskonzept des frühen Collegium Carolinum nochmals im Artikel „Steinstraße“. Dort werden auf S. 303 als „große Lehrer“, die dem Carolinum „bald einen weitreichenden Ruf sicherten“, Leisewitz, Eschenburg, Dedekind, Griepenkerl, Lachmann genannt. Von diesen haben Leisewitz und Lachmann nie am Carolinum gelehrt (ein Bruder des hier ja wohl gemeinten berühmten Philologen Karl Lachmann, der Arzt Heinrich Lachmann, hatte zeitweise einen unbesoldeten Lehrauftrag), Dedekind sowie Griepenkerl Vater und Griepenkerl Sohn gehörten dem Carolinum erst im 19. Jahrhundert an, und auch Eschenburg war 1745, bei der Eröffnung des Carolinums erst zwei Jahre alt, ist also genauso wenig wie die anderen ein Mann der ersten Stunde, der „bald“ den Ruhm der Anstalt hätte sichern können.

Beispiel 2: Im Zusammenhang mit dem Hagenmarkttheater ist im Kapitel „Hagenmarkt“ zu lesen, daß „Goethe hier seinen ‚Faust‘ zur Erstaufführung brachte“ (S. 137). Richtiger wäre, daß Goethe sich Klingemanns Wunsch, den „Faust“ in Braunschweig aufzuführen, nicht verschloß.

Beispiel 3: Unter „Friedrich-Wilhelm-Straße“ lesen wir auf S. 113: „Die Straßenbahn der Linie 7 zuckelte hier quietschend um die leichte Kurve. Sie fuhr übrigens noch in den 70er Jahren.“ In Wirklichkeit hat die Linie 7 (Hauptbahnhof-Prinzenpark; Teilstrecke der Linie 8) seit 1945 nicht mehr existiert, und der Straßenbahnverkehr insgesamt wurde in der Friedrich-Wilhelm-Straße bereits in den 60er Jahren eingestellt.

Es geht bei dieser Kritik an der inhaltlichen Unzuverlässigkeit des Buches nicht um Besserwisserei. Selbstverständlich ist es heute relativ belanglos, wann durch eine bestimmte Straße zum letzten Mal eine Straßenbahn gefahren ist. Sichtbar wird aber an solchen Stellen (und viele andere wären zu nennen), mit welch geringem Anspruch an Sorgfalt und Zuverlässigkeit das Buch im Prinzip gemacht ist. Wie es mit dem Carolinum, mit dem „Faust“ und mit der Straßenbahn wirklich gewesen ist, hätte sich mit wenig Mühe schnell nachschlagen lassen. Eben diese Arbeit zu leisten wäre Aufgabe des Verfassers gewesen. Einem Sachbuch muß man in solchen Dingen vertrauen können.

Nicht ganz so belanglos ist indessen das merkwürdige Bild von der Geschichte der Osterweiterung des deutschen Reichs, das das Buch seinen Lesern (gleich-

sam en passant) vermittelt. Im Kapitel „Wendenstraße“ lesen wir, daß vor der Völkerwanderung „im Osten der Elbe bis zu Oder und Weichsel“ „deutsche [sic!] Stämme“ gelebt hätten. Dann sind Slawen nachgerückt. „Doch schon mit Karl dem Großen beginnt die mit der Christianisierung verbundene Rückströmung der Deutschen. In einer Reihe blutiger Kämpfe, die bis in das 12. Jahrhundert reichten, erlag das Slawentum wieder in unablässiger Kolonisation. Unter dem Zustrom deutscher Adliger, Bürger und Bauern wurde der Osten des damaligen Reiches wieder deutsch“ (S. 332). Eine Unterscheidung zwischen „germanisch“ und „deutsch“ und ein sorgfältiger Umgang mit dem Reichs-Begriff ist wohl das mindeste, was hier anzuraten gewesen wäre, von stilistischer Glättung ganz zu schweigen.

Wenden wir uns schließlich der sprachgeschichtlichen Deutung der Straßennamen zu. Namen wie „Hinter Liebfrauen“ oder „Breite Straße“ bedürfen meist nur einer sachgeschichtlichen, keiner sprachgeschichtlichen Erläuterung, weil uns die Wörter *hinter*, *lieb*, *Frau*, *breit*, *Straße* vertraut sind. Schwieriger ist es mit sprachlich dunklen oder nur scheinbar transparenten Straßennamen wie „Abelnkarre“, „Jodutenstraße“, „Heydenstraße“, „Kattreppeln“, „Klint“, „Meinhardshof“, „Neue Güldenklynke“, „Nickelnkulk“, „Ottilientheil“, „Rehnstoben“, „Südstraße“, „Werder“ etc. In diesen und ähnlichen Fällen tappt der Verfasser mit seinen Erklärungen mehr oder weniger im dunkeln, sofern er nicht überhaupt (wie etwa im Fall „Werder“) jede sprachliche Erläuterung stillschweigend unterläßt. Wo dem Verfasser mehrere Deutungen vorliegen, vermag er meist nicht zu entscheiden, welcher der Vorzug zu geben sei. Zur Konkurrenz von *Beckenwerper*- und *Beckenwerkerstraße* schreibt er: „Mag sich nun jeder seine Deutung ausdenken“ (S. 71), und auch in den Artikeln „Abelnkarre“ und „Kattreppeln“ kann er sich zu nichts entschließen. Bei „Wendenstraße“ und „Am Wendentor“ sowie „Rehnstoben“ verwickelt er sich in Widersprüche (s.o.). Den Namen der Heydenstraße will er abenteuerlicherweise „von dem längst vergessenen Wort Hein oder Hün herleiten, was soviel wie Tod bedeutet“ (S. 146). Aus welcher Sprache dieses „längst vergessene“ Wort stammen soll und woher er, anders als seine Leser, „längst Vergessenes“ noch kennt, teilt der Verfasser leider nicht mit. Je nach Bedarf wird im übrigen wahllos auf das Lateinische, das Französische, das Keltische (in Braunschweig!) oder das „Altdeut-

sche“ (was ist das?) Bezug genommen, ohne daß ein Wort darüber verloren würde, welche Rolle diese Sprachen in Braunschweig zu welcher Zeit für die Bildung der Straßennamen einmal gespielt haben könnten. Sogar das „Sassische“, jenes luftige sprachliche Wunschgebilde des ins Niederdeutsche unglücklich verliebten Braunschweiger Arztes Karl Friedrich Arend Scheller (1773-1842), wird in den Namensklärungen des Verfassers für eine real existiert habende Sprache gehalten.

Dem hier anzuzeigenden Buch fehlt somit jegliches sprachhistorische Fundament. Nicht ein einziges Mal im gesamten Buch wird die Frage gestellt, ob die zur Diskussion stehenden Deutungen des jeweiligen Straßennamens lautgeschichtlich möglich oder gar gesichert seien. So bleiben denn die Straßennamen-Erklärungen dieses Buchs meist im ungefähren, manchmal fehlen sie einfach, oftmals sind sie abstrus und grob falsch, manchmal mischt sich Richtiges mit Mißverständenem, und manchmal treffen sie auch zufällig das Richtige. Insgesamt betrachtet, sind sie nicht brauchbar.

Am Ende ergibt sich: Die Ausführungen des Verfassers zur städtischen und allgemeinen Geschichte sind mit Fehlern durchsetzt, und es ist ihnen daher zumindest mit Vorsicht zu begegnen. Seine Äußerungen zur ursprünglichen Bedeutung der erklärungsbedürftigen (weil dunklen) Straßennamen sind, aufs ganze gesehen, unzulänglich. Als Nachschlagewerk in Sachen Braunschweiger Straßennamen ist das Buch daher nicht geeignet. Wer das Buch besitzt, erfreue sich an den darin abgedruckten fast 350 meist sehenswerten Photos aus dem Braunschweig des 19. und 20. Jahrhunderts.

Dr. Herbert Blume

Franz Wrede, Jürgen Schierer, Harald Gold: Hochdeutsch-Plattdeutsches Wörterbuch. Ostfälsch. Peine: Ostfalia-Verlag 1995. 218 S. DM 25,-.

Eines der besten Regionalwörterbücher innerhalb der ostfälschen Dialektlandschaft ist das von dem Celler Lehrer Franz Wrede (1890-1963) erarbeitete, leider seit langem vergriffene „Plattdeutsches Wörterbuch des Kirchspiels Sievershausen, Kreis Burgdorf i. Han.“ (Celle 1960). Die Grundlage des Wörterbuchs bildet Wredes eigener plattdeutscher Wortschatz, so wie er ihn von sei-

nem 1830 in Rörhse (Kirchspiel Sievershausen) geborenen Großvater erlernt hatte. Diesen Wortbestand hatte Wrede systematisch durch Befragung von Personen aus den Nachbardörfern von Rörhse ergänzt und auf diese Weise mit kritischer Sorgfalt ein Wörterbuch geschaffen, das mehr als nur seine eigene Sprachkenntnis abbildet. Wredes Wörterbuch zeichnet sich nicht nur durch Umfang und Wortreichtum aus, sondern es enthält in nahezu mustergültiger Genauigkeit Angaben zur Flexion der Wörter, sogar Hinweise auf verwandte Wörter in anderen germanischen Sprachen. Es bietet die einzelnen Wörter außerdem, soweit irgend möglich, im Satzzusammenhang dar, so daß Bedeutung und Verwendungsweise der Wörter konturiert werden. Dadurch enthält es auch eine kaum überschaubare Menge von Sprichwörtern und Redensarten, ist also zugleich ein verkapptes phraseologisches Lexikon. Mit seinen zu Definitionszwecken an vielen Stellen angeführten gründlichen Sachbeschreibungen, Rezepten zur Herstellung von Speisen und anderen Erläuterungen solcher Art bildete es schon zur Zeit seines Erscheinens ein kleines Museum ostfälscher bäuerlicher Kultur des 19. Jahrhunderts, und heute ist es das noch viel mehr.

Wie es in der Natur der Sache liegt, führt Wredes Wörterbuch die Wörter unter ihrem plattdeutschen Stichwort auf und erklärt sie auf hochdeutsch. Da aber nun für Ostfalen Wörterbücher der entgegengesetzten Richtung (Hochdeutsch-Plattdeutsch) Mangelware sind, haben im hier anzuzeigenden Falle die Bearbeiter Jürgen Schierer und Harald Gold den Versuch gewagt, Wredes Wörterbuch kurzerhand „umzudrehen“. Ihr Ziel war es, ein hochdeutsch-plattdeutsches Wörterbuch herzustellen, das zum 1994 erschienenen Helmstedter (Emmerstedter) hochdeutsch-plattdeutschen Wörterbuch von Wilhelm Schrader ein geographisches Seitenstück bilden sollte und das, nicht zuletzt, auch deutlich umfangreicher sein sollte als das vorsätzlich schmal gehaltene Emmerstedter Wörterbuch (vgl. die Besprechung von Schraders Wörterbuch in dieser Zeitschrift, Bd. 80, 1994, S. 131). Beides ist ihnen gelungen. Wer, vom Hochdeutschen ausgehend, nach plattdeutschen Wörtern sucht, findet im solchermassen „umgekrempelten“ Wrede reichhaltige Auskunft, zumal die Bearbeiter Schierer und Gold das von Wrede übernommene Wortmaterial hier und da noch ergänzt haben. Als Zugabe erhält diese Wrede-Bearbeitung einen 20 Seiten langen „Grammatischen Anhang“, in dem ab-

rißartig die Nominal- und Verbalflexion zusammengefaßt ist; dabei sind 16 Seiten einer tabellarischen Übersicht über die Konjugation der unregelmäßigen Verben gewidmet (bei Wrede sind die entsprechenden Formen beim jeweiligen Verbum angeführt).

Insgesamt gesehen, ist ein durchaus brauchbares Hilfsmittel entstanden, das bei der Suche nach dem treffenden ostfälischen Wort gute Dienste leisten kann. Da überdies die Lautformen von Sievershausen und Umgebung nicht so radikal anders sind als die etwa zwischen Braunschweig und Helmstedt geläufigen, ist das neue Wörterbuch, obwohl auf „hannöverschem“ Territorium entstanden, durchaus auch in der „Braunschweigischen Heimat“ verwendbar.

Einem gewendeten Kleidungsstück sieht man spätestens auf den zweiten Blick an, daß es früher einmal anders ausgesehen hat, anders „gemeint war“. So auch bei diesem Wörterbuch. Probleme bereitet hat den Bearbeitern z.B. die Tatsache, daß manche Wortfelder im Plattdeutschen reichhaltiger und dichter besetzt sind als die ihnen entsprechenden hochdeutschen. Ein solches Wortfeld ist das des Arbeitens. Für die verschiedenen begrifflichen Varianten des Arbeitens (nachlässig, fehlerhaft, langsam, leicht, schwer, emsig, übermäßig, bis zur Erschöpfung arbeiten u.a.m.) finden sich im „originalen Wrede“ über 30 Verben, unter anderem: *fuddeln, fenteln, fussehn, murksen, schauestern, pemmeln, pusseln, mussehn, slampen, muddeln, muckeln, höttjern, kröppeln, kläütern, marachen, schirrwarken, sik afdelgen*. Unter welchen hochdeutschen Lemmata sollte man die jeweils anordnen? Die Bearbeiter haben sich entschlossen, sie allesamt unter *arbeiten* anzuführen. Entsprechend sind sie mit den zahlreichen, meist abwertenden Bezeichnungen für den Menschen allgemein und für Mann und Frau speziell verfahren. Unter hochdeutsch *Frau* findet man daher nicht nur die wertungsneutralen Wörter *Frue* und *Fruensminsche*, sondern auch *Trine, Bummeltrine, Wiewerstücke, Trudchen, Körwäsche, Sluntje, Snirtje* usw., insgesamt mehr als 100 Ausdrücke, jeweils mit Angabe des speziellen Bedeutungsmerkmals. Streckenweise wird das Wörterbuch daher zum Synonymenverzeichnis.

Nicht übernehmen wollen haben die Bearbeiter Wredes schöne Satzbeispiele, Redensarten, Sprichwörter und Sachbeschreibungen; das neue Wörterbuch wäre wohl viel zu umfangreich und teuer geworden. Auch wenn man diese Entscheidung respektieren muß: Die

Wörter verlieren in der Neubearbeitung leider ihren „Sitz im Leben“, und deswegen wird der Wunsch nach einem Neudruck des eigentlichen Wörterbuchs von Wrede umso stärker. Manchmal hat der Verzicht auf die Satzbeispiele auch einen Verlust an grammatischer Information zur Folge. Wenn Schierer und Gold z.B. unter hochdeutsch *ersticken* u.a. die plattdeutschen Verben *sticken* und *dämpen* anführen, so erfährt man (mangels Satzbeispiel) nicht, daß *sticken* intransitiv, *dämpen* aber transitiv zu verwenden ist. Generell hätte dem Buch ein wenig mehr an grammatischer Information zu den einzelnen Wörtern gut getan – und eine gründlichere Korrektur. Die Anzahl der (z.T. sinnstörenden) Setzfehler ist sehr hoch.

Unbeschadet solcher Vorbehalte liegt im hochdeutsch-plattdeutschen Wörterbuch von Wrede/Schierer/Gold ein nützliches und willkommenes Hilfsmittel zum Umgang mit dem Wortschatz des (Kern-)Ostfälischen vor. Am schönsten läßt es sich als hochdeutscher Schlüssel zu Wredes plattdeutschem Originalwörterbuch benutzen. Das sollte man, wenn man die lebendige Verwendungsweise der Wörter erfahren möchte, daneben legen können. Deshalb bleibt ein Neudruck von Wredes 1960 erschienenem Wörterbuch (dessen allzu zeitgebundene Einleitung allerdings durch eine neue zu ersetzen wäre) ein Desiderat.

Dr. Herbert Blume

Ingeborg Titz-Matuszak: Starcke Weibes-Personen. Geschichte der Goslarer Frauen vom Mittelalter bis 1800. Bd. 1: Arbeits- und Lebensbedingungen (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs, Bd. 1). Georg Olms Verlag. Hildesheim, Zürich, New York 1994, 304 S., broschiert, DM 58,-. ISBN 3-487-09813-X

Seit etwa zehn Jahren sind HistorikerInnen in über 30 Städten der Bundesrepublik Deutschland, ebenso wie der Schweiz und Österreich auf der Spurensuche nach vergessenen Frauen. Die Ergebnisse ihrer Forschungen bilden oftmals die Grundlage für alternative Frauenstadtrundgänge und -fahrten, die weit mehr als einen touristischen Reiz haben.

Wenngleich über die am Nordrand des Harzes gelegene Kaiserstadt Goslar – ähnlich wie in anderen so geschichtsträchtigen Städten – in der Vergangenheit zu den unterschiedlichsten Bereichen eine Vielzahl histo-

rischer Beiträge veröffentlicht wurden, fehlte bislang eine Monographie zur Geschichte „ihrer“ Frauen. Für Goslar hat diesen Mangel nun die promovierte Historikerin Ingeborg Titz-Matuszak behoben und eine umfassende Regionalstudie vorgelegt, die möglichst umfassend die Stadtgeschichte aus der Perspektive der Frauen im Wandel der Zeiten vom Mittelalter bis 1800 beschreibt. Auf der Grundlage reichhaltiger, bisher weitgehend ungesichteter Quellen des Goslarer Stadtarchivs hat die Autorin dabei die gesellschaftliche Stellung der Frauen in der Stadt Goslar vor allem in Hinsicht auf ihre Berufstätigkeit in verschiedenen Wirtschaftszweigen erforscht.

Das erste Kapitel befaßt sich mit der Stellung der Frauen in Gilden und Innungen. Da die Mitgliedschaft in einer solchen Organisation die gesamten Lebensverhältnisse bis in die Familienstrukturen hinein bestimmte – also auch die der Frauen, geht die Autorin der Frage nach, welchen Anteil allgemein die Frauen an den genossenschaftlichen Zusammenschlüssen hatten, unter welchen Bedingungen sie mitarbeiten durften und welche Rechte ihnen zustanden.

Einen wesentlichen Erwerbszweig stellte in Goslar der Verkauf des einheimischen Bieres, der Gose, dar, an deren arbeitsintensiver Herstellung – wie die Ausführungen im zweiten Kapitel belegen – sowohl Männer als auch Frauen beteiligt waren. Um die Bedeutung der Frauen an diesem für das städtische Wirtschaftsleben wichtigen Zweig zu klären, setzt Ingeborg Titz-Matuszak ihre Untersuchung auf zwei Ebenen an. Zum einen erörtert sie den Anteil der Frauen an der Braugerechtigkeit, also ihre Befugnis generell, Bier brauen zu lassen, sodann die Teilnahme der Frauen bei dem eigentlichen Brauprozess, also bei der Verrichtung der praktischen Arbeit.

Zwei weitere Kapitel beleuchten die Bedeutung und Stellung der Frauen in den durch Eid gebundenen Berufsgruppen und in konzessionierten Berufen. Bei der ersten Gruppe handelte es sich um Berufe, die wie im Falle der Hebammen teils Frauen vorbehalten blieben oder wie das Taxatorenamt sowohl von Frauen als auch von Männern ausgeübt wurden. Dagegen war das Mühlengewerbe, wie die Forschungsergebnisse für Goslar belegen, ein Beruf mit nur sehr eingeschränktem Frauenanteil, während das städtische Hirtenamt Frauen anscheinend gar nicht zugetraut wurde. Bei den konzessionierten Berufen hatte neben dem Brannt-

weinbrennen und -versellen vor allem die Hausschlachtung eine große Bedeutung. Ferner arbeiteten in diesem Sektor Frauen als Geldwechslerinnen, Hökerinnen und Kornmaklerinnen.

Daß in früherer Zeit im Transportwesen von Mensch und Tier harte körperliche Arbeit geleistet werden mußte, erscheint unbestritten. Die Vermutung allerdings, nur Männer seien in einem solchen Gewerbe tätig gewesen, hat sich aufgrund des Goslarer Aktenmaterials als falsch herausgestellt. So konnte die Autorin mehrere „Starcke Weibes-Personen“ ermitteln, die ein Fuhrunternehmen betrieben oder als Kiepenfrauen „ihren Mann standen“. Die aufschlußreichen Ausführungen in diesem Kapitel zeigen nicht nur wie hart die Arbeitsbedingungen in diesen eher typischen Männerberufen waren, sondern geben auch allgemein einen Einblick in die prekäre ökonomische Situation Goslars im ausgehenden 18. Jahrhundert.

Die beiden letzten Kapitel sind den Köchinnen und den Mägden gewidmet, die fast ausnahmslos mit einer verhängnisvollen Armut zu kämpfen hatten. Die ausführliche Schilderung der Rechtslage, der Lebens- und Arbeitsbedingungen, der Entlohnung sowie einer Reihe von Einzelschicksalen Goslarer Mägde im 17. und 18. Jahrhundert belegt, daß diese Frauen, wie Knechte und andere Arbeiterinnen der Unterschichten, in der Regel sehr schwere und lange Dienste ohne eine adäquate Entlohnung verrichten mußten und nicht selten die leidtragenden Opfer sexueller „Vergehen“ wurden.

Ergänzt wird der mit 20 Schwarzweiß-Abbildungen illustrierte Band durch einen Anhang mit den aus den Tafelamtsrechnungen ermittelten Namen der Goslarer Hebammen, den aus den Goslarer Bürgerbüchern von 1660 bis 1800 ermittelten Herkunftsorten der Mägde sowie einem Verzeichnis der benutzten ungedruckten Quellen und zitierten Literatur.

Ingeborg Titz-Matuszak hat eine detailgetreue und dabei höchst lebendige und spannend zu lesende Darstellung vom Leben der Frauen in Goslar vom Mittelalter bis 1800 vorgelegt, die eine in der lokalgeschichtlichen Literatur seit langem bestehende Lücke schließt. Die Bedeutung des Buches, das hoffentlich für möglichst viele andere Städte zur Anregung dient, ihre Geschichte unter frauenspezifischen Gesichtspunkten erforschen zu lassen, geht weit über die Stadtgrenzen Goslars hinaus, da die Fragen nach den Arbeitsfeldern und -modalitäten der Frauen in der vorindustriellen

Zeit teilweise generalisiert werden können. Wünschens- und sicherlich lohnenswert wäre auch eine Fortführung der Untersuchung für den Zeitraum der darauffolgenden 150 Jahre. Auf jeden Fall darf man auf den von der Autorin in Arbeit befindlichen zweiten Band der „Starcken Weibes-Personen“, der die Rechtsstellung der Frauen, Eherecht und Ehealltag sowie Luxus- und Sittengesetzgebung mit vielen Fallbeispielen im Wandel der Zeit thematisiert, schon jetzt gespannt sein.

Dr. Hubert Kolling

Hansjörg Pötzsch: Das Braunschweiger Schützenwesen. 450 Jahre Geschichte der Braunschweiger Schützengesellschaft 1545. Hrsg. im Auftrag der Stadt Braunschweig und der Braunschweiger Schützengesellschaft 1545 von Wolf-Dieter Schuegraf. Braunschweig: Joh. Heinr. Meyer 1995. 160 S., zahlreiche Schwarzweißabb. Leinwand.

Heute sehen die Schützenvereinigungen das Sportschießen sowie die Pflege von Geselligkeit und historisch gewachsenem Brauchtum als ihre Aufgaben an. Entstanden sind sie hingegen in der Regel als städtische Einrichtungen, in denen alle wehrfähigen Bürger zur regelmäßigen Durchführung von Schießübungen und Wetschießen zusammengefaßt waren, um für eine Verteidigung ihrer Stadt angemessen gerüstet zu sein. Darüber hinaus bildeten die Wetschießen, auch Schützenhöfe genannt, seit langem besondere gesellschaftliche Ereignisse.

Am Beginn stehen derartige Schützengilden im späten Mittelalter im nordfranzösisch-flandrischen Raum, von wo aus sie sich relativ schnell in die Niederlande und vor allem nach Norddeutschland verbreitet haben. Für Braunschweig lassen sich zahlreiche Spuren und Einzelhinweise auf ein derartiges Schützenwesen finden, wie Pötzsch darlegt. Die früheste bekannte braunschweiger Schützenordnung stammt freilich erst von 1545. Dieses Jahr wird daher als Gründungsdatum der heutigen braunschweiger Schützengesellschaft angesehen. Seine 450. Wiederkehr war Anlaß für die vorliegende Veröffentlichung, für die der Verfasser ein umfangreiches, bisher wenig beachtetes Quellenmaterial auswerten konnte. Er hat sich dankenswerter Weise

nicht auf die Darstellung der internen Geschichte der braunschweiger Schützengesellschaft beschränkt.

In einleitenden Kapiteln werden der Begriff des Schützen – auch im Heerwesen –, die oben skizzierte Entstehung der Schützenvereinigungen und die Wehrverfassung der Stadt Braunschweig im Mittelalter abgehandelt. In den folgenden 11 übersichtlichen, chronologisch angelegten Hauptkapiteln ist das braunschweiger Schützenwesen in den einzelnen Epochen vom Mittelalter bis zur Gegenwart im Kontext der herrschenden sozialen und politischen Verhältnisse dargestellt. So erfahren wir etwas über die mittelalterlichen Schützenvergünungen, zu denen die Braunschweiger auch in andere Städte reisten, aber auch über das Vogel – und das weit jüngere Büchenschießen nach der Scheibe. Ausführlich sind die Schützenordnungen von 1545 und 1648 erörtert. Der Bogen spannt sich dann, gegliedert nach Epochen, bis zur Gegenwart. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über die Verhältnisse während der Napoleonischen Ära, während des Deutschen Kaiserreiches sowie des Dritten Reiches mit seiner „Gleichschaltung“ und Forderung des „Führerprinzips“, aber auch die Reorganisation nach dem Zweiten Weltkrieg und die heutigen Aktivitäten.

Der flüssig geschriebene, detaillierte Band genügt mit seinen zahlreichen Quellenbelegen auch wissenschaftlichen Ansprüchen. Zahlreiche Schwarzweißabbildungen beleben und ergänzen den Text. Leider ist ihre Wiedergabe technisch durchweg mangelhaft.

Dr. Mechthild Wiswe